3 1761 08821336 8

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/smtlicheromaneun22dost

F. M. Dostojewski

Sämtliche Romane und Novellen

Zweiundzwanzigster Band

LR
D7245
.G7

Dostoevsky, Fedor Mikhailovich
Sämtliche Romane und Novellen.
Bd. 22

Werdejahre

*

Ein Roman in drei Teilen

von

F. M. Dostojewski

*

Zweiter Band

THE TORONTO LIBRARY

438097
17.8.45

Übertragen von H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig / 1922

6. bis 10. Tausend.

Zweiter Teil

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel

I

Ich erwachte am Morgen gegen acht Uhr, schloß sogleich meine Tür zu, setzte mich ans Fenster und begann nachzudenken. So saß ich bis zehn Uhr. Das Dienstmädchen klopfte zweimal bei mir an, aber ich wies sie fort. Schließlich, es war schon zwischen zehn und elf, klopfte es wieder. Ich wollte schon wieder eine Abweisung schreien, aber es war Lisa. Mit ihr zugleich kam auch das Dienstmädchen herein, brachte mir den Kaffee und machte sich daran, den Ofen zu heizen. Das Dienstmädchen wieder hinaus zu schicken war unmöglich, und die ganze Zeit über, während Fjokla Holz einlegte und das Feuer anblies, ging ich mit großen Schritten in meinem kleinen Zimmer auf und ab, ohne ein Gespräch mit Lisa anzuknüpfen; ja, ich gab mir sogar Mühe, sie nicht anzusehen. Das Dienstmädchen verrichtete seine Arbeit mit einer unsäglichen Langsamkeit, und zwar absichtlich, wie das alle Dienstmädchen in solchen Fällen tun, wenn sie merken, daß ihre Anwesenheit die Herrschaften hindert, miteinander zu sprechen. Lisa hatte sich am Fenster auf einen Stuhl gesetzt und folgte mir mit den Augen.

„Dein Kaffee wird kalt," sagte sie plötzlich.

Ich sah sie an: ihr Gesicht zeigte nicht die geringste Verlegenheit, sondern vollkommene Ruhe; auf ihren Lippen lag sogar ein Lächeln.

„Ja, so sind die Weiber!" rief ich unwillkürlich und zuckte die Achseln.

Endlich hatte das Dienstmädchen den Ofen geheizt und wollte nun anfangen, das Zimmer aufzuräumen; aber da jagte ich sie ärgerlich hinaus und schloß hinter ihr die Tür zu.

„Aber sag doch mal, warum hast du die Tür wieder zugeschlossen?" fragte Lisa.

Ich trat vor sie hin.

„Lisa, wie konnte ich denken, daß du mich so betrügen würdest!" rief ich auf einmal, ohne diesen Anfang irgendwie überlegt zu haben; und diesmal kamen mir nicht die Tränen in die Augen, sondern es war beinahe ein boshaftes Gefühl, das mir, für mich selbst völlig unerwartet, einen Stich ins Herz gab.

Lisa errötete, antwortete aber nicht; sie fuhr nur fort, mir gerade ins Gesicht zu sehen.

„Ach, Lisa, ach, wie dumm ich war! Aber war ich denn dumm? Alle Anzeichen haben sich doch erst gestern auf einen Punkt vereinigt, und woher hätte ich vorher darauf kommen können? Etwa daher, daß du häufig Frau Stolbejewa und diese Darja Onisimowna besuchtest? Aber ich hielt dich für eine Sonne, Lisa, und wie hätte mir so etwas in den Kopf kommen können? Erinnerst du dich, wie ich dich damals, vor zwei Monaten, in seiner Wohnung traf, und wie wir beide, du und ich, dann zusammen im Sonnenschein gingen und so fröhlich waren ... war es denn damals schon geschehen? Ja?"

Sie antwortete mit einem bejahenden Kopfnicken.

„Also hast du mich schon damals betrogen! Da lag der Grund nicht in meiner Dummheit, Lisa, sondern eher in meinem Egoismus, in dem Egoismus meines Herzens und... und vielleicht in meinem Glauben an Heiligkeit. Oh, ich war immer des festen Glaubens, daß ihr alle unendlich hoch über mir ständet, und nun! Und nun zuletzt, gestern, im Zeitraum eines Tages, fand ich trotz aller Andeutungen keine Zeit, es mir zurechtzulegen ... Und ich war auch gestern mit ganz anderen Dingen beschäftigt!"

In diesem Augenblicke mußte ich auf einmal an Katerina Nikolajewna denken und fühlte wieder einen schmerzhaften Stich wie von einer Nadel im Herzen und errötete über das ganze Gesicht. Natürlich konnte ich in einem solchen Augenblicke nicht gut und freundlich sein.

„Aber weswegen entschuldigst du dich denn? Es scheint mir, Arkadi, als ob du dich wegen irgend etwas zu entschuldigen suchst; also weswegen denn?" fragte Lisa leise und sanft, aber in sehr festem, sicherem Tone.

„Weswegen, weswegen! Ja, was soll ich jetzt tun? Siehst du, das ist die Frage! Und du sagst: ‚Weswegen denn?' Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll! Ich weiß nicht, wie sich Brüder in solchen Fällen verhalten ... Ich weiß, daß man so einen mit der Pistole in der Hand zum Heiraten zwingt ... Ich will so handeln, wie ein ehrenhafter Mann handeln muß. Aber wie ein ehrenhafter Mann in solcher Lage handeln muß, das weiß ich eben nicht! ... Warum weiß ich das nicht? Weil wir nicht adlig sind; er aber ist ein Fürst und lebt in einer ganz anderen Welt; er wird uns, wenn wir auch ehrenhafte Leute sind, gar nicht anhören. Und du und ich, wir sind nicht einmal richtige Geschwister, sondern illegitime Kinder, ohne Familienzugehörigkeit, Kinder eines Gutsknechtes; und heiraten denn etwa die Fürsten Mädchen aus dem Gutsgesinde? O welche Schande! Und da sitzt du nun und wunderst dich über mich!"

„Ich glaube, daß du Qualen leidest," sagte Lisa und errötete wieder dabei; „aber du übereilst dich damit und quälst dich selbst."

„Ich übereile mich? Aber bin ich denn deiner Ansicht nach nicht schon viel zu spät gekommen? Wie kannst du, Lisa, so zu mir reden?" rief ich heftig; denn ich war schließ-

lich in völlige Entrüstung geraten. „Und wieviel Schmach habe ich ertragen, und wie muß mich dieser Fürst verachtet haben! Oh, jetzt ist mir alles klar, und die ganze Situation steht mir deutlich vor Augen: er war fest davon überzeugt, daß ich schon längst sein Verhältnis mit dir durchschaut hätte, aber absichtlich schwiege oder sogar die Nase hoch trüge und auf diese ‚Ehre' stolz sei, – selbst das konnte er von mir denken! Und daß ich mir für meine Schwester, für die Schande meiner Schwester Geld geben ließe! Das mit anzusehen war ihm ekelhaft, und ich gebe ihm darin vollkommen recht; alle Tage einen Schuft zu empfangen und bei sich zu sehen, weil er ihr Bruder ist, und ihn dann noch von Ehre reden zu hören, – das ist eine Pönitenz für ein Herz, selbst für ein Herz wie das seinige! Und du hast das alles geschehen lassen, du hast mich nicht gewarnt! Er hat mich dermaßen verachtet, daß er mit einem Menschen wie Stebelkow über mich gesprochen und mir selbst gestern gesagt hat, er habe mir und Werssilow schon sein Haus verbieten wollen. Und nun dieser Stebelkow! ‚Anna Andrejewna', sagte er, ‚ist ja ebensogut Ihre Schwester wie Lisaweta Makarowna,' und dann rief er mir noch nach: ‚Mein Geld ist besser.' Und ich, ich rekelte mich bei ihm unverschämt auf den Sofas umher und sprang mit seinen Bekannten um, als ob ich ihresgleichen wäre; hole sie alle der Teufel! Und du hast das alles geschehen lassen! Am Ende weiß auch Darsan schon davon; wenigstens kann man das nach seinem Ton von gestern abend glauben ... Alle, alle wissen es, nur ich nicht!"

„Niemand weiß etwas; keinem seiner Bekannten hat er es gesagt, und er konnte es auch keinem sagen," unterbrach mich Lisa; „und über diesen Stebelkow weiß ich nur, daß Stebelkow ihn peinigt und sich dies vielleicht nur kombiniert

hat . . . Über dich aber habe ich mehrere Male mit ihm gesprochen, und er hat meiner Versicherung völlig geglaubt, daß dir nichts bekannt sei, und ich weiß jetzt nur nicht, warum und wie es gestern zwischen euch zu einer Szene gekommen ist."

„Oh, wenigstens habe ich ihm gestern meine Schuld zurückgezahlt, so daß ich diese Last vom Herzen los bin! Lisa, weiß es Mama? Aber wie sollte sie es nicht wissen: ich weiß ja, wie sie gestern aufstand und mir drohte! . . . Ach, Lisa! Glaubst du denn wirklich in jeder Hinsicht recht gehandelt zu haben, hältst du dich nicht im geringsten für schuldig? Ich weiß nicht, wie man heutzutage über dergleichen urteilt, und was du darüber für eine Anschauung hast, ich meine in bezug auf deine Mutter, deinen Bruder, deinen Vater . . . Weiß es Werssilow?"

„Mama hat ihm nichts gesagt; er fragt nicht; gewiß will er nicht fragen."

„Er weiß es, aber er will es nicht wissen; so wird es sein, das sieht ihm ähnlich! Na, magst du immerhin über die Rolle lachen, die dein Bruder, dein dummer Bruder spielt, wenn er von Pistolen spricht; aber die Mutter, die Mutter! Hast du nicht bedacht, Lisa, daß das für Mama ein Vorwurf ist? Ich habe mich die ganze Nacht damit herumgequält; Mamas erster Gedanke muß doch gewesen sein: ‚Das kommt daher, daß ich mich selbst vergangen habe; wie die Mutter, so die Tochter!'"

„Oh, wie böse und grausam ist das, was du da sagst!" rief Lisa, der die Tränen aus den Augen brachen. Sie stand auf und ging schnell zur Tür.

„Bleib hier, bleib hier!" rief ich, legte den Arm um sie, nötigte sie wieder zum Sitzen und setzte mich neben sie, ohne den Arm wegzunehmen.

„Ich habe es mir schon, als ich herkam, gedacht," sagte sie, „daß alles so kommen würde, und daß du von mir durchaus eine Selbstanklage verlangen würdest. Nun meinetwegen, dann will ich mich anklagen. Ich habe jetzt eben nur aus Stolz geschwiegen und nichts gesagt; aber du und Mama, ihr tut mir weit mehr leid als ich mir selbst . . ."

Sie sprach nicht zu Ende und brach plötzlich in heiße Tränen aus.

„Hör auf, Lisa; du brauchst nicht zu weinen und dich nicht anzuklagen. Ich bin nicht dein Richter. Lisa, wie ist es mit Mama? Sage, weiß sie es schon lange?"

„Ich glaube, daß sie es schon lange weiß; aber ich selbst habe es ihr erst kürzlich gesagt, als das eingetreten war," sagte sie leise mit niedergeschlagenen Augen.

„Und was hat sie gesagt?"

„Sie sagte: ‚Trage es!'" erwiderte Lisa noch leiser.

„Ach, Lisa, ja, trage es! Tu dir nichts an! Davor bewahre dich Gott!"

„Nein, ich werde mir nichts antun," antwortete sie in festem Tone und hob die Augen wieder zu mir auf. „Darüber kannst du beruhigt sein," fügte sie hinzu, „so steht die Sache gar nicht."

„Lisa, liebe Lisa, ich sehe nur, daß ich hiervon nichts verstehe; aber dafür habe ich jetzt erst erkannt, wie lieb ich dich habe. Nur eines begreife ich nicht, Lisa, alles übrige ist mir ja klar; nur eines kann ich nicht begreifen, warum du ihn liebgewonnen hast. Wie konntest du einen solchen Menschen liebgewinnen? Das ist mir ein Rätsel!"

„Und da hast du dich gewiß auch damit die Nacht über herumgequält?" sagte Lisa mit einem leisen Lächeln.

„Warte mal, Lisa, das war von mir eine dumme Frage, und du spottest darüber; spotte nur, aber man muß sich doch

notwendig wundern: du und er, ihr seid solche Gegensätze! Er (ich habe ja seinen Charakter studiert), er ist finster und mißtrauisch; vielleicht hat er ein gutes Herz, mag sein, aber dafür ist er im höchsten Grade dazu geneigt, in allem zunächst das Schlechte zu sehen (darin ist er übrigens ganz wie ich!). Er hat eine leidenschaftliche Hochachtung vor edler Denkweise, das gebe ich zu, das sehe ich; aber ich glaube, das ist bei ihm doch nur theoretisch. Oh, er neigt zum Bereuen; er verflucht sich selbst ununterbrochen sein ganzes Leben lang und bereut, was er getan hat, aber dabei bessert er sich nie; übrigens macht er es auch in dieser Hinsicht vielleicht ebenso wie ich. Er hat tausend vorgefaßte Meinungen und falsche Ideen – und doch keine einzige Idee! Er möchte eine große Tat ausführen und treibt kleinlichen Unfug. Verzeih mir, Lisa; ich benehme mich wie ein Dummkopf: ich kränke dich durch diese Reden und weiß das; ich verstehe das ..."

„Das Porträt, das du da von ihm entwirfst, könnte richtig sein," erwiderte Lisa lächelnd; „aber du bist um meinetwillen zu sehr gegen ihn aufgebracht, und darum ist doch wieder nichts daran richtig. Er ist gleich von Anfang an gegen dich mißtrauisch gewesen, und so hast du ihn denn nie richtig sehen können; gegen mich aber hat er sich schon in Luga ganz offen benommen. Er hatte für nichts Augen als für mich, schon in Luga. Ja, er ist mißtrauisch und nervös, und ohne mich hätte er den Verstand verloren, und wenn er mich verläßt, so wird er den Verstand verlieren oder sich erschießen; ich glaube, er hat das selbst eingesehen und weiß es," fügte Lisa hinzu, wie wenn sie nur für sich spräche und in Gedanken versunken wäre. „Ja, er ist dauernd schwach; aber solche schwachen Menschen sind manchmal auch zu einer außerordentlich starken Tat fähig ...

Wie sonderbar war das, was du von der Pistole sagtest, Arkadi: von der Art ist hier nichts erforderlich, und ich weiß selbst ganz genau, welchen Verlauf die Sache nehmen wird. Nicht ich laufe ihm nach, sondern er mir. Mama weint und sagt: ‚Wenn du ihn heiratest, wirst du unglücklich werden; er wird dann aufhören, dich zu lieben.' Ich glaube das nicht; unglücklich werde ich vielleicht werden, aber mich zu lieben wird er nicht aufhören. Wenn ich ihm bisher immer mein Jawort verweigert habe, so war nicht dies der Grund, sondern etwas anderes. Ich verweigere ihm schon zwei Monate lang mein Jawort; aber heute habe ich zu ihm gesagt: ‚Ja, ich werde dich heiraten.' Arkadi, weißt du, er ist gestern," (ihre Augen glänzten, und sie umschlang auf einmal mit beiden Armen meinen Hals), „er ist gestern zu Anna Andrejewna gefahren und hat ihr geradezu mit aller Offenheit gesagt, er könne sie nicht lieben ... Ja, er hat sich ihr gegenüber vollständig ausgesprochen, und dieses Projekt ist jetzt abgetan! Er hat sich an diesem Projekte nie beteiligt; das war nur so eine Idee des Fürsten Nikolai Iwanowitsch, und diese Quälgeister, Stebelkow und noch ein anderer, wollten ihn dazu drängen ... Siehst du, und zum Lohn dafür habe ich heute zu ihm Ja gesagt. Lieber Arkadi, er läßt dich sehr bitten, zu ihm zu kommen und ihm wegen seines gestrigen Benehmens nicht böse zu sein: er ist heute nicht recht wohl und bleibt den ganzen Tag zu Hause. Er ist wirklich krank, Arkadi: glaube nicht, daß er das nur vorschützt. Er hat mich expreß hergeschickt und mich gebeten, dir zu bestellen, daß ihn nach dir verlange und er dir vieles mitzuteilen habe; bei dir hier aber, in deiner Wohnung, ginge das nicht recht. Nun lebe wohl! Ach, Arkadi, ich schäme mich, es zu sagen; aber auf dem Herwege habe ich schreckliche Angst gehabt, du hättest mich

vielleicht nicht mehr lieb; ich habe mich unterwegs in einem fort bekreuzt; aber du bist so gut, lieber Bruder! Ich werde dir das nie vergessen! Jetzt muß ich zu Mama. Und du hab ihn wenigstens ein bißchen lieb, ja?"

Ich umarmte sie herzlich und sagte zu ihr:

„Ich glaube, Lisa, daß du ein starker Charakter bist. Ja, ich glaube, daß nicht du ihm nachläufst, sondern er dir; aber dennoch . . ."

„Aber dennoch: ‚warum hast du ihn liebgewonnen? Das ist mir ein Rätsel!'" fiel sie ein und lächelte plötzlich schelmisch wie in früheren Zeiten. Lisa hatte die Worte: „Das ist mir ein Rätsel!" genau so ausgesprochen wie ich und dabei ganz so, wie ich es bei diesem Satze zu machen pflege, den Zeigefinger aufgehoben und vor die Augen gehalten. Wir küßten uns zum Abschied; aber als sie weggegangen war, befiel mich doch wieder eine heftige Herzbeklemmung.

II

Ich notiere hier nur für mich: es gab nach Lisas Weggehen Augenblicke, wo die unerwartetsten Gedanken mir scharenweise durch den Kopf zogen und ich mit ihnen sogar sehr zufrieden war. „Na, warum rege ich mich so auf," dachte ich, „was kümmert's mich? So oder fast so geht es ja doch bei allen zu. Was hat denn das, was Lisa passiert ist, groß zu bedeuten? Und ich, bin ich denn verpflichtet, ‚die Ehre der Familie zu retten'?" Ich notiere alle diese Einzelheiten, um zu zeigen, wie wenig gefestigt meine Begriffe von Gut und Böse noch waren. Was mich rettete, war nur mein Gefühl: ich wußte, daß Lisa unglücklich war, und daß Mama unglücklich war, und ich wußte das durch mein Gefühl, wenn ich an sie beide dachte, und daher fühlte ich auch, daß alles, was da geschehen war, nicht gut sein konnte.

Jetzt schicke ich voraus, daß die Ereignisse von diesem Tage an bis zur Katastrophe meiner Erkrankung einander mit solcher Schnelligkeit drängten, daß es mir jetzt bei der Rückerinnerung sogar selbst wunderbar vorkommt, wie ich ihnen habe standhalten können und vom Schicksal nicht erdrückt worden bin. Sie nahmen meinem Verstande und sogar meinem Gefühle die Kraft, und wenn ich schließlich unterlegen wäre und ein Verbrechen begangen hätte (und ich war nahe genug daran, ein solches zu begehen), so wäre es sehr möglich gewesen, daß die Geschworenen mich freigesprochen hätten. Aber ich will mir Mühe geben, alles in strenger Ordnung aufzuzeichnen, obgleich ich vorweg bemerken muß, daß damals in meinen Gedanken wenig Ordnung herrschte. Die Ereignisse jagten mit Windesschnelle dahin, und die Gedanken wirbelten in meinem Kopfe umher wie die trockenen Herbstblätter. Da ich ganz und gar aus fremden Gedanken bestand, wo hätte ich da eigene hernehmen sollen, als ich ihrer zu einem selbständigen Entschlusse bedurfte? An einem Führer aber mangelte es mir vollständig.

Ich hatte mir vorgenommen, am Abend zum Fürsten zu gehen, um mich mit ihm ganz frei über alles auszusprechen; bis zum Abend blieb ich zu Hause. In der Dämmerzeit aber erhielt ich wieder mit der Stadtpost ein Briefchen von Stebelkow, nur drei Zeilen, mit der dringenden, „inständigen" Bitte, ihn am nächsten Tage um elf Uhr vormittags „in einer sehr wichtigen Angelegenheit" zu besuchen; „Sie werden selbst sehen," schrieb er, „daß es sich wirklich so verhält." Nach kurzer Überlegung entschied ich mich dafür, je nach den Umständen zu handeln, da es bis zum andern Tage noch lange hin war.

Es war schon acht Uhr; ich wäre schon längst weg-

gegangen, aber ich wartete immer noch auf Werſilow; ich hatte den Wunſch, ihm vieles zu ſagen, und das Herz brannte mir. Aber Werſilow kam und kam nicht. Bei Mama und Liſa konnte ich mich vorläufig noch nicht wieder zeigen, und mein Gefühl ſagte mir, daß auch Werſilow gewiß den ganzen Tag über nicht dageweſen war. Ich machte mich auf, um zu Fuß zum Fürſten zu gehen; aber als ich ſchon unterwegs war, kam mir der Einfall, einen Blick in das geſtrige Lokal am Kanal zu werfen. Und richtig ſaß da Werſilow auf ſeinem geſtrigen Platze.

„Das hatte ich mir auch gedacht, daß du hierher kommen würdeſt," ſagte er, ſeltſam lächelnd und mich ſeltſam anblickend.

Es war kein gutes Lächeln – ein Lächeln, wie ich es auf ſeinem Geſichte ſchon lange nicht mehr geſehen hatte.

Ich ſetzte mich zu ihm an das Tiſchchen und erzählte ihm von Anfang an, was zwiſchen dem Fürſten und Liſa vorgangen war, ſowie die Szene, die ich geſtern nach dem Roulette bei dem Fürſten mit dieſem gehabt hatte; auch meinen Gewinn im Roulette vergaß ich nicht. Er hörte ſehr aufmerkſam zu und ſtellte Fragen über den Entſchluß des Fürſten, Liſa zu heiraten.

„Pauvre enfant, vielleicht gewinnt ſie nichts dadurch. Aber wahrſcheinlich kommt die Sache gar nicht zuſtande ... wiewohl er dazu fähig wäre ..."

„Sagen Sie mir als Freund: Sie haben es doch wohl gewußt, geahnt?"

„Mein Freund, was konnte ich dabei tun? Alles das iſt eine Sache des Gefühls und eines fremden Gewiſſens, wenn auch die Perſon, die dabei in Betracht kommt, dieſes arme Mädchen iſt. Ich kann dir nur wiederholen: ich habe mich ſeinerzeit genugſam in das Gewiſſen anderer Menſchen

eingedrängt – es ist das Unpraktischste, was man nur tun kann! Jemandem im Unglück zu helfen, dessen weigere ich mich nicht, soweit meine Kraft reicht, und wenn ich Verständnis dafür habe. Aber du, mein Lieber, du hast also die ganze Zeit über nichts geargwöhnt?"

„Aber wie konnten Sie," rief ich, heftig auffahrend, „wie konnten Sie, wenn Sie auch nur eine Spur von Verdacht hatten, daß ich etwas von Lisas Beziehungen zu dem Fürsten wüßte, und wenn Sie zugleich sahen, daß ich von dem Fürsten Geld annahm, wie konnten Sie dann mit mir reden, mit mir zusammen sitzen, mir die Hand reichen, mir, den Sie doch notwendigerweise für einen Schuft halten mußten; denn ich möchte darauf wetten, Sie argwöhnten wirklich, daß ich alles wüßte und von dem Fürsten für meine Schwester wissentlich Geld nähme!"

„Das ist wieder so eine Gewissensache," antwortete er lächelnd. „Und woher weißt du," fügte er mit einer rätselhaften Wärme des Gefühls nachdrücklich hinzu, „woher weißt du, ob nicht auch ich, wie du gestern in einem andern Falle, gefürchtet habe, mein ‚Ideal' zu verlieren und statt meines heißblütigen, ehrenhaften Jungen einen Taugenichts vor mir zu sehen? In dieser Befürchtung schob ich den Augenblick der Aufklärung hinaus. Warum setzt du bei mir statt Trägheit und Hinterlist nicht irgendwelchen harmloseren, meinetwegen einen dummen, aber doch anständigeren Beweggrund voraus? Que diable! Ich bin nur zu oft dumm, auch wo der Anstand nicht ins Spiel kommt! Was hätte ich dann noch von dir gehabt, wenn du zu einer solchen Handlungsweise inkliniert hättest? Jemanden durch Ermahnungen bessern zu wollen, ist in solchen Fällen ein unwürdiges Verfahren; du würdest in meinen Augen doch

allen Wert verloren haben, selbst wenn du dich infolgedessen gebessert hättest . . ."

„Aber Lisa tut Ihnen doch leid? Die tut Ihnen doch leid?"

„Sehr leid tut sie mir, mein Lieber. Warum hast du geglaubt, daß ich so gefühllos wäre? Ich bemühe mich vielmehr aus aller Kraft . . . Nun, und wie steht es mit dir, mit deinen eigenen Angelegenheiten?"

„Lassen wir meine Angelegenheiten beiseite; ich habe jetzt keine eigenen Angelegenheiten. Sagen Sie, warum zweifeln Sie daran, daß er sie heiraten wird? Er ist gestern bei Anna Andrejewna gewesen und hat sich definitiv losgesagt . . . na, ich meine von diesem dummen Projekte, . . . das der Fürst Nikolai Iwanowitsch ausgeheckt hatte, daß aus ihnen ein Paar werden sollte. Er hat sich definitiv losgesagt."

„Ja? Wann ist denn das gewesen? Und von wem hast du das eigentlich gehört?" erkundigte er sich neugierig.

Ich erzählte alles, was ich wußte.

„Hm . . ." sagte er nachdenklich, als wenn er sich etwas im stillen zurechtlegte, „also muß das genau eine Stunde vor einer anderen Erklärung geschehen sein. Hm . . . nun ja, gewiß, eine derartige Erklärung konnte ja zwischen ihnen stattfinden, wiewohl mir bekannt ist, daß dort weder von der einen noch von der andern Seite bisher jemals etwas gesagt oder getan worden ist . . . Ja, es genügen allerdings zwei Worte, um seine Willensmeinung auszusprechen. Aber sieh mal," fuhr er mit einem seltsamen Lächeln fort, „ich will dir da eine außerordentliche Neuigkeit mitteilen, die dich höchlichst interessieren wird: wenn dein Fürst Sergei auch wirklich gestern Anna Andrejewna einen Heiratsantrag gemacht hätte (was ich, entre nous soit dit, da ich

über Lisa meine Vermutungen hatte, mit allen Mitteln zu verhindern gesucht haben würde), so hätte ihm doch Anna Andrejewna bestimmt und in jedem Falle sofort einen Korb gegeben. Du liebst, achtest und verehrst ja wohl Anna Andrejewna sehr? Das ist sehr nett von deiner Seite, und daher wirst du dich wahrscheinlich für sie freuen: sie beabsichtigt, sich zu verheiraten, mein Lieber, und nach ihrem Charakter zu urteilen glaube ich, daß sie es auch sicher tun wird, und ich ... nun ich werde ihr natürlich meinen Segen geben."

„Sie will sich verheiraten? Mit wem denn?" rief ich höchst erstaunt.

„Rate einmal! Aber ich will dich nicht lange quälen: mit dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch, deinem lieben alten Herrn."

Ich sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Sie wird wohl diesen Plan schon lange gehegt haben und hat ihn gewiß mit der größten Kunst nach allen Seiten hin ausgearbeitet," fuhr er in lässiger, langsamer Redeweise fort. „Ich rechne mir aus, daß das gerade eine Stunde nach dem Besuche des Fürsten Sergei zur Ausführung gelangt ist. (Da hat er also den Sprung nicht im richtigen Augenblick unternommen!) Sie ist einfach zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch hingegangen und hat ihm einen Antrag gemacht."

„Was soll das heißen: ‚sie hat ihm einen Antrag gemacht'? Sie meinen: er hat ihr einen Antrag gemacht?"

„Nein doch, wie könnte er das! Sie, sie selbst hat es getan; das ist es ja eben, und darüber ist er jetzt im siebenten Himmel. Wie ich mir habe sagen lassen, sitzt er jetzt immer da und wundert sich, daß er selbst nicht auf diesen

Gedanken gekommen ist. Ich habe gehört, er fühle sich sogar unwohl ... doch wohl ebenfalls vor Entzücken."

„Hören Sie mal, Sie sagen das alles so spöttisch ... Ich kann es kaum glauben. Und wie hat sie es denn angefangen, ihm einen Antrag zu machen? Was hat sie zu ihm gesagt?"

„Sei überzeugt, mein Freund, daß ich mich aufrichtig darüber freue," antwortete er, indem er auf einmal ein überraschend ernstes Gesicht machte. „Er ist ja allerdings alt; aber nach Gesetz und Sitte kann er heiraten, und sie ... das ist eben wieder so eine Angelegenheit eines fremden Gewissens, wovon ich schon mehrmals mit dir gesprochen habe, mein Freund. Übrigens ist sie durchaus befähigt und berechtigt, ihre eigene Meinung zu haben und ihre eigenen Entschlüsse zu fassen. Was aber speziell die Einzelheiten anlangt und die Worte, deren sie sich dabei bedient hat, so bin ich nicht in der Lage, dir darüber etwas mitteilen zu können, mein Freund. Aber sie wird das schon verstanden haben und vielleicht so gut, wie du und ich es uns nicht aussinnen könnten. Das Beste an der ganzen Sache ist, daß keinerlei häßliches Aufsehen damit verbunden ist; vielmehr ist alles in den Augen der vornehmen Gesellschaft très comme il faut. Es liegt natürlich auf der Hand, daß sie sich eine Stellung in der Gesellschaft hat schaffen wollen; aber sie ist einer solchen Stellung ja auch durchaus würdig. Das alles ist in der Gesellschaft ein völlig üblicher Hergang. Und bei ihrem Antrage hat sie sich sicherlich in vornehmer, geschmackvoller Weise benommen. Sie ist ein ernster, korrekter Typus, mein Freund, eine jungfräuliche Nonne, wie du sie einmal bezeichnet hast, ein ruhiges Mädchen, wie ich sie schon lange nenne. Sie ist ja, wie du weißt, beinahe seine Pflegetochter und hat schon zu wieder-

holten Malen seine Güte erfahren. Sie hat mir schon seit langer Zeit gesagt, daß sie ihn so hochachte und so schätze und so bedaure und mit ihm so sympathisiere, na und so weiter, so daß ich sogar einigermaßen darauf vorbereitet war. Mir hat dies alles heute morgen in ihrem Namen und in ihrem Auftrage mein Sohn, ihr Bruder Andrei Andrejewitsch, mitgeteilt, mit dem du ja wohl nicht bekannt bist, und den ich genau einmal alle Halbjahre zu sehen bekomme. Er billigt ihren Schritt respektvoll."

„Also ist die Sache schon öffentlich bekannt? Herr Gott, ich kann es gar nicht fassen!"

„Nein, öffentlich bekannt ist es durchaus noch nicht, wenigstens vorläufig nicht ... Ich weiß darüber nichts, wie ich mich denn überhaupt ganz abseits halte. Aber seine Richtigkeit hat das alles."

„Aber was wird jetzt Katerina Nikolajewna ... Was meinen Sie, Bjoring wird sich über die Geschichte nicht gerade freuen?"

„Das weiß ich nicht ... was sollte ihm eigentlich dabei unerfreulich sein? Aber sei überzeugt, daß Anna Andrejewna auch in dieser Beziehung eine höchst korrekte Denkweise besitzt. Nein, diese Anna Andrejewna! Fragt sie mich noch expreß gestern vormittag, ob ich die verwitwete Frau Achmakowa liebe. Du erinnerst dich, ich erzählte es dir gestern voller Verwunderung. Sie konnte eben den Vater nicht heiraten, wenn ich die Tochter heiratete. Verstehst du jetzt den Zusammenhang?"

„Ach, wahrhaftig!" rief ich. „Aber hat denn Anna Andrejewna wirklich denken können, daß Sie ... wünschen könnten, Katerina Nikolajewna zu heiraten?"

„Offenbar hat sie es nicht für undenkbar gehalten, mein Freund. Übrigens ... übrigens wird es für dich all-

mählich Zeit, dahin zu gehen, wohin du gehen wolltest. Siehst du, ich habe schon die ganze Zeit her Kopfschmerzen. Ich werde mir die Lucia bestellen. Ich liebe so etwas Feierliches, Langweiliges; übrigens habe ich dir das schon gesagt... Ich wiederhole mich in unverzeihlicher Weise... Vielleicht gehe ich aber auch von hier weg. Ich habe dich sehr gern, mein Lieber; aber jetzt lebe wohl: wenn ich Kopfschmerzen oder Zahnschmerzen habe, bin ich immer am liebsten allein."

Auf seinem Gesichte erschien ein Ausdruck von Pein; ich glaube jetzt, daß ihm damals der Kopf weh tat, gerade der Kopf.

„Auf Wiedersehen morgen," sagte ich.

„Was heißt das: ‚auf Wiedersehen morgen'? Wer weiß, was morgen sein wird?" versetzte er mit einem schiefen Lächeln.

„Ich werde zu Ihnen kommen, oder Sie zu mir."

„Nein, ich werde nicht zu dir kommen; aber du wirst zu mir gelaufen kommen . . ."

Auf seinem Gesichte lag ein geradezu böser Ausdruck; aber ich kümmerte mich nicht weiter darum: so ein Ereignis!

III

Der Fürst war tatsächlich nicht wohl und saß allein zu Hause, den Kopf mit einem nassen Handtuch umwickelt. Er hatte mich schon ungeduldig erwartet; aber es war nicht nur der Kopf, der ihm weh tat, vielmehr litt der ganze Mensch seelisch. Ich muß wieder etwas vorwegnehmen: in dieser ganzen letzten Zeit bis zur Katastrophe traf es sich, daß ich fortwährend mit Leuten zusammenkam, die so aufgeregt waren, daß man sie alle beinahe für geistesgestört halten konnte; unwillkürlich mußte ich von ihnen

gewissermaßen angesteckt werden. Ich muß gestehen, ich kam mit bösen Gefühlen zu ihm und schämte mich auch sehr darüber, daß ich tags zuvor bei ihm in Tränen ausgebrochen war. Und dann hatten doch auch er und Lisa mich so geschickt zu betrügen verstanden, daß ich nicht umhin konnte, mich für einen Dummkopf zu halten. Kurz, als ich bei ihm eintrat, erklangen in meiner Seele falsche Saiten. Aber all dieses Falsche und Angenommene fiel bald von mir ab. Ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: nachdem er sein Mißtrauen als unbegründet erkannt hatte, gab er sich auch völlig hin, und es zeigten sich bei ihm Züge einer beinahe kindlichen Freundlichkeit, Zutunlichkeit und Liebe. Er küßte mich unter Tränen und begann sogleich von unserer Angelegenheit zu sprechen ... Ja, er hatte mich wirklich sehr nötig: in seinen Worten und in der Verknüpfung seiner Gedanken herrschte eine arge Unordnung.

Er erklärte mir mit der größten Bestimmtheit, er beabsichtige, Lisa zu heiraten, und zwar möglichst bald.

„Daß sie nicht adlig ist, hat auch nicht einen Augenblick lang bei mir Bedenken erregt, das können Sie mir glauben," sagte er zu mir. „Mein Großvater war mit einem Gutsmädchen verheiratet, das bei einem benachbarten Gutsbesitzer an dessen eigenem aus Leibeigenen gebildeten Theater Sängerin gewesen war. Allerdings hat meine Familie auf mich Hoffnungen besonderer Art gesetzt; aber auf diese Hoffnungen wird sie nun eben verzichten müssen, und das wird auch nicht einmal einen Kampf kosten. Ich will mit meiner ganzen jetzigen Umgebung brechen, endgültig brechen! Alles soll anders, alles soll neu werden! Ich verstehe nicht, weswegen Ihre Schwester mich liebgewonnen hat; aber allerdings würde

ich ohne sie jetzt vielleicht nicht mehr auf der Welt sein. Ich schwöre es Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde: ich sehe jetzt in meinem Zusammentreffen mit ihr in Luga einen Fingerzeig der Vorsehung. Ich glaube, sie hat mich wegen der unermeßlichen Tiefe meines Falles liebgewonnen . . . haben Sie übrigens dafür Verständnis, Arkadi Makarowitsch?"

„Vollkommen!" erwiderte ich im Tone festester Überzeugung.

Ich saß in einem Lehnstuhl am Tische, während er im Zimmer auf und ab ging.

„Ich muß Ihnen den ganzen Hergang unserer Begegnung erzählen, ohne etwas zu verschweigen. Die Sache begann damit, daß ich ihr ein Geheimnis anvertraute; sie ist die einzige, die es erfahren hat, weil sie die einzige ist, der ich mich entschloß es mitzuteilen. Sonst weiß es bis auf den heutigen Tag niemand. Nach Luga war ich damals mit Verzweiflung im Herzen gekommen; ich hatte bei Frau Stolbejewa Wohnung genommen, ich weiß selbst nicht warum – vielleicht suchte ich die größte Einsamkeit. Ich hatte damals eben erst meinen Abschied beim ***schen Regimente genommen. In dieses Regiment war ich nach meiner Rückkehr aus dem Auslande eingetreten, nach dem Rencontre, das ich im Auslande mit Andrei Petrowitsch gehabt hatte. Ich hatte damals Geld, führte beim Regimente sowohl selbst ein verschwenderisches Leben, als auch kargte ich für andere nicht; aber die anderen Offiziere mochten mich nicht leiden, obwohl ich mir alle Mühe gab, niemandem zu nahe zu treten. Ich muß Ihnen gestehen, daß mich überhaupt nie jemand gern gehabt hat. Es war dort ein Fähnrich, ein gewisser Stepanow; ich muß Ihnen gestehen, ein ganz geringes, unbedeutendes und sogar

schüchternes Menschchen; kurz, in keiner Weise etwas Hervorragendes. Indes war er zweifellos ehrenhaft. Er hatte sich an mich angeschlossen, und ich machte mit ihm keinerlei Umstände: er saß bei mir schweigend, aber in würdiger Haltung, tagelang in einer Ecke, ohne mich im geringsten zu stören. Eines Tages erzählte ich ihm ein Geschichtchen, das gerade unter den Offizieren kursierte, flocht aber dabei eine Menge Unsinn ein: daß die Tochter des Obersten für mich schwärme, und daß der Oberst, der mich zum Schwiegersohn haben wolle, natürlich alles tue, wonach ich einen Wunsch ausspräche. Kurz, ich will auf Einzelheiten nicht eingehen, aber aus dem Ganzen entstand dann eine sehr verwickelte, sehr häßliche Klatscherei. Diese war nicht von Stepanow ausgegangen, sondern von meinem Burschen, der alles erhorcht und es im Gedächtnis behalten hatte, weil darin eine komische Geschichte vorkam, durch die die junge Dame kompromittiert wurde. Und als nun die Klatscherei herauskam und der Bursche von den Offizieren ins Verhör genommen wurde, da berief er sich auf Stepanow als Zeugen; das heißt, er gab an, ich hätte es Stepanow erzählt. Dieser geriet dadurch in eine peinliche Situation: er konnte schlechterdings nicht leugnen, es von mir gehört zu haben, das war Ehrensache. Und da ich in dieser Geschichte zwei Drittel hinzugelogen hatte, so waren die Offiziere empört, und der Oberst und Regimentskommandeur sah sich genötigt, uns alle bei sich zu versammeln, um in die Sache Klarheit zu bringen. Und da richtete er nun in Gegenwart aller an Stepanow die Frage, ob er das von mir gehört habe oder nicht. Der sagte die volle Wahrheit. Nun, und was tat da ich, der Sprößling eines tausendjährigen Fürstengeschlechtes? Ich leugnete und sagte Stepanow ins Gesicht, er lüge; freilich

sagte ich es in höflicher Art und Weise, indem ich mich einer Wendung bediente wie: er habe mich falsch verstanden, und so weiter ... Ich lasse wieder die Einzelheiten weg; aber der Vorteil meiner Situation bestand darin, daß ich, da Stepanow häufig zu mir gekommen war, die Sache nicht ohne Wahrscheinlichkeit so darstellen konnte, als habe er um gewisser Vorteile willen mit meinem Burschen eine Art von Komplott gemacht. Stepanow sah mich nur stillschweigend an und zuckte mit den Achseln. Ich erinnere mich noch an seinen Blick und werde ihn niemals vergessen. Darauf wollte er unverzüglich seinen Abschied einreichen; aber was glauben Sie, daß geschah? Die Offiziere machten ihm alle ohne Ausnahme zusammen einen Besuch und redeten ihm zu, zu bleiben. Zwei Wochen darauf trat ich meinerseits aus dem Regimente aus: es hatte mich niemand dazu gedrängt oder aufgefordert; ich gab als Grund für mein Ausscheiden Familienverhältnisse an. Damit war die Sache beendet. Anfangs machte ich mir darüber gar keine Gedanken und war sogar auf meine ehemaligen Kameraden ärgerlich; ich wohnte in Luga und lernte Lisaweta Makarowna kennen; aber dann (es war erst ein Monat seitdem vergangen) fing ich schon an, häufig meinen Revolver zu betrachten und an den Tod zu denken. Ich sehe alle Dinge von der dunklen Seite an, Arkadi Makarowitsch. Ich verfaßte einen Brief an den Regimentskommandeur und an die Offiziere, in welchem ich meine Lüge vollständig eingestand und Stepanow für einen Ehrenmann erklärte. Nachdem ich den Brief geschrieben hatte, stellte ich mir die Frage: ‚Soll ich ihn abschicken und leben bleiben, oder soll ich ihn abschicken und mich töten?‘ Ich konnte mir diese Frage nicht beantworten. Ein Zufall, ein blinder Zufall ließ mich nach einem

schnellen, eigenartigen Gespräche mit Lisaweta Makarowna ihr plötzlich seelisch näher treten. Sie hatte auch schon vorher Frau Stolbejewa manchmal besucht; wir waren einander begegnet, hatten uns gegrüßt und sogar ab und zu ein paar Worte miteinander gesprochen. Ich entdeckte ihr alles. Da war es, wo sie mir die rettende Hand reichte."

„Wie entschied sie denn Ihre Frage?"

„Ich habe den Brief nicht abgeschickt. Sie sagte, ich solle ihn nicht abschicken, und motivierte das folgendermaßen: wenn ich den Brief abschickte, so würde ich damit allerdings eine edle Tat ausführen, die genügen würde, um mich von meiner Sünde reinzuwaschen, ja mehr als das; aber würde ich das auch aushalten können? Sie war der Meinung, daß niemand das aushalten könne, da er sich dadurch seine Zukunft vernichte und sich eine seelische Erneuerung unmöglich mache. Und außerdem: wenn noch Stepanow zu leiden gehabt hätte; aber das Offizierkorps habe ihn ja ohnedies für gerechtfertigt erachtet. Kurz, was sie da sagte, war paradox; aber sie hielt mich dadurch aufrecht, und ich überließ mich vollständig ihrer Leitung."

„Die Art, wie sie die Frage entschied, war jesuitisch, aber weiblich!" rief ich. „Sie hat Sie offenbar schon damals geliebt!"

„Das war's gerade, was mich zu neuem Leben erweckte. Ich nahm mir fest vor, ein anderer Mensch zu werden, mein Leben umzugestalten, die früheren Verfehlungen vor meinem eigenen und vor ihrem Richterstuhl wieder gutzumachen, – und nun sehen Sie, womit es geendet hat! Es hat damit geendet, daß ich mit Ihnen hier die Roulettesäle besuche und Pharo spiele; durch die Erbschaft habe ich mich von meinen guten Vorsätzen wieder abbringen

lassen; ich habe meine Freude gehabt an der Hoffnung auf eine Karriere, an dem Verkehr mit diesen Menschen, an meinen Trabern ... ich habe Lisa gepeinigt – o Schmach, o Schmach!"

Er rieb sich mit der Hand die Stirn und ging im Zimmer hin und her.

„Uns beide, Arkadi Makarowitsch, Sie und mich, hat das allgemeine russische Schicksal betroffen: Sie wissen nicht, wie Sie sich verhalten sollen, und ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll. Gerät ein Russe nur ein klein wenig aus dem herkömmlichen Geleise, das ihm durch die Sitte zum Gesetz geworden ist, so weiß er sogleich nicht mehr, wie er sich verhalten soll. Solange er im Geleise bleibt, ist alles klar: das Einkommen, der Rang, die gesellschaftliche Stellung, die Visiten, die dienstliche Tätigkeit, die Frau; aber sowie dieser Zustand auch nur im geringsten gestört wird, was bin ich dann? Ein Blatt, das der Wind umhertreibt. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll! Während dieser beiden Monate habe ich mir alle Mühe gegeben, mich im Geleise zu halten; ich habe das Geleise liebgewonnen, mich an das Geleise gewöhnt. Sie kennen noch nicht die ganze Tiefe meines jetzigen Falles: ich liebte Lisa, liebte sie aufrichtig, und dachte zu gleicher Zeit an Frau Achmakowa!"

„Wirklich?" rief ich mit einer Empfindung des Schmerzes. „Beiläufig, Fürst: was sagten Sie mir gestern über Werslow, er habe Sie zu irgendwelcher Gemeinheit gegen Katerina Nikolajewna aufgehetzt?"

„Ich habe vielleicht übertrieben und in meinem Mißtrauen ihm ebenso unrecht getan wie Ihnen. Lassen wir das beiseite. Aber glauben Sie wirklich, es hätte mir nicht in dieser ganzen Zeit, von dem Aufenthalte in Luga

an, ein hohes Lebensideal vorgeschwebt? Ich kann Sie versichern, es ist mir nicht entschwunden, ist mir immer vor Augen geblieben und hat für mich nichts von seiner Schönheit verloren. Den Schwur, den ich vor Lisaweta Makarowna abgelegt habe, ein neues Leben zu beginnen, diesen Schwur habe ich nicht vergessen. Als Andrei Petrowitsch gestern hier über den Adel sprach, hat er mir nichts Neues gesagt; dessen können Sie sicher sein. Mein Ideal hat jetzt einen festen Inhalt gewonnen: ein paar Dutzend Deßjatinen Land (und zwar nur ein paar Dutzend, da ich von der Erbschaft fast nichts mehr übrig habe); dann ein vollständiger, ganz vollständiger Bruch mit der Gesellschaft und mit der Karriere; ein ländliches Haus, eine Familie und ich selbst Pflüger oder etwas Ähnliches. Oh, in unserer Familie ist das nichts Neues: der Bruder meines Vaters hat eigenhändig gepflügt und mein Großvater ebenfalls. Wir sind zwar ein tausendjähriges Fürstengeschlecht und von so hohem Adel wie die Rohans; aber wir sind Bettler. Und das würde ich auch meinen Kindern einprägen: ‚Denk dein ganzes Leben lang daran, daß du ein Edelmann bist, und daß in deinen Adern das heilige Blut russischer Fürsten fließt; aber schäme dich dessen nicht, daß dein Vater selbst das Land gepflügt hat: er hat es in Fürstenart getan.‘ Ich würde ihnen kein Vermögen hinterlassen außer diesem Stückchen Land, ihnen aber dafür die höchste Bildung zuteil werden lassen; das würde ich für meine Pflicht halten. Oh, bei der Durchführung meines Planes würde mir Lisa helfen und die Kinder und die Arbeit; oh, wie haben wir beide, sie und ich, uns das alles in Gedanken ausgemalt, hier, in diesen Zimmern; und sollte man es glauben: ich dachte gleichzeitig an Frau Achmakowa, die ich überhaupt nicht liebe, und an die Möglichkeit einer vornehmen,

reichen Heirat! Und erst nach der Nachricht von diesem Bjoring, die Naschtschokin gestern brachte, erst da entschloß ich mich dazu, zu Anna Andrejewna zu gehen."

„Aber Sie haben sich doch zu ihr begeben, um sich von ihr loszusagen? Und ich meine, das war doch eine ehrenhafte Tat?"

„Meinen Sie?" sagte er, plötzlich vor mir stehen bleibend. „Nein, Sie kennen meinen Charakter noch nicht! Oder ... oder es ist da etwas, was ich selbst nicht kenne: denn ich habe wahrscheinlich mehrere Charaktere. Ich habe Sie aufrichtig lieb, Arkadi Makarowitsch, und außerdem habe ich Ihnen diese zwei Monate lang schweres Unrecht getan, und darum will ich, daß Sie als Lisas Bruder alles erfahren: ich fuhr zu Anna Andrejewna in der Absicht, ihr einen Antrag zu machen, nicht um mich von ihr loszusagen."

„Ist es möglich? Aber Lisa sagte mir doch ..."

„Ich habe Lisa belogen."

„Erlauben Sie: Sie haben ihr einen förmlichen Antrag gemacht, und Anna Andrejewna hat Ihnen einen Korb gegeben? War es so? War es so? Die Einzelheiten sind für mich von außerordentlicher Wichtigkeit, Fürst."

„Nein, einen Antrag habe ich ihr nicht gemacht, aber nur deswegen nicht, weil ich nicht dazu kam. Sie selbst kam mir hindernd zuvor und gab mir, allerdings nicht mit direkten, aber doch durchsichtigen, klaren Ausdrücken, ‚in zarter Form' zu verstehen, daß dieses Projekt von vornherein unmöglich sei."

„Also haben Sie ihr in Wirklichkeit doch keinen Antrag gemacht, und Ihr Stolz hat durch keine Zurückweisung gelitten."

„Können Sie wirklich so darüber urteilen? Und der Richterspruch meines eigenen Gewissens? Und Lisa, die

ich betrogen habe und im Stich lassen wollte? Und das Gelübde, das ich mir selbst und dem ganzen Geschlechte meiner Vorfahren gegeben habe, ein anderer Mensch zu werden und alle meine früheren Schändlichkeiten wieder gutzumachen? Ich bitte Sie inständig, sagen Sie ihr nichts davon! Vielleicht würde das das einzige sein, was sie nicht imstande wäre mir zu verzeihen! Ich bin seit gestern ganz krank. Und nun die Hauptsache: es scheint, daß jetzt alles aus ist und der letzte der Fürsten Sokolski ins Zuchthaus kommen wird. Die arme Lisa! Ich habe heute den ganzen Tag sehnsüchtig auf Sie gewartet, Arkadi Makarowitsch, um Ihnen, als dem Bruder Lisas, das zu entdecken, was sie noch nicht weiß. Ich bin ein Kriminalverbrecher und an der Herstellung gefälschter Aktien der ***er Eisenbahn beteiligt."

„Was ist das nun wieder! Wie, ins Zuchthaus?" rief ich, indem ich aufsprang und ihn erschrocken anblickte.

Auf seinem Gesichte lag der Ausdruck eines tiefen, düsteren, hoffnungslosen Grames.

„Setzen Sie sich hin!" sagte er und setzte sich selbst auf einen Lehnstuhl mir gegenüber. „Erfahren Sie zunächst das Tatsächliche: vor gut einem Jahre, in demselben Sommer, wo ich in Ems mit Lidija und Katerina Nikolajewna zusammengekommen war, gerade in der Zeit, als ich mich auf zwei Monate nach Paris begeben hatte, ging mir in Paris, wie nicht anders möglich, das Geld aus. Da erschien wie gerufen Stebelkow, den ich übrigens schon von früher her kannte. Er gab mir Geld und versprach, mir noch mehr zu geben, bat mich aber auch seinerseits um eine Gefälligkeit: er bedurfte eines Künstlers, welcher Zeichner, Graveur, Lithograph usw. und zugleich Chemiker und Techniker sein mußte, und er bedurfte seiner

zu einem ganz bestimmten Zwecke. Über diesen Zweck sprach er sich gleich das erstemal mit hinreichender Deutlichkeit aus. Und warum auch nicht? Er kannte meinen Charakter; mich amüsierte all so etwas nur. Die Sache war die, daß ich noch von der Schulbank her einen Bekannten hatte, der zur Zeit als russischer Emigrant (übrigens war er von Abstammung nicht Russe) in Hamburg lebte. In Rußland war er schon einmal in eine unangenehme Geschichte wegen Banknotenfälschung verwickelt gewesen. Und gerade auf diesen Menschen hatte Stebelkow sein Augenmerk gerichtet; aber er brauchte ein Empfehlungsschreiben an ihn und wandte sich zu diesem Zwecke an mich. Ich gab ihm zwei Zeilen und vergaß die ganze Sache sofort wieder. Darauf kam er noch ein paarmal mit mir zusammen, und ich erhielt von ihm damals im ganzen gegen dreitausend Rubel. Diese ganze Angelegenheit hatte ich schon vollständig vergessen. Hier habe ich die ganze Zeit her Geld auf Wechsel und Pfänder von ihm entliehen, und er ist vor mir gekrochen wie ein Sklave. Aber gestern erfahre ich plötzlich von ihm zum ersten Male, daß ich ein Kriminalverbrecher bin."

„Wann denn gestern?"

„Nun, gestern vormittag, als ich mit ihm im Nebenzimmer das Geschrei vollführte, bevor Naschtschokin kam. Er erdreistete sich zum erstenmal, und zwar gleich ganz unverhohlen, mit mir von Anna Andrejewna zu sprechen. Ich hob die Hand auf, um ihm einen Schlag zu versetzen; aber er stand plötzlich auf und erklärte mir, ich sei mit ihm solidarisch und solle nicht vergessen, daß ich sein Komplice und ein ebensolcher Schurke sei wie er; kurz, wenn das auch nicht seine Worte waren, so war es doch der Sinn."

„So ein Unsinn! Das ist doch nur leeres Gerede!"

„Nein, das ist nicht nur leeres Gerede. Er war heute bei mir und setzte es mir eingehender auseinander. Diese Aktien befinden sich schon längst im Umlauf, und es werden ihrer noch mehr in Umlauf gesetzt werden; aber es scheint, daß irgendwo schon welche als falsch angehalten worden sind. Allerdings stehe ich der Sache fern; aber Stebelkow sagte zu mir: ‚Sie haben mir doch damals das Briefchen gegeben.‘“

„Aber Sie hatten doch nicht gewußt, zu welchem Zwecke er es haben wollte, oder hatten Sie es gewußt?“

„Ich hatte es gewußt,“ antwortete der Fürst leise und schlug die Augen nieder. „Das heißt, sehen Sie, ich hatte es gewußt und hatte es auch wieder nicht gewußt. Ich hatte mich darüber amüsiert. Ich hatte mir damals gar keine weiteren Gedanken darüber gemacht, um so weniger, da ich gar keine falschen Aktien nötig hatte und nicht beabsichtigte, solche zu fabrizieren. Aber auf der andern Seite diese dreitausend Rubel, die er mir damals gab und später nicht einmal auf mein Konto setzte; und ich ließ das zu. Übrigens, woher wollen Sie das wissen? Vielleicht war ich auch ein Fälscher. Ich mußte doch wissen, wie die Sache stand, ich bin doch kein kleines Kind; ich wußte es, amüsierte mich aber darüber und war gemeinen Verbrechern behilflich ... war ihnen behilflich für Geld! Mithin bin auch ich ein Fälscher!“

„Oh, Sie übertreiben; Sie haben sich vergangen, aber Sie übertreiben!“

„Da ist vor allen Dingen noch ein gewisser Schibelski, ein noch junger Mensch, der beim Gericht tätig ist, so eine Art von Gehilfe bei der Staatsanwaltschaft. Bei diesen Aktien ist er ebenfalls irgendwie beteiligt; er ist dann später einmal auf Veranlassung jenes Hamburger Herrn

zu mir gekommen, in einer ganz unbedeutenden Angelegenheit; ich weiß selbst nicht einmal, weswegen eigentlich; jedenfalls wurde der Aktien dabei keine Erwähnung getan. Aber doch hat er zwei Schriftstücke von meiner Hand aufbewahrt und in seinem Besitze, beides Billette von je zwei Zeilen, und diese zeugen nun natürlich ebenfalls gegen mich; das habe ich heute recht wohl verstanden. Stebelkow erklärte, daß dieser Schibelski alles gefährde; er habe dort irgendwelches Geld, wohl staatliches, unterschlagen, beabsichtige aber, noch mehr zu unterschlagen und dann auszuwandern; er brauche nun seiner Angabe nach als Beihilfe zur Auswanderung eine Summe von achttausend Rubeln. Mein Anteil an der Erbschaft wird ausreichen, um Stebelkow zu befriedigen; aber Stebelkow sagt, es müsse auch Schibelski befriedigt werden. Kurz, ich soll ihnen meinen Anteil an der Erbschaft überlassen und noch zehntausend Rubel dazuzahlen; das ist das letzte Wort der beiden. Und dann wollen sie mir meine beiden Schriftstücke zurückgeben. Sie stecken beide unter einer Decke, das ist klar."

„Das ist ja der reine Unsinn! Wenn die beiden Sie denunzieren, so verraten sie sich ja selbst! Unter keinen Umständen werden sie eine Denunziation gegen Sie einreichen."

„Das weiß ich. Sie drohen auch gar nicht mit einer Denunziation; sie sagen nur: ‚Wir werden Sie natürlich nicht denunzieren; aber wenn die Sache herauskommen sollte, dann . . .', so reden sie, weiter nichts; aber ich glaube, das genügt schon! Aber darum handelt es sich nicht: was auch immer aus der Sache werden mag, und selbst wenn ich diese Schriftstücke jetzt in meiner Tasche hätte, aber mit diesen Schurken solidarisch zu sein, lebens-

länglich ihr Mitschuldiger zu sein, lebenslänglich! Rußland zu belügen, meine Kinder zu belügen, Lisa zu belügen, das eigene Gewissen zu belügen! . . ."

„Weiß es Lisa?"

„Nein, alles weiß sie nicht. Sie würde es in ihrem Zustande nicht ertragen. Ich trage jetzt die Uniform meines Regimentes, und jedesmal, wenn ich einem Soldaten meines Regimentes begegne, werde ich mir bewußt, daß ich nicht wert bin, diese Uniform zu tragen."

„Hören Sie," rief ich plötzlich, „es hat keinen Zweck, darüber Worte zu machen; es gibt für Sie nur einen einzigen Rettungsweg: gehen Sie zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch, bitten Sie ihn, ohne ihm etwas zu entdecken, Ihnen zehntausend Rubel zu borgen, bestellen Sie dann die beiden Schurken hierher, rechnen Sie endgültig mit ihnen ab, und kaufen Sie Ihre Briefchen zurück – dann ist die Sache erledigt! Die ganze Sache ist dann erledigt, und Sie können hingehen und pflügen! Weg mit den Hirngespinsten; widmen Sie sich vertrauensvoll dem Leben!"

„Ich habe selbst schon daran gedacht," sagte er in festem Tone. „Ich habe es mir heute den ganzen Tag hin und her überlegt und mich endlich dazu entschlossen. Ich wartete nur auf Sie; ich werde zu ihm hinfahren. Wissen Sie, ich habe mir nie in meinem Leben von dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch auch nur eine Kopeke geben lassen. Er ist sehr gut gegen unsere Familie und hat ihr sogar wirkliche Teilnahme bewiesen; aber ich selbst, ich persönlich habe mir nie Geld von ihm geben lassen. Aber jetzt habe ich mich dazu entschlossen. Notabene, unsere Linie der Fürsten Sokolski ist älter als die Linie des Fürsten Nikolai Iwanowitsch; die letztere ist eine jüngere Linie, sogar nur eine Seitenlinie und beinahe anfechtbar. Unsere Vorfahren

lebten miteinander in Feindschaft. Zu Anfang der Reformen Peters des Großen hielt sich mein Urgroßvater, der ebenfalls Peter hieß, beharrlich zur Sekte der Altgläubigen und mußte in die Wälder von Kostroma flüchten. Dieser Fürst Peter hatte in zweiter Ehe ebenfalls eine Nichtadlige zur Frau. Damals zweigten sich die anderen Sokolskis ab. Aber ich ... wie bin ich doch darauf zu reden gekommen? ..."

Er war sehr erschöpft und redete ohne rechte Überlegung.

„Beruhigen Sie sich," sagte ich, indem ich aufstand und nach meinem Hute griff. „Legen Sie sich schlafen, das ist für Sie das Notwendigste. Fürst Nikolai Iwanowitsch wird es Ihnen sicherlich nicht abschlagen, am wenigsten jetzt, wo er freudig erregt ist. Sie wissen, was sich dort zugetragen hat? Wirklich nicht? Ich habe etwas ganz Verwunderliches gehört, daß er heiraten wird; es ist noch Geheimnis, aber natürlich nicht für Sie."

Ich erzählte ihm alles, während ich schon mit dem Hute in der Hand dastand. Er hatte nichts davon gewußt. Er erkundigte sich hastig nach allerlei Einzelheiten, namentlich nach der Zeit, dem Orte und dem Grade der Glaubwürdigkeit. Ich verheimlichte ihm natürlich nicht, daß es nach der Darstellung, die ich gehört hatte, unmittelbar nach seinem gestrigen Besuche bei Anna Andrejewna geschehen sein mußte. Ich kann gar nicht beschreiben, was für einen schmerzlichen Eindruck diese Nachricht auf ihn machte; sein Gesicht wurde ganz entstellt, als ob es sich schräg zöge; ein schiefes Lächeln krampfte seine Lippen zusammen; zuletzt wurde er furchtbar blaß und versank mit niedergeschlagenen Augen tief in Gedanken. Ich erkannte auf einmal in voller Deutlichkeit, daß seine Eitelkeit durch den Korb, den ihm Anna Andrejewna tags zuvor gegeben

hatte, furchtbar verletzt worden war. Vielleicht hatte er bei seiner krankhaften Gemütsverfassung in diesem Augenblicke eine übertrieben peinliche Auffassung für die lächerliche, demütigende Rolle, die er gestern vor diesem Mädchen gespielt hatte, von dessen Einwilligung er, wie sich jetzt zeigte, die ganze Zeit her so fest überzeugt gewesen war. Dazu kam ferner vielleicht der Gedanke, daß er Lisa gegenüber eine solche Gemeinheit begangen hatte, ohne jeden Erfolg! Es ist merkwürdig, wofür diese Mitglieder der vornehmen Gesellschaft einander halten, und auf welcher Basis sie einander zu achten vermögen; so konnte dieser Fürst doch annehmen, daß Anna Andrejewna schon von seinem Verhältnis mit Lisa wisse, die doch in Wirklichkeit ihre Schwester war, und daß, wenn sie nichts davon wisse, sie es sicherlich einmal erfahren werde; aber trotzdem hatte er an ihrem Jawort nicht gezweifelt!

„Und Sie konnten wirklich glauben," sagte er, mich stolz und hochmütig anblickend, „daß ich, ich jetzt nach einer solchen Mitteilung dazu fähig sein würde, zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu fahren und ihn um Geld zu bitten! Ihn, den Bräutigam des Mädchens, das mir soeben einen Korb gegeben hat; was wäre das für ein unwürdiges, bedientenhaftes Benehmen! Nein, jetzt ist alles zusammengestürzt, und wenn die Hilfe dieses alten Mannes meine letzte Hoffnung war, so mag auch diese Hoffnung begraben sein!"

Im stillen, in meinem Herzen stimmte ich ihm bei; aber nach Lage der Sache durfte man sich hier doch einer etwas milderen Auffassung bedienen: war denn der alte Fürst wirklich als ein Mann, als ein Bräutigam anzusehen? In meinem Kopfe brodelten allerlei Gedanken. Ich hatte mir übrigens sowieso schon vorher vorgenommen

gehabt, am nächsten Tage den alten Herrn unbedingt zu besuchen. Jetzt aber gab ich mir Mühe, den Eindruck meiner Mitteilung abzuschwächen und den armen Fürsten dahin zu bringen, daß er sich schlafen lege! „Schlafen Sie sich aus, und Ihre Gedanken werden heller und freundlicher werden; Sie werden es selbst sehen!" Er drückte mir warm die Hand, küßte mich aber diesmal nicht. Ich gab ihm mein Wort, am Abend des nächsten Tages wieder zu ihm zu kommen; „dann wollen wir uns miteinander aussprechen," sagte ich; „es hat sich gar vieles angesammelt, worüber wir zusammen zu sprechen haben." Auf diese meine Worte antwortete er nur mit einem trüben Lächeln.

Achtes Kapitel

I

Diese ganze Nacht über träumte ich vom Roulette, vom Spiel, von Goldstücken und von Berechnungen. Wie wenn ich am Spieltisch säße, berechnete ich fortwährend etwas, einen Einsatz, eine Chance, und das lastete die ganze Nacht über auf mir wie ein Alpdruck. Die Wahrheit zu sagen, auch während des ganzen vorhergehenden Tages hatte ich trotz all meiner außerordentlichen seelischen Erregungen alle Augenblicke an den Spielgewinn bei Serschtschikow gedacht. Ich unterdrückte den Gedanken daran; aber die Empfindung konnte ich nicht unterdrücken, und ich zuckte jedesmal bei der bloßen Erinnerung zusammen. Dieser Gewinn hatte mir gleichsam einen Biß ins Herz versetzt. War ich wirklich zum Spieler geboren? So viel war wenigstens sicher, daß ich die Eigenschaften eines Spielers besaß. Selbst heute noch, wo ich all dies niederschreibe, denke ich ab und zu gern an das Spiel! Es begegnet mir

manchmal, daß ich ganze Stunden damit verbringe, schweigend da zu sitzen, mich im Kopfe mit Spielberechnungen zu beschäftigen und mir auszumalen, wie das alles gehen, wie ich setzen und gewinnen würde. Ja, ich besitze viele verschiedenartige Eigenschaften, und meine Seele findet keine Ruhe.

Um zehn Uhr beabsichtigte ich mich zu Stebelkow zu begeben, und zwar zu Fuß. Matwjei hatte ich, sobald er erschienen war, gleich wieder nach Hause geschickt. Während ich Kaffee trank, gab ich mir Mühe, alles ordentlich zu überdenken. Ich hatte ein Gefühl der Zufriedenheit, ohne zunächst zu wissen worüber; bei rascher Selbstprüfung merkte ich, daß ich hauptsächlich deshalb so zufrieden war, weil ich heute zu dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu gehen vorhatte. Aber dieser Tag sollte in meinem Leben verhängnisvoll werden; er brachte mir viel Unerwartetes und begann sogleich mit einer Überraschung.

Punkt zehn Uhr öffnete sich meine Tür sperrangelweit, und wer kam hereingestürzt? Tatjana Pawlowna! Alles in der Welt hätte ich eher erwartet als einen Besuch von ihr; erschrocken sprang ich bei ihrem Anblick auf. Ihr Gesicht trug den Ausdruck höchsten Grimms; sie bewegte heftig die Arme, und wenn man sie gefragt hätte, so würde sie vielleicht selbst nicht haben sagen können, warum sie zu mir gelaufen käme. Ich sage vorgreifend: sie hatte soeben eine außerordentliche Nachricht erhalten, von der sie ganz bestürzt war, und stand noch unter dem ersten Eindrucke derselben. Und diese Nachricht betraf auch mich. Übrigens blieb sie bei mir nur eine halbe Minute, na, sagen wir, eine ganze Minute, aber jedenfalls nicht länger. Sie stürzte ganz wild auf mich los.

„Also so benimmst du dich!“ schrie sie, indem sie sich

vor mich hinstellte und sich mit dem ganzen Oberkörper vorbeugte. „Ach, du Gelbschnabel! Was hast du da angerichtet? Oder weißt du es noch nicht? Sitzt er da und trinkt Kaffee! Ach, du Plaudertasche, du Klatschmaul, du papierner Liebhaber . . . Solche Buben müßte man mit dem Stock durchhauen, mit dem Stock, mit dem Stock!"

„Aber, Tatjana Pawlowna, was ist denn passiert? Was ist denn passiert? Ist Mama . . .?"

„Du wirst es schon noch erfahren!" rief sie drohend und lief aus dem Zimmer, kaum daß ich sie ordentlich gesehen hatte. Ich hätte ihr allerdings nacheilen können; aber es hielt mich ein Gedanke zurück, nicht eigentlich ein Gedanke, sondern eine dunkle Unruhe: ich ahnte, daß der „papierne Liebhaber" unter ihren Schimpfworten das schlimmste gewesen war. Natürlich hätte ich allein nicht den Sinn erraten; aber ich ging schnell aus, um möglichst bald mit Stebelkow fertig zu werden und mich dann zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu begeben. „Dort werde ich den Schlüssel zu all diesen Rätseln finden!" dachte ich instinktiv.

Man mußte erstaunt sein, wie es zugegangen war; aber Stebelkow wußte schon die ganze Geschichte über Anna Andrejewna, sogar mit vielen Einzelheiten; ich will nicht seine Reden und Gestikulationen schildern, aber er war entzückt, bis zur Begeisterung entzückt über diesen „Meisterstreich".

„Ist das einmal ein Frauenzimmer! Nein, so ein Frauenzimmer!" rief er aus. „Nein, die ist eine andere Sorte wie wir; wir sitzen ahnungslos da, sie aber bekommt Lust, Wasser unmittelbar aus der Quelle zu trinken, und führt das ohne weiteres durch! Das . . . das ist eine

antike Statue! Das ist eine antike Minervastatue, nur daß sie umhergeht und ein modernes Kleid trägt!"

Ich ersuchte ihn, zur Sache zu kommen: die ganze Sache bestand, wie ich mir das gleich gedacht hatte, nur darin, daß ich den Fürsten Sergei dazu überreden möchte, zu dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu fahren und diesen um eine durchgreifende Beihilfe zu bitten. „Sonst kann es ihm sehr, sehr schlecht gehen, und die Sache liegt dann nicht mehr in meiner Hand. Nicht wahr?"

Er sah mir ins Gesicht, nahm aber wohl nicht an, daß mir über die Lage des Fürsten Sergei mehr bekannt geworden sei, als ich bei unserm vorigen Gespräche gewußt hatte. Und er konnte das auch nicht annehmen, da ich selbstverständlich mit keinem Worte und mit keiner Andeutung verriet, daß ich etwas von den Aktien wußte. Unsere Erörterungen dauerten nicht lange; er versprach mir sogleich Geld, „eine gehörige Summe, eine ganz gehörige Summe," wenn ich es nur dahin brächte, daß der Fürst hinführe. Die Sache sei eilig, sehr eilig; das sei eben das Malheur, daß die Sache so eilig sei.

Mich lange mit ihm herumzustreiten wie das vorige Mal hatte ich keine Lust und stand auf, um fortzugehen, nachdem ich nur die Bemerkung hingeworfen hatte, ich würde es versuchen. Aber auf einmal versetzte er mich in unaussprechliches Erstaunen: ich ging schon zur Tür, als er mich plötzlich freundlich mit dem Arm um die Taille faßte und die unverständlichsten Dinge zu reden anfing.

Ich lasse die Einzelheiten weg und reproduziere nicht den ganzen Gang des Gespräches, um den Leser nicht zu ermüden. Der Inhalt war: er machte mir den Vorschlag, ihn mit Herrn Dergatschew bekannt zu machen, da ich ja mit diesem umginge.

Ich verstummte für einen Augenblick und gab mir die größte Mühe, mich durch keine Gebärde zu verraten. Ich antwortete indes dann sofort, ich sei mit ihm überhaupt nicht weiter bekannt; ich sei zwar dagewesen, aber nur ein einziges Mal und nur zufällig.

„Aber wenn Sie einmal zugelassen worden sind, so können Sie doch auch ein zweites Mal hingehen, nicht wahr?"

Ich fragte ihn geradezu, aber sehr kaltblütig, warum er denn diesen Wunsch habe. Und da kann ich nun bis auf den heutigen Tag nicht begreifen, wie ein anscheinend nicht dummer Mensch und nach Wasins Ausdruck ein Geschäftsmann eine so weitgehende Naivität bekunden konnte. Er erklärte mir ganz offen, er vermute, daß bei Dergatschew gewiß etwas Verbotenes, etwas streng Verbotenes vorgehe; somit könnte ich, wenn ich das auskundschaften wolle, einen schönen Gewinn für mich erzielen. Und lächelnd zwinkerte er mir mit dem linken Auge zu.

Ich antwortete ihm darauf nichts, was wie eine Bejahung geklungen hätte, sondern tat, als wolle ich mir die Sache überlegen, und versprach darüber nachzudenken; dann entfernte ich mich so schnell wie möglich. Diese Sachen nahmen einen verwickelten Charakter an; ich eilte zu Wasin und traf ihn glücklicherweise zu Hause.

„Ah, auch Sie!" sagte er rätselhaft, als er mich erblickte.

Ohne über diesen Ausdruck nachzudenken, kam ich sogleich zur Sache und erzählte ihm von Stebelkows Verlangen. Er war augenscheinlich befremdet, obwohl er seine Kaltblütigkeit in keiner Weise verlor. Er erkundigte sich nach allen Einzelheiten.

„Ist es nicht möglich, daß Sie ihn mißverstanden haben?"

„Nein, ich habe ihn richtig verstanden; der Sinn war vollkommen klar."

„Jedenfalls bin ich Ihnen außerordentlich dankbar," fügte er aufrichtig hinzu. „Ja, in der Tat, wenn das alles so war, so hat er gemeint, daß Sie einer gewissen Summe Geldes nicht widerstehen können."

„Zudem kennt er meine Lage nur zu gut: ich habe viel gespielt und einen üblen Lebenswandel geführt, Wasin."

„Ich habe davon gehört."

„Das Rätselhafteste ist mir, daß er auch von Ihrem Verkehr dort weiß." Das war von meiner Seite ein Fühler.

„Er weiß recht gut," erwiderte Wasin ganz schlicht, „daß ich da völlig unbeteiligt bin. Und überhaupt sind alle diese jungen Leute eigentlich nur Schwätzer, weiter nichts; Sie wissen das ja selbst am besten von Ihrem damaligen Besuche her."

Es schien mir, daß er mir nicht vollkommen traute.

„Jedenfalls bin ich Ihnen außerordentlich dankbar," fügte er hinzu.

„Ich habe gehört, daß Herrn Stebelkows geschäftliche Angelegenheiten nicht zum besten ständen," bemerkte ich wieder versuchsweise, „wenigstens habe ich etwas von gewissen Aktien gehört . . ."

„Von was für Aktien haben Sie etwas gehört?"

Ich hatte absichtlich von den Aktien gesprochen, aber natürlich nicht in der Absicht, ihm das Geheimnis zu erzählen, das mir der Fürst tags zuvor anvertraut hatte. Ich wollte nur eine Andeutung machen und an seinem Gesichte und an seinen Augen sehen, ob er etwas von den Aktien wisse. Ich erreichte meinen Zweck: aus einer kaum merklichen, momentanen Bewegung in seinem Gesichte konnte

ich abnehmen, daß ihm wohl auch davon etwas bekannt war. Auf seine Frage, von was für Aktien ich etwas gehört hätte, antwortete ich nicht, sondern sprach von etwas anderem weiter; er aber (und das war bemerkenswert) verblieb ebenfalls nicht bei den Aktien.

„Wie befindet sich Lisaweta Makarowna?" erkundigte er sich teilnehmend.

„Sie ist gesund. Meine Schwester hat Sie immer sehr hoch geschätzt . . ."

Seine Augen glänzten vor Freude; ich hatte schon längst gemerkt, daß er sich für Lisa sehr interessierte.

„Neulich war Fürst Sergei Petrowitsch bei mir," teilte er mir plötzlich mit.

„Wann war das?" rief ich.

„Vor vier Tagen."

„Nicht gestern?"

„Nein, nicht gestern."

Er sah mich fragend an.

„Später einmal werde ich Ihnen vielleicht Näheres über dieses unser Zusammensein mitteilen; aber jetzt halte ich für nötig, Sie darauf aufmerksam zu machen," sagte Wasin rätselhaft, „daß er mir damals den Eindruck machte, als sei sein Gemütszustand nicht normal, ja sogar sein Geisteszustand ebenfalls nicht. Übrigens hatte ich", fuhr er lächelnd fort, „soeben, bevor Sie kamen, noch einen andern Besuch und sah mich auch hier genötigt, auf einen nicht ganz normalen Zustand des Besuchers zu schließen."

„War der Fürst eben hier?"

„Nein, der Fürst nicht; ich rede jetzt nicht vom Fürsten. Derjenige, der mich soeben besuchte, war Andrei Petrowitsch Werssilow, und . . . Sie wissen von nichts? Ist ihm nichts Auffälliges passiert?"

„Möglicherweise ist ihm etwas passiert; aber was hat er denn gerade bei Ihnen gewollt?“ fragte ich hastig.

„Allerdings sollte ich darüber eigentlich Stillschweigen beobachten ... Sie und ich, wir führen heute ein sonderbares Gespräch: es handelt von lauter Geheimnissen,“ sagte er und lächelte wieder. „Übrigens hat mir Andrei Petrowitsch kein Stillschweigen auferlegt. Aber Sie sind sein Sohn, und da ich Ihre Gesinnung kenne, so glaube ich diesmal sogar gut daran zu tun, wenn ich Ihnen Mitteilung davon mache. Stellen Sie sich vor, er kam zu mir mit der Frage: wenn er in diesen Tagen, in allernächster Zeit in die Lage kommen sollte, sich duellieren zu müssen, ob ich dann bereit sei, das Amt seines Sekundanten zu übernehmen. Selbstverständlich habe ich das entschieden abgelehnt.“

Ich war grenzenlos erstaunt; diese Neuigkeit war die beunruhigendste von allen: da war etwas geschehen, da hatte sich etwas begeben, da hatte sich unbedingt etwas zugetragen, was ich noch nicht wußte! Plötzlich ging mir flüchtig die Erinnerung daran durch den Kopf, daß Wersilow am vorhergehenden Tage zu mir gesagt hatte: „Ich werde nicht zu dir kommen; aber du wirst zu mir gelaufen kommen.“ Ich brach schnell auf, um zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch zu eilen, da ich mir mit noch größerer Bestimmtheit sagte, daß das Rätsel sich mir dort lösen werde. Als Wasin mir Lebewohl sagte, bedankte er sich noch einmal bei mir.

II

Der alte Fürst saß vor dem Kamin, die Beine mit einem Plaid umwickelt. Er empfing mich mit einem fragenden Blicke, als wundere er sich darüber, daß ich gekommen war, während er doch selbst fast alle Tage zu mir geschickt hatte, ich möchte kommen. Indes begrüßte er mich freund-

lich, antwortete aber auf meine ersten Fragen etwas mißmutig und zerstreut. Ab und zu schien er über etwas nachzudenken und blickte mich unverwandt an, als ob er etwas, was sich jedenfalls auf mich bezog, vergessen hätte und sich nun daran zu erinnern suchte. Ich sagte ihm geradeheraus, daß ich schon alles gehört hätte und mich sehr darüber freute. Sogleich erschien ein freundliches, gutherziges Lächeln auf seinen Lippen, und er wurde lebhafter; seine Vorsicht und sein Mißtrauen waren mit einem Schlage verschwunden, wie wenn er sie ganz vergessen hätte. Und er hatte sie auch wirklich vergessen.

„Mein lieber Freund, das habe ich ja doch gewußt, daß du der erste sein würdest, der zu mir käme, und weißt du, noch gestern habe ich bei mir gedacht: ‚Wer wird sich darüber freuen? Er wird sich darüber freuen.' Na, sonst wird es niemand weiter tun; aber das schadet auch nichts. Die Leute haben böse Mäuler; aber das ist ja ganz gleichgültig ... Cher enfant, all das ist so großartig und so reizend ... Aber du kennst sie ja selbst recht gut. Und von dir hat Anna Andrejewna sogar eine sehr hohe Vorstellung. Sie hat das ernste, reizvolle Gesicht eines englischen Stahlstichs. Das ist der reizendste englische Stahlstich, den es nur geben kann ... Vor zwei Jahren hatte ich eine ganze Sammlung solcher Stiche ... Ich habe immer diese Absicht gehabt, immer; ich wundere mich nur darüber, daß ich nie daran gedacht habe."

„Sie haben, soviel ich mich erinnere, Anna Andrejewna von jeher sehr lieb gehabt und sie vor anderen Damen ausgezeichnet."

„Mein Freund, wir wollen niemandem Schaden zufügen. Das Leben mit Freunden, mit Verwandten, mit Menschen, die unserm Herzen nahe stehen, ist ein Paradies.

Wir haben alle etwas vom Dichter an uns. Kurz, das ist schon seit den Urzeiten bekannt. Weißt du, wir wollen im Sommer zuerst nach Soden gehen und dann nach Bad Gastein. Aber du bist ja so lange nicht hier gewesen, mein Freund; was ist denn das mit dir? Ich habe auf dich gewartet. Und nicht wahr, wie vieles, vieles hat sich seitdem begeben! Schade nur, daß ich eine solche Unruhe habe; sowie ich allein bin, werde ich unruhig. Darum darf ich auch gar nicht allein bleiben, nicht wahr? Das ist doch so klar wie der Satz: zwei mal zwei ist vier. Das habe ich sofort eingesehen, gleich bei den ersten Worten, die sie sprach. Oh, mein Freund, sie hat mir nur ganz wenige Worte gesagt; aber die ... die waren wie das herrlichste Gedicht. Aber du bist ja ihr Bruder, beinahe ihr Bruder, nicht wahr? Mein Lieber, es hat schon seinen Grund, daß ich dich so liebgewonnen habe! Ich versichere dir, ich habe das alles vorausgeahnt. Ich küßte ihr die Hand und fing an zu weinen."

Er zog das Taschentuch heraus, als ob er wieder zu weinen anfangen wollte. Er war sehr ergriffen und befand sich anscheinend in einem so üblen Zustande, wie ich ihn bei ihm meiner Erinnerung nach während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft noch nicht wahrgenommen hatte. Gewöhnlich, und sogar fast immer, war er unvergleichlich viel frischer und munterer gewesen.

„Ich möchte allen Menschen verzeihen, mein Freund," schwatzte er weiter. „Ich möchte allen Menschen verzeihen und bin schon seit langer Zeit niemandem mehr böse. Die Kunst, la poésie dans la vie, die Wohltätigkeit gegen Unglückliche und sie, die biblische Schöne. Quelle charmante personne, ah? Les chants de Salomon ... non, ce n'est pas Salomon, c'est David, qui mettait une jeune belle

dans son lit pour se chauffer dans sa vieillesse. Enfin David, Salomon, das alles geht mir im Kopfe bunt durcheinander; der reine Wirrwar. Jedes Ding, cher enfant, kann sowohl erhaben als auch gleichzeitig lächerlich sein. Cette jeune belle de la vieillesse de David – c'est tout un poëme; aber bei Paul de Kock würde daraus so eine scène de bassinoire geworden sein, und wir würden alle darüber lachen. Paul de Kock hat kein Gefühl für das richtige Maß und keinen Geschmack, wiewohl er Talent besitzt ... Katerina Nikolajewna lächelt über uns. Ich habe ihr gesagt, daß wir sie nicht stören werden. Wir haben unsern Roman begonnen, und da möge man uns nun auch ihn beenden lassen. Mag es auch nur eine Träumerei sein; aber man möge uns diese Träumerei nicht nehmen!"

„Aber, Fürst, wieso denn eine Träumerei?"

„Eine Träumerei! Wieso es eine Träumerei ist? Nun, mag es immerhin eine Träumerei sein; aber man möge uns in dieser Träumerei sterben lassen!"

„O Fürst, warum reden Sie denn vom Sterben? Jetzt müssen Sie leben, nur leben!"

„Ja, das sage ich ja! Das ist es ja eben, was ich immer wiederhole. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum das Leben so kurz ist. Der Zweck ist gewiß, daß es einem nicht langweilig werden soll; denn das Leben ist ebenfalls ein künstlerisches Produkt des Schöpfers selbst, in der vollendeten, tadellosen Form eines Puschkinschen Gedichtes. Kürze ist das erste Erfordernis eines Kunstwerkes. Aber wem das Leben nicht langweilig ist, dem sollte es vergönnt sein, länger zu leben."

„Sagen Sie, Fürst, ist die Sache schon öffentlich?"

„Nein, mein Lieber, durchaus nicht! Wir alle sind

übereingekommen, daß es noch nicht veröffentlicht werden soll. Es wird nur der Familie bekanntgegeben, nur der Familie, nur der Familie. Vorläufig habe ich nur Katerina Nikolajewna vollständig eingeweiht, weil ich mich ihr gegenüber schuldig fühle. Oh, Katerina Nikolajewna ist ein Engel, ein Engel!"

„Ja, das ist sie, ja!"

„Ja! Auch du sagst ja? Und ich dachte, du seiest ihr Feind. Ach ja, apropos, sie hat mich ja gebeten, dich nicht mehr zu empfangen. Und denke nur, als du hereinkamst, hatte ich das auf einmal ganz vergessen."

„Was sagen Sie da?" rief ich und sprang auf. „Warum? Wann hat sie das gesagt?"

(Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht; ja, gerade etwas von dieser Art hatte ich, gleich seitdem Tatjana bei mir gewesen war, erwartet!)

„Gestern, mein Lieber, gestern; und ich verstehe nicht einmal, wie du jetzt hast hereinkommen können; denn es sind Anordnungen getroffen worden. Wie bist du denn hereingekommen?"

„Ich bin ganz einfach hereingegangen."

„Das war auch das Praktischste. Hättest du mit List hereinzukommen gesucht, so hätten sie dich gewiß abgefangen; aber da du ganz einfach hereingegangen bist, so haben sie dich durchgelassen. Die Harmlosigkeit, mon cher, ist in Wahrheit die höchste Schlauheit."

„Ich verstehe noch nichts: also hatten auch Sie beschlossen, mich nicht mehr zu empfangen?"

„Nein, mein Freund, ich habe gesagt, daß ich mich daran nicht beteilige ... Das heißt, ich habe meine volle Zustimmung gegeben. Und du kannst mir glauben, mein lieber Junge, daß ich dich sehr gern habe. Aber Katerina

Nikolajewna verlangte es sehr, sehr nachdrücklich ... Ah, da ist sie ja!"

In diesem Augenblick erschien plötzlich Katerina Nikolajewna in der Tür. Sie war zum Ausfahren angekleidet und kam, wie sie das auch früher zu tun pflegte, zu ihrem Vater heran, um ihn zum Abschiede zu küssen. Als sie mich erblickte, stutzte sie, wurde verlegen, drehte sich schnell um und ging hinaus.

„Voilà!" rief der Fürst überrascht und in starker Aufregung.

„Das ist ein Mißverständnis!" rief ich. „Nur einen Augenblick ... Ich ... ich bin sogleich wieder bei Ihnen, Fürst!"

Und ich lief hinaus, hinter Katerina Nikolajewna her.

Alles, was nun folgte, spielte sich so schnell ab, daß ich keine Zeit hatte, über die Sache ins klare zu kommen oder mir auch nur zu überlegen, wie ich mich zu benehmen hätte. Hätte ich mir das überlegen können, so würde ich mich gewiß anders benommen haben! Aber ich hatte wie ein kleiner Junge alle Fassung verloren. Ich wollte nach ihren Zimmern eilen; aber ein Diener sagte mir unterwegs, Katerina Nikolajewna habe die Wohnung bereits verlassen und steige in den Wagen. Ich lief Hals über Kopf nach der Haupttreppe. Katerina Nikolajewna stieg gerade, in ihren Pelz gehüllt, hinab, und neben ihr ging, oder vielmehr es führte sie ein hochgewachsener, schlanker Offizier in Uniform, mit Säbel, ohne Mantel; den Mantel trug ihm ein Diener nach. Das war der Baron; er war Oberst, etwa fünfunddreißig Jahre alt, der Typus eines eleganten Offiziers, hager, mit etwas zu länglichem Gesichte und rötlichem Schnurrbarte; selbst die Augenwimpern waren rötlich. Sein Gesicht war zwar in keiner Weise

schön, hatte aber scharf geschnittene Züge und einen herausfordernden Ausdruck. Ich schildere ihn hier nur flüchtig, so wie ich sein Bild in jenem Augenblicke erfaßte. Früher hatte ich ihn niemals gesehen gehabt. Ich lief ihnen ohne Hut und ohne Pelz die Treppe hinab nach. Katerina Nikolajewna bemerkte mich zuerst und flüsterte ihm schnell etwas zu. Er wollte schon den Kopf nach mir umdrehen, besann sich aber sofort eines anderen und gab dem Diener und dem Portier einen Wink. Der Diener trat auf mich zu, als ich schon dicht bei der Haustür war; aber ich schob ihn mit der Hand beiseite und lief ihnen nach vor die Haustür. Bjoring war Katerina Nikolajewna beim Einsteigen in den Wagen behilflich.

„Katerina Nikolajewna, Katerina Nikolajewna!" rief ich außer mir (wie ein Dummkopf, wie ein Dummkopf! Oh, ich erinnere mich an alles; ich hatte keinen Hut auf!).

Bjoring wendete sich von neuem wütend zu dem Diener und rief ihm laut etwas zu; es waren ein oder zwei Worte, aber ich verstand sie nicht. Ich fühlte, daß mich jemand an den einen Ellbogen faßte. In diesem Augenblicke setzte sich der Wagen in Bewegung; ich schrie etwas und stürzte ihm nach. Ich sah, daß Katerina Nikolajewna durch das Wagenfenster blickte und sich anscheinend in großer Aufregung befand. Aber bei meiner schnellen Bewegung, als ich dem Wagen nachstürzte, stieß ich plötzlich unversehens heftig gegen Bjoring und trat ihm dabei, wie es schien, sehr schmerzhaft auf den Fuß. Er stieß einen leichten Schrei aus, knirschte mit den Zähnen, faßte mich mit kräftigem Griffe bei der Schulter und stieß mich grimmig von sich, so daß ich etwa drei Schritte weit wegflog. In diesem Augenblicke wurde ihm sein Mantel gereicht; er

warf ihn um, setzte sich in seinen Schlitten und schrie vom Schlitten aus noch einmal den Dienern und dem Portier etwas in drohendem Tone zu, wobei er auf mich wies. Diese ergriffen mich und hielten mich fest: ein Diener warf mir meinen Pelz um, ein anderer reichte mir meinen Hut, und – ich erinnere mich nicht mehr, was sie sagten; aber sie sagten etwas, und ich stand da und hörte es, verstand aber nichts davon. Dann jedoch ließ ich sie stehen und lief fort.

III

Auf der Straße sah und hörte ich nichts und stieß an die Passanten an; so gelangte ich endlich laufend zu Tatjana Pawlownas Wohnung; mir eine Droschke zu nehmen, das war mir unterwegs gar nicht in den Sinn gekommen. Bjoring hatte mir vor ihren Augen einen Stoß versetzt! Allerdings hatte ich ihm auf den Fuß getreten, und er hatte mich instinktiv von sich gestoßen, wie das eben jemand tut, dem man auf die Hühneraugen tritt (und vielleicht hatte ich wirklich bei ihm gerade ein Hühnerauge getroffen!). Aber sie hatte es gesehen und hatte gesehen, daß mich die Diener packten, und das alles war vor ihren Augen geschehen, vor ihren Augen! Als ich zu Tatjana Pawlowna hereingestürmt kam, konnte ich im ersten Augenblicke nichts sagen, und mein Unterkiefer zitterte wie im Fieber. Ja, ich fieberte auch wirklich, und obendrein weinte ich ... Oh, ich fühlte mich so tief beleidigt!

„Ah! Nun, was gibt's? Bist du hinausgeworfen worden? Und verdientermaßen, verdientermaßen!" sagte Tatjana Pawlowna.

Ich ließ mich schweigend auf das Sofa sinken und sah sie an.

„Aber was ist denn mit ihm?“ sagte sie, indem sie mich aufmerksam betrachtete. „Da, trink ein Glas Wasser, trink, trink! Nun sage, was du da noch für Dummheiten angerichtet hast!“

Ich murmelte, man habe mich hinausgeworfen, und Bjoring habe mir auf der Straße einen Stoß versetzt.

„Bist du jetzt imstande, etwas zu verstehen oder noch nicht? Da! Lies einmal; da kannst du deine Freude daran haben.“

Sie nahm einen Brief vom Tische, reichte ihn mir und stellte sich selbst erwartungsvoll vor mich hin. Ich erkannte sofort Wersilows Handschrift; es waren nur ein paar Zeilen: ein Brief an Katerina Nikolajewna. Ich zuckte zusammen, und die Denkkraft kehrte mir augenblicklich in voller Stärke zurück. Hier ist der Inhalt dieses schrecklichen, ungeheuerlichen, absurden, schändlichen Briefes Wort für Wort:

„Gnädige Frau Katerina Nikolajewna!

Wie lasterhaft Sie auch durch Ihren Charakter und durch Ihr geflissentliches Zutun sind, so hätte ich doch gedacht, Sie würden Ihre Leidenschaften zügeln und wenigstens nicht Kinder zu verführen suchen. Aber nicht einmal das zu tun schämen Sie sich. Ich teile Ihnen mit, daß das Ihnen bekannte Schriftstück bestimmt nicht an einer Kerze verbrannt ist und sich niemals in Kraffts Händen befunden hat, so daß Sie also in dieser Beziehung nichts gewonnen haben. Verderben Sie daher nicht zwecklos einen jungen Menschen. Schonen Sie ihn; er ist noch nicht volljährig, beinahe noch ein Knabe, geistig und körperlich noch unentwickelt; was können Sie an ihm haben? Ich nehme an ihm Anteil, und daher habe ich einen Versuch gemacht und an Sie ge-

schrieben, obgleich ich nicht auf einen Erfolg hoffe. Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß ich eine Abschrift dieses Schreibens gleichzeitig an Baron Bjoring sende. A. Werssilow."

Ich wurde blaß, als ich das las; aber dann bekam ich auf einmal einen dunkelroten Kopf, und die Lippen zitterten mir vor Empörung.

„So spricht er von mir! So verwendet er das, was ich ihm vorgestern entdeckt habe!" rief ich in hellem Zorne.

„Das ist es ja eben, daß du es ihm entdeckt hast!" rief Tatjana Pawlowna und riß mir den Brief aus der Hand.

„Aber ... ich habe ihm ja etwas anderes, etwas ganz anderes gesagt! O Gott, was muß sie jetzt von mir denken! Aber er ist ja wohl irrsinnig? Er muß ja irrsinnig sein ... Ich bin gestern mit ihm zusammen gewesen. Wann ist denn der Brief abgeschickt?"

„Gestern am Tage ist er abgeschickt, am Abend ist er angekommen, und heute hat sie ihn mir persönlich übergeben."

„Aber ich habe ihn gestern selbst gesehen; er ist irrsinnig! So kann Werssilow nicht schreiben; das hat ein Irrsinniger geschrieben! Wer kann an eine Frau so schreiben?"

„Solche Irrsinnigen schreiben so in ihrer Wut, wenn Eifersucht und Ingrimm sie blind und taub machen und ihr Blut sich in scharfes Gift verwandelt ... Aber du hast ihn noch nicht gekannt, was er für ein Mensch ist! Dafür wird er jetzt auch wie eine Fliege niedergeklatscht werden, so daß nur ein nasser Fleck von ihm übrigbleibt. Er legt seinen Kopf selbst unter das Beil! Da sollte er schon lieber in der Nacht nach der Nikolaibahn gehen und den

Kopf auf die Schienen legen; dann würde er ihm abgefahren werden, wenn er denn so schwer daran zu tragen hat! Wie bist du denn auf den verrückten Gedanken gekommen, ihm das zu sagen? Wie bist du denn auf den verrückten Gedanken gekommen, ihn aufzureizen? Du wolltest wohl großtun?"

„Aber was ist das für ein Haß! Was ist das für ein Haß!" rief ich und schlug mich mit der Hand vor den Kopf. „Und warum? warum? Gegen eine Frau! Was hat sie ihm denn Böses getan? Was mögen zwischen ihnen für Beziehungen bestanden haben, daß er einen solchen Brief hat schreiben können?"

„Haß, jawohl Haß!" wiederholte Tatjana Pawlowna meinen Ausdruck mit grimmigem Spotte.

Das Blut schoß mir wieder ins Gesicht, ich glaubte auf einmal etwas ganz Neues zu verstehen; in größter Spannung sah ich sie fragend an.

„Scher dich von hier weg!" kreischte sie mit einer energischen Armbewegung und wandte sich schnell von mir ab. „Ich habe mich mit euch allen lange genug abgeplackt! Jetzt habe ich es satt! Möchte euch alle die Erde verschlingen!... Deine Mutter wäre noch die einzige, um die es mir leid täte ..."

Ich lief natürlich zu Werssilow. Nein, so eine Tücke! So eine Tücke!

IV

Werssilow war nicht allein. Ich schicke eine Bemerkung voraus: da er am vorhergehenden Tage einen solchen Brief an Katerina Nikolajewna abgeschickt und tatsächlich (Gott allein weiß, warum) dem Baron Bjoring eine Abschrift davon zugesandt hatte, mußte er natürlich heute im Laufe

des Tages auch die bekannten Folgen seines Schrittes erwarten und hatte deshalb die entsprechenden Maßregeln getroffen: schon am Morgen hatte er Mama und Lisa (die, wie ich nachher erfuhr, schon am Morgen, weil sie sich krank fühlte, zurückgekehrt war und sich ins Bett gelegt hatte) nach oben, in den „Sarg", umquartiert; die Zimmer aber, und namentlich unser „Salon", waren mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt und ausgefegt worden. Und tatsächlich erschien bei ihm um zwei Uhr nachmittags ein Baron R***, Oberst, etwa vierzigjährig, von deutscher Abstammung, hochgewachsen, mager, anscheinend von bedeutender Körperkraft, ebenfalls mit rötlichem Haar wie Bjoring, nur ein wenig kahlköpfig. Er war einer jener Barone R***, deren es im russischen Heere sehr viele gibt, lauter Leute, die auf ihren Stand als Barone sehr stolz sind, gar kein Vermögen besitzen, nur von ihrem Gehalte leben, einen großen Diensteifer entwickeln und im Regimente ihren Platz zur Zufriedenheit ausfüllen. Den Anfang ihrer Auseinandersetzungen hörte ich nicht, weil ich dazu zu spät kam; beide waren sehr lebhaft – und wie hätten sie es auch nicht sein sollen! Werssilow saß am Tisch auf dem Sofa, der Baron zur Seite auf einem Lehnstuhl. Werssilow war blaß, aber er sprach mit Selbstbeherrschung, den Mund nur wenig öffnend. Der Baron dagegen redete sehr laut; er neigte sichtlich zu heftigen Gesten und hielt sich nur mit Anstrengung zurück; aber er machte ein strenges, hochmütiges, sogar verächtliches Gesicht, das jedoch auch eine gewisse Verwunderung erkennen ließ. Als er mich erblickte, zog er finster die Augenbrauen zusammen; Werssilow aber freute sich beinahe über mein Kommen.

„Guten Tag, mein Lieber! Baron, das ist eben jener sehr junge Mensch, von dem in dem Briefe die Rede ist;

seien Sie überzeugt, daß er uns nicht stören wird; seine Anwesenheit kann uns sogar nützlich werden." (Der Baron sah mich geringschätzig an.) „Mein Lieber," fügte Wersilow, sich zu mir wendend, hinzu, „ich freue mich sogar darüber, daß du gekommen bist; setze dich, bitte, in eine Ecke, bis ich mit dem Baron fertig bin! Seien Sie unbesorgt, Baron, er wird nur still in der Ecke sitzen."

Mir war das ganz gleichgültig, da ich meinen Entschluß bereits gefaßt hatte, und außerdem überraschte mich alles höchlichst; ich setzte mich schweigend in eine Ecke, möglichst tief in die Ecke hinein, und blieb so bis zum Ende des Gespräches sitzen, ohne die Augen wegzuwenden und ohne mich zu rühren.

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Baron," sagte Wersilow mit fester Stimme, indem er jedes Wort in markanter Weise aussprach, „daß ich Katerina Nikolajewna Achmakowa, an die ich diesen unwürdigen, krankhaften Brief geschrieben habe, nicht nur für das edelste Wesen, sondern auch für den Gipfel aller Vollkommenheit halte!"

„Ein derartiger Widerruf Ihrer eigenen Worte klingt, wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, wie eine neue Wiederholung derselben," schrie der Baron. „Ihre Ausdrucksweise ist entschieden respektlos."

„Und doch wird es das Richtigste sein, wenn Sie meine Worte in ihrem buchstäblichen Sinne auffassen. Sehen Sie, ich leide an Anfällen und ... allerlei Störungen und gebrauche sogar eine Kur dagegen; so ist es denn gekommen, daß ich in einem solchen Augenblicke ..."

„Diese Ausführungen gehören absolut nicht hierher. Ich muß Ihnen immer wieder und wieder bemerken, daß Sie unentwegt bei Ihrer fehlerhaften Behandlung der Sache beharren; vielleicht tun Sie das sogar mit Absicht. Ich

habe Sie schon gleich am Anfange darauf aufmerksam gemacht, daß die ganze diese Dame betreffende Frage, das heißt die Frage wegen Ihres Briefes speziell an die Generalin Achmakowa, bei unserem jetzigen Gespräche vollständig ausscheiden muß; Sie aber kommen immer wieder darauf zurück. Baron Bjoring hat mich gebeten und beauftragt, nur das, was ihn dabei persönlich betrifft, ins klare zu bringen, das heißt Ihre dreiste Zustellung dieser Abschrift und dann Ihr Postskriptum, daß Sie zu jeder gewünschten Genugtuung bereit seien."

„Aber ich möchte meinen, dieses letztere ist schon ohne weitere Auseinandersetzungen klar."

„Ich verstehe, ich höre. Sie bitten nicht einmal um Entschuldigung, sondern wiederholen nur Ihre Erklärung, daß Sie zu jeder Genugtuung bereit seien. Aber dieses Verfahren ist doch gar zu billig. Und darum halte ich in Anbetracht der Wendung, die Sie dem Gespräche hartnäckig geben wollen, mich schon jetzt für berechtigt, Ihnen meinerseits alles ungeniert auszusprechen, das heißt, ich bin zu dem Schlusse gelangt, daß Baron Bjoring mit Ihnen absolut nicht auf der Basis der Gleichberechtigung verkehren kann."

„Eine solche Entscheidung der Frage ist natürlich für Ihren Freund, den Baron Bjoring, die vorteilhafteste, und ich muß gestehen, Sie haben mich dadurch ganz und gar nicht in Erstaunen versetzt: ich hatte das erwartet."

Ich bemerke in Parenthese: gleich bei den ersten Worten und beim ersten Blicke hatte ich deutlich erkannt, daß Werssilow absichtlich einen heftigen Zusammenstoß herbeizuführen suchte, diesen nervösen Baron herausforderte und reizte und dessen Geduld auf eine vielleicht gar zu harte Probe

stellte. Der Baron krümmte sich ordentlich zusammen vor Ärger.

„Ich sehe, daß Sie witzig sein können; aber Witz ist noch nicht Verstand."

„Eine sehr tiefsinnige Bemerkung, Oberst."

„Ich habe Sie nicht gebeten, mich zu loben," schrie der Baron, „und bin nicht hergekommen, um leeres Stroh zu dreschen! Hören Sie einmal zu: Baron Bjoring war, als er Ihren Brief erhielt, sehr in Zweifel, was er tun sollte, da dieser Brief zeigte, daß der Schreiber für das Irrenhaus reif sei. Und natürlich hätten sich sogleich Mittel finden lassen, um Sie zu . . . beruhigen. Aber auf Grund gewisser besonderer Erwägungen übte man gegen Sie Nachsicht, und es wurden Erkundigungen über Sie eingezogen: es ergab sich, daß Sie zwar einmal zur guten Gesellschaft gehört und als Offizier bei der Garde gedient haben, daß Sie aber dann aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden und in einem mehr als zweifelhaften Rufe stehen. Indessen ging ich trotzdem hierher, um die Sache persönlich festzustellen, und nun erlauben Sie sich noch zu allem andern, ein Wortgeklingel zu machen, und erklären selbst, daß Sie gewissen Anfällen unterworfen seien. Nun genug! Mit Rücksicht auf seinen Stand und auf sein Renommee kann Baron Bjoring sich in dieser Sache nicht so tief herablassen . . . Kurz, mein Herr, ich bin bevollmächtigt, Ihnen zu eröffnen, daß, wenn in Zukunft eine Wiederholung Ihres jetzigen Benehmens oder auch nur etwas Ähnliches stattfinden sollte, man unverzüglich Mittel finden wird, um Sie zur Ruhe zu bringen, sehr schnell und zuverlässig wirkende Mittel, wie ich Ihnen versichern kann. Wir leben nicht wie die Tiere im Walde, sondern in einem wohlgeordneten Staate!"

„Sind Sie davon so fest überzeugt, mein guter Baron R***?"

„Hol's der Teufel!" rief der Baron, plötzlich aufstehend, „Sie führen mich gar zu sehr in Versuchung, Ihnen sofort zu beweisen, daß ich keineswegs Ihr ‚guter Baron R***' bin!"

„Ach, ich möchte Sie noch einmal darauf aufmerksam machen," versetzte Wersilow, sich ebenfalls erhebend, „daß sich meine Frau und meine Tochter hier in der Nähe befinden ... ich möchte Sie daher bitten, nicht so laut zu sprechen, weil Ihr Geschrei zu ihnen dringen könnte."

„Ihre Frau ... ach was! ... Wenn ich jetzt hier gesessen und mit Ihnen geredet habe, so habe ich das einzig und allein in der Absicht getan, diese widerwärtige Geschichte klarzustellen," fuhr der Baron ebenso zornig wie vorher, und ohne seine Stimme im geringsten zu dämpfen, fort. „Genug nun!" schrie er wütend. „Sie sind nicht nur aus dem Kreise der anständigen Menschen ausgeschlossen worden, sondern Sie sind auch ein Irrer, ein richtiger geistesgestörter Irrer, und haben sich dieses Zeugnis selbst ausgestellt! Sie verdienen keine Nachsicht, und ich erkläre Ihnen, daß man noch heute in bezug auf Sie die erforderlichen Maßregeln ergreifen und Sie an einen Ort schaffen wird, wo man schon verstehen wird, Sie wieder zur Vernunft zu bringen ... Sie werden aus der Stadt hinausgebracht werden!"

Mit schnellen, großen Schritten verließ er das Zimmer. Wersilow gab ihm nicht das Geleite. Er stand da und sah mich zerstreut an, anscheinend ohne mich überhaupt zu bemerken; auf einmal lächelte er, schüttelte seine Haare zurück, ergriff seinen Hut und schritt ebenfalls zur Tür. Ich ergriff ihn bei der Hand.

„Ach ja, du bist auch da? Hast du es mit angehört?" Er blieb vor mir stehen.

„Wie konnten Sie das nur tun? Wie konnten Sie die Sache so verdrehen, mich so bloßstellen? . . . In einer so heimtückischen Weise!"

Er sah mich unverwandt an; aber sein Lächeln wurde immer breiter und ging zuletzt geradezu in ein Lachen über.

„Ich bin beschimpft worden . . . in ihrer Gegenwart! In ihrer Gegenwart! Vor ihren Augen bin ich ausgelacht worden, und er . . . hat mir einen Stoß versetzt!" schrie ich ganz außer mir.

„Wirklich? Ach, du armer Junge, wie leid du mir tust . . . Also du bist dort ausgelacht worden!"

„Sie machen sich über mich lustig, Sie machen sich über mich lustig! Ihnen kommt das komisch vor!"

Er riß schnell seine Hand aus der meinigen, setzte den Hut auf und verließ lachend, jetzt bereits richtig lachend, die Wohnung. Wozu sollte ich ihm nachlaufen? Was hätte das für Zweck gehabt? Ich hatte alles begriffen und – alles in einem einzigen Augenblicke verloren! Auf einmal erblickte ich Mama; sie war von oben heruntergekommen und sah ängstlich umher.

„Ist er weggegangen?"

Ich umarmte sie schweigend, und sie schmiegte sich fest, ganz fest an mich.

„Mama, liebe Mama, können Sie denn wirklich noch hierbleiben? Kommen Sie gleich mit mir mit; ich werde Sie beschützen; ich werde für Sie arbeiten wie ein Sträfling, für Sie und für Lisa . . . Wir wollen uns von all diesen Menschen lossagen und weggehen. Wir wollen für uns allein leben. Mama, erinnern Sie sich noch, wie Sie

mich bei Touchard besuchten, und wie ich Sie nicht anerkennen wollte?"

„Ich erinnere mich, lieber Sohn; ich werde mich mein ganzes Leben lang dir gegenüber schuldig fühlen; ich hatte dich geboren und kannte dich gar nicht."

„Er, er ist daran schuld, Mama; er ist an alledem schuld; er hat Sie nie geliebt."

„Doch, er hat mich geliebt."

„Kommen Sie mit mir mit, Mama!"

„Wohin soll ich von ihm weggehen? Er ist ja doch unglücklich, nicht wahr?"

„Wo ist Lisa?"

„Sie liegt; als sie nach Hause kam, fühlte sie sich nicht wohl; ich bin recht besorgt um sie. Sind sie denn dort aufgebracht über ihn? Was werden sie jetzt mit ihm anfangen? Wo ist er hingegangen? Womit hat ihm dieser Offizier hier gedroht?"

„Es wird ihm nichts passieren, Mama; ihm passiert nie etwas, ihm widerfährt nie etwas Schlimmes, das ist ganz unmöglich. Das liegt nun einmal so in seinem Wesen! Da ist Tatjana Pawlowna, fragen Sie die, wenn Sie mir nicht glauben; da ist sie." (Tatjana Pawlowna war plötzlich ins Zimmer getreten.) „Leben Sie wohl, Mama! Ich komme gleich wieder zu Ihnen, und wenn ich wiederkomme, werde ich Ihnen wieder dieselbe Frage vorlegen . . ."

Ich lief hinaus. Ich konnte keinen Menschen sehen; dieser Widerwille bezog sich nicht nur auf Tatjana Pawlowna. Und Mamas Anblick war mir geradezu eine Pein. Ich wollte allein sein, ganz allein.

V

Aber ich war noch nicht eine Straße entlang gegangen, als ich fühlte, daß ich nicht imstande war zu gehen und

sinnlos gegen diese fremden, teilnahmlosen Menschen anrannte; aber wo sollte ich bleiben? Wer bedurfte meiner, und – was bedurfte ich jetzt? Mechanisch schleppte ich mich zum Fürsten Sergei Petrowitsch, ohne überhaupt an ihn zu denken. Er war nicht zu Hause. Ich sagte zu Peter, seinem Diener, ich wolle im Arbeitszimmer warten (wie ich das oftmals getan hatte). Das Arbeitszimmer war ein großer, sehr hoher Raum, der mit Möbeln sehr vollgestellt war. Ich ging in die dunkelste Ecke, ließ mich dort auf ein Sofa nieder, setzte die Ellbogen auf den Tisch und stützte den Kopf mit beiden Händen. Ja, nun war die Frage: „Was muß ich jetzt tun?" Wenn ich damals diese Frage auch hätte formulieren können, so wäre ich doch schlechterdings nicht imstande gewesen, sie zu beantworten.

Aber ich konnte weder logisch denken, noch mir klare Fragen vorlegen. Ich habe schon oben gesagt, daß ich gegen das Ende dieser Tage von den Ereignissen fast erdrückt wurde; ich saß jetzt da, und alles drehte sich chaotisch in meinem Kopfe herum. „Ja, ich habe sein ganzes Inneres gesehen und nichts davon verstanden," dieser Gedanke kam mir ein paarmal in unklarer Weise. „Er hat mir vorhin eben ins Gesicht gelacht: aber er lachte nicht über mich; er dachte dabei an Bjoring, nicht an mich. Vorgestern beim Mittagessen wußte er schon alles und war darum so finster. Er hörte meine dumme Beichte in dem Restaurant an und entstellte alles auf Kosten der Wahrheit; aber was kümmerte ihn die Wahrheit? Er glaubt ja selbst kein Wort von dem, was er ihr geschrieben hat. Er wollte sie nur beleidigen, in sinnloser Weise beleidigen, ohne auch nur zu wissen, weswegen; er griff nach einem Vorwande, und den lieferte ich ihm ... Es war die Tat eines tollen Hundes! Will er etwa jetzt Bjoring töten? Warum?

Sein Herz weiß, warum! Ich aber weiß nichts davon, wie es in seinem Herzen aussieht ... Nein, nein, auch jetzt weiß ich es nicht. Liebt er sie wirklich so leidenschaftlich? Oder haßt er sie so leidenschaftlich? Ich weiß es nicht; aber weiß er es selbst? Was habe ich da zu Mama gesagt, daß ihm nichts Schlimmes widerfahren kann? was habe ich damit sagen wollen? Habe ich ihn verloren, oder habe ich ihn nicht verloren?"

„... Sie hat gesehen, wie ich gestoßen wurde ... Sie hat ebenfalls gelacht; oder hat sie es nicht getan? Ich würde gelacht haben! Ein Spion bekam Schläge, ein Spion! ..."

„Was bedeutet das," ging es mir plötzlich durch den Kopf, „was bedeutet das, daß er in diesem häßlichen Briefe sagte, das Schriftstück sei überhaupt nicht verbrannt, sondern existiere noch? ..."

„Er wird Bjoring nicht totschießen; sicherlich sitzt er jetzt in dem Restaurant und hört die Lucia! Aber vielleicht geht er dann hin und schießt Bjoring tot. Bjoring hat mir einen Stoß versetzt; er hat mich beinahe geschlagen; hat er mich geschlagen? Bjoring hält es sogar für unter seiner Würde, sich mit Werssilow zu duellieren; wird er es denn da mit mir wollen? Vielleicht wird es notwendig sein, daß ich morgen auf der Straße auf ihn warte und ihn mit dem Revolver niederschieße ..." Diesen Gedanken verfolgte ich mit meiner Denkkraft ganz mechanisch, ohne im geringsten über ihn stutzig zu werden.

Zeitweilig phantasierte ich davon, daß im nächsten Augenblick sich die Tür öffnen, Katerina Nikolajewna hereinkommen und mir die Hand reichen werde, und daß wir dann beide in ein Gelächter ausbrechen würden ... O Student, du mein lieber Student! Das war so ein un-

klarer Gedanke oder vielmehr ein sehnsüchtiger Wunsch von mir, als es im Zimmer schon sehr dunkel geworden war.

„Ich habe doch erst ganz vor kurzem vor ihr gestanden und ihr Lebewohl gesagt, und sie hat mir die Hand gereicht und gelacht. Wie ist es möglich gewesen, daß wir in einer so kurzen Spanne Zeit so erschreckend weit auseinandergekommen sind? Ich sollte ganz einfach zu ihr hingehen und mich sogleich mit ihr aussprechen, augenblicklich, ganz einfach, ganz einfach! Herrgott, wie ist es nur geschehen, daß da auf einmal eine ganz neue Welt begonnen hat! Ja, eine neue Welt, eine ganz, ganz neue Welt! ... Aber Lisa und der Fürst, die sind noch aus der alten Welt ... Da bin ich nun hier jetzt beim Fürsten. Und Mama, – wie hat sie es nur fertig gebracht, mit ihm zu leben, wenn es so steht! Ich hätte es gekonnt; ich kann alles, aber sie? Was wird nun geschehen?" Und wie vom Wirbelwinde getrieben huschten die Gestalten Lisas, Anna Andrejewnas, Stebelkows, des Fürsten, Afjerdows und vieler anderer in meinem kranken Gehirn vorbei, ohne eine Spur zu hinterlassen. Aber meine Gedanken wurden immer unförmlicher und huschten immer schneller davon: ich war froh, wenn ich einmal einen verstehen und festhalten konnte.

„Ich habe ja doch meine ‚Idee'!" dachte ich plötzlich. „Aber ist es auch wirklich so? Ist das auch nicht etwa nur eine auswendig gelernte Phrase? Meine Idee ist Dunkelheit und Einsamkeit; aber besteht jetzt für mich überhaupt noch eine Möglichkeit, wieder in die frühere Dunkelheit hineinzukriechen? Ach, mein Gott, ich habe ja das Schriftstück nicht verbrannt! Ich habe vorgestern ganz vergessen, es zu verbrennen. Ich will nach Hause gehen und es an einer Kerze verbrennen; es muß gerade eine Kerze sein; ich weiß nur nicht, ob ich jetzt wirklich richtig denke ..."

Es war schon längst dunkel geworden, und Peter brachte ein paar Kerzen herein. Er trat an mich heran und fragte, ob ich etwas zu essen wünschte. Ich machte nur eine ablehnende Handbewegung. Indessen brachte er mir eine Stunde darauf Tee, und ich trank gierig eine große Tasse voll aus. Dann erkundigte ich mich, was die Uhr sei. Es war halb neun, und ich wunderte mich nicht einmal darüber, daß ich schon fünf Stunden lang dagesessen hatte.

„Ich bin schon dreimal zu Ihnen hereingekommen," sagte Peter; „aber Sie schliefen, glaube ich."

Ich hatte keine Erinnerung dafür, daß er dagewesen war. Ich weiß nicht, warum, aber ich bekam auf einmal einen gewaltigen Schreck darüber, daß ich geschlafen haben sollte, stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um nicht wieder „einzuschlafen". Zuletzt bekam ich heftige Kopfschmerzen. Punkt zehn Uhr trat der Fürst herein, und ich wunderte mich darüber, daß ich auf ihn gewartet hatte; ich hatte ihn vollständig vergessen gehabt, vollständig.

„Sie sind hier, und ich bin zu Ihnen herangefahren, um Sie abzuholen," sagte er zu mir.

Sein Gesicht war finster und streng und zeigte keine Spur von einem Lächeln. Seine Augen ließen einen unerschütterlichen Vorsatz erkennen.

„Ich habe mich den ganzen Tag abgemüht und alle Mittel versucht," fuhr er, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, fort; „alles ist zusammengestürzt, und die Zukunft birgt nur Schreckniss e ..." (NB. er war also nicht beim Fürsten Nikolai Iwanowitsch gewesen.) „Ich habe mit Schibelski gesprochen; mit dem Menschen ist gar nicht zu verkehren. Sehen Sie: zuerst muß man Geld haben, und dann wollen wir sehen, was wir zu tun haben. Wenn aber die Beschaf-

fung des Geldes nicht gelingt, dann ... Aber ich habe mir heute vorgenommen, an diesen Fall nicht zu denken. Heute wollen wir uns nur das Geld beschaffen; morgen werden wir dann das Weitere sehen. Ihr Spielgewinn von vorgestern ist noch unangerührt; auch nicht eine Kopeke habe ich davon genommen. Es fehlen nur drei Rubel an dreitausend. Nach Abzug Ihrer Schuld bekommen Sie dreihundertundvierzig Rubel zurück. Nehmen Sie sie und dazu noch siebenhundert, damit es tausend sind, und ich werde die übrigen zweitausend nehmen. Dann wollen wir uns bei Serschtschikow an die entgegengesetzten Enden des Tisches setzen und versuchen, zehntausend Rubel zu gewinnen, vielleicht erreichen wir etwas; und gewinnen wir nicht, dann ... Übrigens ist das das einzige, was mir noch übrigbleibt."

Er sah mich mit einem düsteren Blicke an.

„Ja, ja!" rief ich plötzlich, als ob ich vom Tode auferstände. „Wir wollen hinfahren. Ich habe nur auf Sie gewartet ..."

Ich bemerke, daß ich während dieser Stunden auch nicht einen Augenblick an das Roulette gedacht hatte.

„Aber das Gemeine, Unwürdige einer solchen Handlungsweise?" fragte der Fürst plötzlich.

„Was meinen Sie damit? Daß wir zum Roulette hinwollen? Das ist doch das beste Mittel," rief ich. „Geld ist die Hauptsache! Nur wir beide, ich und Sie, sind Heilige; dagegen hat Bjoring sich verkauft, und Anna Andrejewna hat sich verkauft, und Wersilow – haben Sie gehört, daß Wersilow irrsinnig ist? Irrsinnig, irrsinnig!"

„Sind Sie nicht auch krank, Arkadi Makarowitsch? Sie haben so sonderbare Augen."

„Sagen Sie das, um ohne mich hinzufahren? Aber ich

werde mich heute nicht von Ihnen trennen. Nicht ohne Grund hat mir die ganze Nacht vom Spiel geträumt. Fahren wir, fahren wir!" rief ich, als hätte ich damit auf einmal die Rettung aus allen Schwierigkeiten gefunden.

„Nun gut, dann wollen wir hinfahren, obwohl Sie fiebern; aber dort . . ."

Er sprach nicht zu Ende. Sein Gesicht hatte einen unheimlichen, schrecklichen Ausdruck. Wir waren schon im Hinausgehen.

„Wissen Sie wohl," sagte er auf einmal, indem er in der Tür stehen blieb, „daß es noch einen andern Ausweg aus der Not gibt, außer dem Spiel?"

„Was ist denn das für einer?"

„Ein fürstlicher."

„Was meinen Sie damit? Was meinen Sie damit?"

„Das werden Sie später erfahren. Nur dies zu Ihrer Kenntnis: ich bin dieses Ausweges nicht mehr würdig, weil ich ihn zu spät ins Auge gefaßt habe. Wir wollen hinfahren; aber denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe. Probieren wir es mit dem bedientenhaften Ausweg . . . Ich weiß ganz genau, daß ich mit Bewußtsein und vollständig aus freiem Willen hinfahre und wie ein Bedienter handle!"

VI

Ich hatte es eilig, zum Roulette hinzukommen, als ob darin meine ganze Rettung, meine einzige Hilfe läge, und dabei hatte ich doch, wie schon gesagt, vor der Rückkehr des Fürsten an das Roulette überhaupt nicht gedacht. Und ich fuhr ja auch nicht hin, um für mich, sondern um mit dem Gelde des Fürsten für den Fürsten zu spielen; ich kann

nicht begreifen, was mich hinzog; aber es zog mich unwiderstehlich hin. Oh, niemals waren diese Menschen, diese Gesichter, diese Croupiers, diese zum Spiel gehörigen Rufe, dieser ganze gemeine Saal bei Serschtschikow, niemals war mir all dies so ekelhaft, so abstoßend, so roh und trübselig erschienen wie diesmal! Ich erinnere mich sehr genau des schmerzlichen, traurigen Gefühls, das in diesen Stunden am Spieltisch ab und zu mein Herz ergriff. Aber warum ging ich nicht fort? Warum ertrug ich das, wie wenn ich eine Aufgabe, ein Opfer, die Ausführung einer großen Tat auf mich genommen hätte? Ich will nur soviel sagen: ich kann kaum von mir behaupten, daß ich damals bei gesundem Verstande gewesen wäre. Aber dabei hatte ich noch nie so umsichtig gespielt wie an diesem Abend. Ich war schweigsam, richtete alle meine Gedanken auf das Spiel, paßte genau auf und rechnete gewaltig; ich war geduldig und geizig und gleichzeitig schnell entschlossen in Augenblicken, die einen schnellen Entschluß verlangten. Ich hatte wieder bei zéro Platz genommen, das heißt wieder zwischen Serschtschikow und Afjerdow, der immer rechts von Serschtschikow zu sitzen pflegte; dieser Platz war mir widerwärtig, aber ich wollte unbedingt auf zéro setzen, und alle übrigen Plätze bei zéro waren besetzt. Wir spielten schon über eine Stunde; schließlich sah ich von meinem Platze aus, daß der Fürst auf einmal aufstand und ganz blaß im Gesicht zu uns herüberkam und vor mir, gegenüber, an der andern Seite des Tisches, stehen blieb: er hatte alles verloren und sah schweigend meinem Spiele zu, wahrscheinlich indes ohne etwas davon zu verstehen, und sogar ohne überhaupt an das Spiel zu denken. Zu dieser Zeit fing ich gerade an zu gewinnen, und Serschtschikow zahlte mir Geld aus. Auf einmal nahm Afjerdow

schweigend vor meinen Augen in der unverschämtesten Weise einen meiner Hundertrubelscheine weg und vereinigte ihn mit dem Geldpäckchen, das vor ihm lag. Ich schrie auf und ergriff ihn am Arme. Und da begab sich mit mir etwas, was ich selbst in keiner Weise erwartet hatte: ich riß mich gleichsam von einer Kette los; es war, als ob alle Schrecken und Kränkungen dieses Tages sich plötzlich in diesem einen Augenblick, in diesem Verschwinden des Hundertrubelscheines konzentrierten. Es war, als ob alles, was sich in meinem Innern angesammelt und dort unter starkem Druck gelegen hatte, nur auf diesen Augenblick gewartet hätte, um hervorzubrechen.

„Er ist ein Dieb: er hat mir einen Hundertrubelschein gestohlen!" rief ich und blickte, ganz außer mir, im Kreise um mich herum.

Ich kann den Aufruhr, der sich nun erhob, gar nicht beschreiben; ein solcher Skandal war hier etwas vollständig Neues. Bei Serschtschikow pflegten sich die Besucher anständig zu benehmen, und sein Spielzirkel war dadurch renommiert. Aber ich wußte von mir selbst nichts mehr. Mitten durch den Lärm und das Geschrei erscholl auf einmal Serschtschikows Stimme:

„Und hier ist's ebenso; es fehlt Geld; hier hat es gelegen! Vierhundert Rubel!"

Es war gleichzeitig noch eine andere Geschichte passiert: es war gerade vor Serschtschikows Gesicht Geld aus der Bank fortgekommen, ein Päckchen mit vierhundert Rubeln. Serschtschikow wies auf die Stelle, wo sie gelegen hatten: „Diesen Augenblick haben sie noch hier gelegen," und diese Stelle war gerade neben mir, neben der Stelle, wo mein Geld lag, das heißt weit näher bei mir als bei Afjerdow.

„Hier ist der Dieb! Das hat er ebenfalls gestohlen; visitieren Sie ihn!“ schrie ich, auf Afjerdow zeigend.

„Das kommt alles daher,“ ließ sich eine kräftige, energische Stimme inmitten des allgemeinen Tumultes vernehmen, „daß hier Leute hereinkommen, die niemand kennt. Es werden Leute ohne Empfehlungen zugelassen! Wer hat ihn denn eingeführt? Was ist er für ein Mensch?“

„Ein gewisser Dolgoruki.“

„Ein Fürst Dolgoruki?“

„Fürst Sokolski hat ihn eingeführt,“ rief jemand.

„Hören Sie, Fürst,“ brüllte ich ihm in meiner Wut über den Tisch hinüber zu, „man hält mich hier für einen Dieb, während ich doch selbst hier in diesem Augenblicke bestohlen worden bin! Sagen Sie ihnen doch, sagen Sie ihnen doch, wer ich bin!“

Und nun begab sich das Schrecklichste von allem, was an diesem ganzen Tage geschehen war, ja das Schrecklichste, was ich je erlebt habe: der Fürst verleugnete mich. Ich sah, wie er mit den Achseln zuckte, und hörte, wie er auf die Fragen, mit denen man ihn von allen Seiten bestürmte, mit scharfer, klarer Stimme antwortete:

„Ich stehe für niemand ein. Ich bitte, mich in Ruhe zu lassen.“

Unterdessen stand Afjerdow mitten in dem Schwarme und forderte laut, man solle ihn visitieren. Er wendete selbst seine Taschen um. Aber man rief ihm auf seine Forderung zu: „Nein, nein, wir wissen schon, wer der Dieb ist!“ Zwei herbeigerufene Diener ergriffen mich von hinten bei den Armen.

„Ich lasse mich nicht visitieren; das dulde ich nicht!“ schrie ich und suchte mich loszureißen.

Aber ich wurde in ein Nebenzimmer geschleppt und dort

mitten in dem Menschenhaufen vollständig bis auf die letzte Falte visitiert. Ich schrie und sträubte mich.

„Er hat es gewiß von sich geworfen; man muß auf dem Fußboden nachsuchen," bemerkte einer.

„Wo soll man jetzt auf dem Fußboden suchen?"

„Er hat gewiß noch Zeit gefunden, es unter den Tisch zu werfen!"

„Jetzt ist da nichts mehr zu machen."

Ich wurde hinausgeführt; aber es gelang mir noch, in der Tür stehen zu bleiben, und in sinnloser Wut schrie ich, so daß es durch den ganzen Saal schallte:

„Das Roulette ist polizeilich verboten. Noch heute werde ich Sie alle anzeigen!"

Man führte mich nach unten, zog mir meinen Pelz an und machte mir die Haustür auf.

Neuntes Kapitel

I

Der Tag hatte mit einer Katastrophe geendet; aber es blieb noch die Nacht. Ich setze dasjenige hierher, woran ich mich von den Ereignissen dieser Nacht erinnern kann.

Ich glaube, es war eben Mitternacht vorbei, als ich auf die Straße trat. Die Nacht war hell, still und kalt. Ich lief beinahe und hatte es furchtbar eilig; aber – ich schlug nicht die Richtung nach Hause ein. „Warum soll ich nach Hause gehen? Kann es denn jetzt für mich ein Zuhause geben? Die Menschen in jenem Hause *leben*; ich würde morgen aufwachen, um ebenfalls weiterzuleben; aber ist das etwa jetzt für mich möglich? Mein Leben ist zu Ende; weiterzuleben ist für mich jetzt ein Ding der Unmöglichkeit." So irrte ich denn in den Straßen umher, ohne im ge-

ringsten darauf zu achten, wohin ich ging, und ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt irgendwohin wollte. Es war mir sehr heiß, und ich schlug alle Augenblicke meinen schweren Schuppenpelz auseinander. „Jetzt gibt es für mich keine Tätigkeit mehr, die irgendwelchen Zweck haben könnte," das war damals meine Empfindung. Und sonderbar: es schien mir, daß alles ringsumher, sogar die Luft, die ich atmete, gewissermaßen einem andern Weltkörper angehörte, als ob ich mich plötzlich auf dem Monde befände. Alles dies, die Stadt, die Passanten, das Trottoir, auf dem ich lief, alles dies hatte keine Beziehung mehr zu mir. „Das da ist der Schloßplatz, das da ist die Isaakskirche," dachte ich undeutlich; „aber die gehen mich jetzt nichts mehr an"; alles war mir gewissermaßen fremd geworden; alles hatte auf einmal keine Beziehung mehr zu mir. „Ich habe Mama, ich habe Lisa, nun ja; aber was sind mir jetzt Lisa und meine Mutter? Es ist alles zu Ende, alles ist mit einem Schlage zu Ende; nur das eine bleibt bestehen: daß ich lebenslänglich ein Dieb bin."

„Wodurch soll ich beweisen, daß ich kein Dieb bin? Ist das jetzt überhaupt möglich? Soll ich nach Amerika gehen? Was kann ich dadurch beweisen? Werssilow wird der erste sein, der da glaubt, daß ich gestohlen habe! Und meine ‚Idee'? Was für eine ‚Idee'? Was hat die ‚Idee' jetzt noch zu bedeuten? Wenn ich nach fünfzig Jahren, nach hundert Jahren auf der Straße ginge, so würde sich immer jemand finden, der mit dem Finger auf mich wiese und sagte: ‚Das ist ein Dieb. Er hat die Verwirklichung seiner Idee damit begonnen, daß er beim Roulette stahl . . .'"

War ich von Ingrimm erfüllt? Ich weiß es nicht; vielleicht ja. Sonderbar: ich habe immer, vielleicht schon von meiner frühesten Kindheit an, eine besondere Charakter-

eigentümlichkeit gehabt: wenn mir jemand Übles tat, dabei alles Maß überschritt, mich auf das tiefste beleidigte, so wurde bei mir ein unbezwingliches Verlangen rege, mich der Beleidigung passiv zu fügen und sogar den Wünschen des Beleidigers entgegenzukommen: „Da! Sie haben mich gedemütigt, also will ich mich selbst noch tiefer demütigen; sehen Sie her, weiden Sie sich an dem Anblicke!" Touchard schlug mich und wollte es mir zum Verständnis bringen, daß ich ein Bedienter und kein Senatorensohn sei, und siehe da, ich übernahm sofort von selbst die Rolle eines Bedienten. Ich reichte ihm nicht nur beim Ankleiden die Kleider zu, sondern ergriff auch aus freien Stücken die Bürste und bürstete ihm das geringste Stäubchen ab, ohne daß er mich darum gebeten oder es mir befohlen hätte; ich lief manchmal von selbst in bedientenhaftem Eifer mit der Bürste hinter ihm her, um ein letztes Fusselchen von seinem Frack zu entfernen, so daß er mir selbst manchmal Einhalt tat: „Laß nur gut sein, Arkadi, laß nur gut sein!" Wenn er manchmal nach Hause kam und seinen Rock auszog, so säuberte ich diesen, legte ihn sorgsam zusammen und schlug ihn in ein kariertes seidenes Tuch. Ich wußte, daß meine Kameraden sich deshalb über mich lustig machten und mich verachteten; sehr genau wußte ich das, aber das war mir ganz recht: „Wenn man will, daß ich ein Bedienter sei, nun, dann bin ich eben ein Bedienter, und wenn man will, daß ich ein Knecht sei, dann bin ich eben ein Knecht." Einen derartigen passiven Haß und heimlichen Ingrimm konnte ich jahrelang in mir bewahren. Und wie war es jetzt? Bei Serschtschikow hatte ich in heller Wut, so daß man es durch den ganzen Saal hörte, geschrien: „Ich werde alle anzeigen; das Roulette ist polizeilich verboten!" Und ich kann versichern, daß auch da etwas Ähnliches vor-

lag: man hatte mich erniedrigt, mich visitiert, mich für einen Dieb erklärt, mich moralisch getötet, – „nun, so mögen Sie es denn alle wissen, daß Sie es erraten haben; ich bin nicht nur ein Dieb, sondern auch ein Denunziant!" Jetzt bei der Rückerinnerung lege ich mir die Sache so zurecht und erkläre sie mir in dieser Weise; damals aber war mir durchaus nicht so zumute, daß ich meine Gefühle hätte analysieren mögen; ich schrie das damals ohne jede Absicht und hatte eine Sekunde vorher nicht einmal gewußt, daß ich es schreien würde. Ich tat es ganz unwillkürlich; das war eben so ein eigentümlicher Zug meines Charakters.

Während ich so lief, hatte das Fieber bei mir zweifellos schon begonnen; aber ich erinnere mich genau, daß ich mit Bewußtsein handelte. Dabei aber kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß eine richtige Kette von Gedanken und Schlußfolgerungen für mich schon damals ein Ding der Unmöglichkeit war; ich fühlte sogar in jenen Augenblicken im stillen selbst, daß ich manche Gedanken bilden konnte, andere aber absolut nicht. Ebenso trugen manche meiner damaligen Entschlüsse, obgleich ich sie bei klarem Bewußtsein gefaßt hatte, nicht die geringste Logik in sich. Ja noch mehr: ich erinnere mich recht wohl, daß ich in manchen Augenblicken mir der Verdrehtheit dieses oder jenes Entschlusses völlig bewußt sein und doch gleichzeitig mit vollem Bewußtsein zu seiner Ausführung schreiten konnte. Ja, ich war in jener Nacht sehr nahe daran, ein Verbrechen zu begehen, und es war nur ein Zufall, daß ich es nicht tat.

Mir ging auf einmal eine Bemerkung durch den Kopf, die Tatjana Pawlowna über Werssilow gemacht hatte: er sollte an die Nikolaibahn gehen und den Kopf auf

die Schienen legen; da würde er ihm schon abgefahren werden. Dieser Gedanke bemächtigte sich einen Augenblick lang meines ganzen Empfindungsvermögens; aber ich verscheuchte ihn sofort wieder mit einem Gefühle des Schmerzes: „Wenn ich den Kopf auf die Schienen legte und stürbe, dann würden die Leute morgen sagen: ‚Das hat er deswegen getan, weil er gestohlen hat; er hat es aus Schamgefühl getan,‘ – nein, um keinen Preis!“ Und siehe da, in diesem Augenblicke empfand ich plötzlich einen furchtbaren Ingrimm. „Was nun?“ ging es mir durch den Kopf; „rechtfertigen kann ich mich auf keine Weise mehr; ein neues Leben anzufangen ist ebenfalls unmöglich; daher will ich mich darein fügen, ein Bedienter zu werden, ein Hund, ein gemeines Insekt, ein Denunziant, ein richtiger Denunziant; und dann will ich mich ganz in der Stille vorbereiten und eines Tages alles plötzlich in die Luft sprengen, alles vernichten, alle, Schuldige und Unschuldige, und dann werden es alle auf einmal erfahren, daß das eben jener selbe Mensch gewesen ist, den sie einen Dieb genannt haben ... und dann will ich auch mir selbst das Leben nehmen.“

Ich erinnere mich nicht, wie ich beim Umherlaufen in eine Seitengasse in der Nähe des Konnogwardeiski-Boulevards hineingeraten war. In dieser Seitengasse zogen sich an beiden Seiten, auf eine Strecke von fast hundert Schritten, steinerne Mauern hin, durch welche die Hinterhöfe abgeschlossen wurden. Hinter einer solchen Mauer linker Hand erblickte ich einen gewaltigen Stapel Holz; es war ein langer Stapel, wie man sie auf Holzhöfen sieht, und er überragte die Mauer um gut drei Ellen. Ich blieb auf einmal stehen und begann nachzudenken. Ich hatte ein kleines silbernes Etui mit Wachszündhölzchen

in der Tasche bei mir. Ich wiederhole, ich war mir damals ganz genau dessen bewußt, was ich überlegte, und was ich tun wollte, und habe es auch jetzt im Gedächtnis; aber warum ich das tun wollte, das weiß ich nicht, weiß ich absolut nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich auf einmal ein sehr starkes Verlangen danach bekam. „Auf die Mauer hinaufzusteigen ist sehr wohl möglich," sagte ich mir; es traf sich, daß sich nur zwei Schritte von mir entfernt in der Mauer ein Tor befand, das wahrscheinlich ganze Monate lang fest verschlossen zu bleiben pflegte. „Wenn man unten auf den Vorsprung tritt," dachte ich weiter, „so kann man den oberen Rand des Tores erfassen und auf die Mauer selbst hinaufsteigen, und niemand wird es bemerken; es ist ja kein Mensch da, ringsum ist alles still! Und dann setze ich mich oben auf die Mauer und kann das Holz ganz vorzüglich anzünden; ich brauche nicht einmal innen hinunterzusteigen, da das Holz beinahe an die Mauer stößt. Infolge der Kälte wird es noch besser brennen; ich brauche mit der Hand nur ein Birkenscheit herauszuziehen ... und selbst ein Scheit herauszuziehen wird gar nicht erforderlich sein: ich kann einfach, während ich auf der Mauer sitze, mit der Hand von einem Scheit Birkenholz die Rinde abreißen, sie mit einem Zündholz anstecken und in das Holz schieben, dann ist die Feuersbrunst fertig. Ich aber springe dann hinunter und gehe davon; ich brauche nicht einmal zu laufen, weil das Feuer lange Zeit nicht bemerkt werden wird ..." So überlegte ich das alles und – war fest dazu entschlossen. Ich empfand darüber ein ganz besonderes Vergnügen, einen hohen Genuß und stieg hinauf. Ich war ein vorzüglicher Kletterer: Turnen war schon auf dem Gymnasium meine Spezialität gewesen; aber ich hatte Überschuhe an, und

das erschwerte die Sache. Indes gelang es mir doch, indem ich mich mit der einen Hand an einem kaum bemerkbaren Vorsprunge oben hielt, mich heranzuheben, und ich streckte schon die andere Hand aus, um den oberen Rand der Mauer zu fassen, als ich auf einmal ausrutschte und rücklings hinunterfiel. Ich nehme an, daß ich mit dem Hinterkopfe auf die Erde schlug und wohl ein oder zwei Minuten lang ohne Bewußtsein dalag. Als ich wieder zu mir kam, schlug ich mechanisch meinen Pelz vorn übereinander, da ich auf einmal ein unerträgliches Kältegefühl verspürte, und ohne noch recht zu wissen, was ich tat, kroch ich in einen Winkel des Tores und kauerte mich, ganz zusammengekrümmt, in die Nische zwischen dem Tor und der vorspringenden Mauer. Meine Gedanken verwirrten sich, und wahrscheinlich schlummerte ich sehr schnell ein. Jetzt habe ich eine traumhafte Erinnerung daran, daß auf einmal ein tiefer, schwerer Glockenklang an mein Ohr schlug und ich mit Genuß nach ihm hinzuhorchen begann.

II

Die Glocke tat alle zwei oder drei Sekunden einen festen, kräftigen Schlag; aber dies war kein Sturmläuten, sondern ein angenehmer, schwimmender Ton, und ich merkte auf einmal, daß das ein bekannter Ton war, und daß da in der Nikolauskirche geläutet wurde, in der roten Kirche, dem Touchardschen Hause gegenüber, einer altertümlichen, mir gut erinnerlichen Moskauer Kirche, die noch unter Alexei Michailowitsch gebaut und mit allerlei Ornamenten, vielen Kuppeln und Säulen geschmückt ist; auch wurde ich mir bewußt, daß jetzt eben die Osterwoche vorbei war und an den dürftigen Birken im Vorgarten des Touchardschen Hauses schon junge, grüne Blättchen zitterten. Die helle

Sonne des späten Nachmittags schickte ihre schrägen Strahlen in unser Klassenzimmer; bei mir aber, in meinem kleinen, links gelegenen Zimmerchen, wohin mich Touchard schon vor einem Jahre von den „Grafen- und Senatorensöhnen" hinweg verbannt hatte, saß eine Besucherin. Ja, bei mir, dem elternlosen Knaben, war auf einmal eine Besucherin erschienen, zum erstenmal, seit ich bei Touchard war. Ich hatte diese Besucherin sofort bei ihrem Eintritte erkannt: es war Mama. Und doch hatte ich sie seit der Zeit, wo sie mich in der Dorfkirche hatte an der Feier des Abendmahles teilnehmen lassen und die Taube durch die Kuppel geflogen war, kein einziges Mal mehr gesehen. Wir saßen beide allein in meinem Zimmerchen, und ich betrachtete sie mit seltsamen Blicken. Später, viele Jahre nachher, erfuhr ich, daß sie damals, von Wersilow zurückgelassen, der plötzlich ins Ausland gereist war, aus ihren eigenen, kümmerlichen Mitteln auf eigene Hand nach Moskau gekommen war, fast ohne Wissen der Familie, deren Obhut sie damals anvertraut worden war, und daß sie das einzig und allein getan hatte, um mich wiederzusehen. Sonderbar war auch, daß sie, nachdem sie ins Haus gekommen war und mit Touchard gesprochen hatte, mir selbst kein Wort darüber sagte, daß sie meine Mutter sei. Sie saß neben mir, und wie ich mich erinnere, wunderte ich mich auch darüber, daß sie so wenig sprach. Sie hatte ein Bündelchen bei sich und band es auf: es kamen sechs Apfelsinen, einige Pfefferkuchen und zwei gewöhnliche Franzbrote zum Vorschein. Ich fühlte mich durch die Franzbrote beleidigt und erklärte mit hochmütiger Miene, die Beköstigung sei hier bei uns sehr gut, und wir bekämen täglich zum Tee jeder ein ganzes Franzbrot.

„Das tut ja nichts, lieber Junge; ich habe in meiner

Einfalt gedacht: ‚Vielleicht bekommen sie da in der Schule schlecht zu essen‘; nimm vorlieb, Kind!“

„Auch Antonina Wasiljewna“ (Touchards Frau) „wird es übelnehmen. Meine Mitschüler werden sich ebenfalls über mich lustig machen . . .“

„Du willst sie wohl gar nicht nehmen? Aber vielleicht ißt du sie doch?“

„Na, meinetwegen, lassen Sie sie hier!“

Aber ich rührte die mitgebrachten Eßsachen gar nicht an; die Apfelsinen und Pfefferkuchen lagen vor mir auf einem Tischchen, ich aber saß mit niedergeschlagenen Augen da und machte eine großartige, würdevolle Miene. Wer weiß, vielleicht wünschte ich auch, es sie merken zu lassen, daß ich mich ihres Besuches vor meinen Mitschülern schämte, ihr wenigstens ein klein bißchen zu verstehen zu geben: „Du blamierst mich und hast nicht einmal Verständnis dafür!“ Oh, ich lief schon damals mit der Bürste hinter Touchard her, um ihm die Stäubchen abzubürsten! Ich malte mir auch aus, wieviel Spöttereien ich von den andern Knaben würde zu ertragen haben, sobald sie weggegangen sein würde, und vielleicht von Touchard selbst, – und nicht das geringste gute Gefühl regte sich in meinem Herzen. Nur mit Seitenblicken betrachtete ich ihr dunkles, recht altes Kleid, ihre ziemlich groben Hände, die wie die einer Magd aussahen, ihre sehr plumpen Schuhe und das stark abgemagerte Gesicht; ihre Stirn war schon von kleinen Runzeln durchfurcht, wiewohl Antonina Wasiljewna nachher am Abend nach ihrem Weggehen zu mir sagte: „Ihre Mama ist gewiß einmal sehr hübsch gewesen.“

So saßen wir da, und auf einmal kam Agafja mit einem Präsentierteller herein, auf dem eine Tasse Kaffee

stand. Es war die Zeit nach dem Mittagessen, und Herr und Frau Touchard tranken immer um diese Zeit bei sich in ihrem Wohnzimmer Kaffee. Aber Mama dankte und nahm die Tasse nicht: wie ich später erfuhr, trank sie damals überhaupt keinen Kaffee, weil er ihr Herzklopfen verursachte. Die Sache war die, daß die Touchardschen Eheleute schon die Zulassung des Besuches meiner Mutter und die ihr erteilte Erlaubnis, mich zu sehen, in ihrem Innern offenbar für eine außerordentliche Herablassung von ihrer Seite hielten, so daß sie nun gar die meiner Mutter geschickte Tasse Kaffee sozusagen als eine Großtat der Humanität betrachteten, eine Großtat, die ihrem verfeinerten Empfinden und ihrer westeuropäischen Denkweise die größte Ehre mache. Und nun mußte es gerade passieren, daß Mama den Kaffee ablehnte.

Ich wurde zu Touchard gerufen, und er befahl mir, alle meine Hefte und Bücher zu nehmen und sie meiner Mama zu zeigen: „damit sie sieht, wieviel Kenntnisse Sie in meinem Institute schon erworben haben". Antonina Wasiljewna aber zog den Mund zusammen und sagte übelnehmerisch und spöttisch zu mir:

„Ihrer Mama scheint unser Kaffee nicht zuzusagen."

Ich suchte meine Hefte zusammen und trug sie zu Mama hin, die auf mich wartete, vorbei an den „Grafen- und Senatorensöhnen", die sich im Klassenzimmer zusammendrängten und mich und Mama betrachteten. Mir aber machte es sogar Freude, Touchards Weisung mit buchstäblicher Genauigkeit auszuführen. „Dies hier sind Aufgaben aus der französischen Grammatik, dies hier Diktate, dies hier die Konjugation der Hilfszeitwörter avoir und être; das ist aus der Geographie, eine Beschreibung der Hauptstädte Europas und der andern Erdteile" usw. usw.

Ich setzte ihr das etwa eine Stunde lang oder länger mit meiner gleichmäßigen Knabenstimme auseinander, wobei ich die Augen sittsam niederschlug. Ich wußte, daß Mama von den Wissenschaften nichts verstand und vielleicht nicht einmal schreiben konnte; aber gerade deswegen gefiel mir meine Rolle so gut. Indes vermochte ich nicht, sie zu ermüden; sie hörte, ohne mich zu unterbrechen, alles mit der größten Aufmerksamkeit und sogar mit einer Art von Andacht an, so daß mir selbst schließlich die Sache langweilig wurde und ich aufhörte; ihr Blick war übrigens traurig, und ihr Gesicht trug einen schmerzlichen Ausdruck.

Endlich erhob sie sich, um fortzugehen; auf einmal trat Touchard selbst herein und fragte sie mit dumm-wichtiger Miene, ob sie mit den Fortschritten ihres Sohnes zufrieden sei. Mama murmelte ein paar unzusammenhängende Worte und bedankte sich; auch Antonina Wasiljewna trat herzu. Meine Mutter begann nun beide zu bitten: „Verlassen Sie die arme Waise nicht; er ist ja jetzt so gut wie eine Waise; erweisen Sie ihm Ihr Wohlwollen ...“; und mit Tränen in den Augen verneigte sie sich vor ihnen beiden, vor jedem einzeln, vor jedem mit einer tiefen Verbeugung, so wie sich eben einfache Leute verneigen, wenn sie mit irgendeiner Bitte zu vornehmen Herrschaften kommen. Herr und Frau Touchard hatten das nicht erwartet, und Antonina Wasiljewna wurde sichtbar milder gestimmt und änderte natürlich ihre Schlußfolgerung in betreff der Tasse Kaffee. Touchard gab mit noch würdevollerem Wesen die humane Antwort, er mache zwischen den Kindern keinen Unterschied; sie seien hier sämtlich seine Kinder und er ihr Vater; ich stünde bei ihm fast auf der gleichen Stufe mit den Senatoren- und Grafensöhnen; diese Denkweise sei aller Ehren wert usw. usw. Mama

verneigte sich nur, wurde aber verlegen; schließlich wandte sie sich zu mir und sagte, während Tränen in ihren Augen blitzten: „Lebewohl, lieber Junge!"

Sie küßte mich, das heißt, ich ließ mich küssen. Offenbar hätte sie mich gern immer wieder und wieder geküßt, umarmt und an sich gedrückt; aber ob sie sich nun selbst vor den Leuten genierte oder aus irgendwelchem andern Grunde traurig war oder merkte, daß ich mich ihrer schämte, genug, sie verbeugte sich noch einmal vor Herrn und Frau Touchard und ging dann eilig zur Tür. Ich blieb auf meinem Platze stehen.

„Mais suivez donc votre mère!" sagte Antonina Wasiljewna; „il n'a pas de cœur cet enfant!"

Touchard antwortete ihr mit einem Achselzucken, was natürlich bedeutete: „Es hat schon seinen guten Grund, daß ich ihn wie einen Bedienten behandle."

Ich ging gehorsam hinter Mama her die Treppe hinab; wir traten vor die Haustür. Ich wußte, daß jetzt alle uns durch das Fenster beobachteten. Mama wandte sich nach der Kirche hin und bekreuzte sich dreimal unter tiefen Verbeugungen, ihre Lippen zuckten; der tiefe Ton einer Glocke erscholl klangreich und in gemessenen Abständen vom Glockenturme. Mama wandte sich zu mir, und nun konnte sie sich nicht mehr bezwingen: sie legte mir ihre beiden Hände auf den Kopf, beugte sich über mich und weinte.

„Mamachen, hören Sie auf . . . ich muß mich ja schämen . . . sie sehen ja jetzt alle aus dem Fenster nach uns her . . ."

Sie fuhr zusammen und sagte eilig:

„Gott der Herr . . . Gott der Herr sei mit dir . . . die himmlischen Engel mögen dich behüten und die aller-

heiligste Mutter Gottes und der heilige Nikolaus ... Herr Gott, Herr Gott!" sagte sie mehrmals schnell hintereinander und bekreuzte mich dabei, bemüht, recht viele und recht große Kreuze über mich zu machen. „Mein lieber Junge, mein liebes Kind! Ja, warte mal, mein lieber Junge ..."

Sie steckte hastig die Hand in die Tasche und zog ein Tuch heraus, ein blaues, kariertes Tuch, in welches an einer Ecke ein Knoten gebunden war; sie machte sich daran, den Knoten aufzuknüpfen, aber er wollte sich nicht aufknüpfen lassen ...

„Nun, es schadet nichts, nimm das ganze Tuch; es ist sauber, du kannst es vielleicht gebrauchen; es sind vier Zwanziger darin, vielleicht hast du einmal Geld nötig. Verzeih, lieber Junge, mehr habe ich gerade selbst nicht ... verzeih, lieber Junge!"

Ich nahm das Tuch und wollte schon erwidern, daß von Herrn Touchard und Antonina Wasiljewna sehr gut für uns gesorgt werde und wir nichts weiter brauchten; aber ich unterdrückte diese Antwort und nahm das Tuch an.

Noch einmal bekreuzte sie mich, noch einmal flüsterte sie ein Gebet, und auf einmal – und auf einmal verneigte sie sich auch vor mir, ganz ebenso wie oben in der Wohnung vor Herrn und Frau Touchard, mit einer tiefen, langsamen, langen Verbeugung, – ich werde das nie vergessen! Ich zuckte ordentlich zusammen und wußte selbst nicht, warum. Was wollte sie mit dieser Verbeugung sagen? Bekannte sie damit ihre Schuld mir gegenüber, wie ich mir das einmal lange nachher zurechtlegte? – Ich weiß es nicht. Aber damals war es mir um so genierlicher, da ich mir sagte: „Von da sehen sie alle zu, und Lambert wird mich am Ende dafür hauen."

Endlich ging sie fort. Die Apfelsinen und Pfefferkuchen hatten, noch ehe ich wieder hereinkam, die Senatoren- und Grafensöhne aufgegessen, und die vier Zwanziger nahm mir Lambert sogleich weg; dafür kauften sie sich in einer Konditorei Kuchen und Schokolade und gaben mir nicht einmal etwas davon ab.

Ein halbes Jahr war vergangen, und der Oktober mit seinem Wind und Regen war schon gekommen. An Mama dachte ich gar nicht mehr. Oh, damals war schon der Haß, ein dumpfer Haß gegen alles, in mein Herz gedrungen und hatte es ganz durchtränkt; ich bürstete zwar Touchard wie früher ab, aber ich haßte ihn bereits aus aller Kraft meiner Seele und täglich immer grimmiger und grimmiger. Und siehe da, eines Tages in der melancholischen Zeit der Abenddämmerung kramte ich aus irgendwelchem Grunde in meinem Kommodenkasten herum und erblickte auf einmal in einer Ecke Mamas blaues Batisttuch; es hatte dort, seit ich es hineingeworfen, unbeachtet gelegen. Ich nahm es heraus und besah es mit einer gewissen Neugier; der eine Zipfel desselben bewahrte noch vollständig die Spuren des früher hineingebundenen Knotens und sogar den deutlich ausgeprägten Abdruck einer Geldmünze; übrigens legte ich das Tuch wieder an seinen Platz und schob den Kasten hinein. Das war am Vorabend eines Sonntags, und die Glocke läutete zur Abendmesse. Die Zöglinge waren schon nach dem Mittagessen nach Hause zu ihren Familien gefahren; aber Lambert blieb diesmal über den Sonntag da, weil er (ich weiß nicht, warum) nicht abgeholt worden war. Er prügelte mich zwar auch damals noch von Zeit zu Zeit wie früher, teilte mir aber schon sehr vieles vertraulich mit und konnte den Umgang mit mir nicht entbehren. Wir redeten den ganzen Abend über von Lepage-

schen Pistolen, die weder der eine noch der andere von uns jemals gesehen hatte, von tscherkessischen Säbeln und den Hieben, die man damit führen könne, und wie schön es wäre, eine Räuberbande zu gründen, und zuletzt ging Lambert zu seinem Lieblingsgespräche über, das heißt zu einem gewissen schmutzigen Thema, wobei ich gewöhnlich, obwohl ich mich im stillen wunderte, doch sehr gern zuhörte. Diesmal aber wurde es mir plötzlich unerträglich, und ich sagte ihm, ich hätte Kopfschmerzen. Um zehn Uhr legten wir uns schlafen; ich zog mir die Bettdecke über den Kopf und holte unter dem Kissen das blaue Tuch hervor: ich hatte es aus unklarem Grunde eine Stunde vorher wieder aus dem Schubkasten geholt und es, sobald unsere Betten aufgedeckt waren, unter das Kissen geschoben. Ich drückte es sogleich an mein Gesicht und begann es zu küssen: „Mama, Mama," flüsterte ich, und bei dieser Erinnerung hatte ich ein Gefühl, als ob mir die Brust in einem Schraubstocke zusammengepreßt würde. Ich machte die Augen zu und sah ihr Gesicht mit den zuckenden Lippen vor mir, als sie sich, nach der Kirche hingewandt, bekreuzte und dann mich bekreuzte und ich zu ihr sagte: „Ich muß mich ja schämen; sie sehen alle nach uns her." „Mama, liebe Mama, ein einziges Mal im Leben bist du bei mir gewesen ... Liebe Mama, wo bist du jetzt, nachdem du mich von so weit her besucht hast? Denkst du jetzt an deinen armen Jungen, zu dem du gekommen warst? ... Zeige dich mir wenigstens noch ein einziges kleines Mal; erscheine mir wenigstens im Traume, damit ich dir sagen kann, wie lieb ich dich habe, damit ich dich umarmen und deine blauen Augen küssen und dir sagen kann, daß ich mich deiner jetzt ganz und gar nicht schäme, und daß ich dich auch damals lieb gehabt habe, und daß mir das Herz damals weh tat und

ich nur äußerlich wie ein Bedienter dasaß. Du wirst es nie erfahren, Mama, wie lieb ich dich damals gehabt habe! Liebes Mamachen, wo bist du jetzt? Hörst du mich? Mama, Mama, denkst du auch wohl noch an die Taube in der Dorfkirche?"

„Hol's der Teufel ... Was hat er nur!" brummt Lambert von seinem Bette her. „Warte, ich will dich! Läßt der einen nicht schlafen ..." Er springt schließlich aus dem Bette, läuft zu mir hin und versucht, mir die Bettdecke wegzureißen; aber ich habe sie mir um den Kopf gewickelt und halte sie mit aller Anstrengung fest.

„Du plinst ja; was plinst du denn, du Schafskopf? Da hast du was?" Mit diesen Worten haut er auf mich los, schlägt mich schmerzhaft mit der Faust auf den Rücken, gegen die Seite, immer schmerzhafter und schmerzhafter, und ... und ich mache auf einmal die Augen auf ...

Es ist schon recht hell geworden; die Eisnadeln blitzen in der Kälte auf dem Schnee und an der Mauer ... Ich sitze zusammengekrümmt, kaum noch lebendig, erstarrt in meinem Pelze da, und es steht jemand, über mich gebeugt, vor mir da und weckt mich, indem er laut schimpft und mich mit der Spitze des rechten Fußes schmerzhaft in die Seite stößt. Ich richte mich auf und sehe: es ist ein Mann in einem kostbaren Bärenpelze, mit einer Zobelmütze, mit schwarzen Augen, mit pechschwarzem, stutzerhaftem Backenbarte, mit gebogener Nase, mit weißen, mich angrinsenden Zähnen, mit einem weiß und roten Gesichte, das wie eine Maske aussieht ... Er hat sich ganz nahe über mich gebeugt, und bei jedem Ausatmen kommt ein in der kalten Luft sichtbar werdender Dampf aus seinem Munde.

„Ganz erstarrt ist er; du besoffenes Vieh, du Schafs-

kopf! Du wirst hier erfrieren wie ein Hund; steh auf! steh auf!"

„Lambert!" schreie ich.

„Wer bist du denn?"

„Dolgoruki."

„Zum Teufel, was für ein Dolgoruki?"

„Bloß Dolgoruki!... Touchard... Ich bin der, dem du in dem Restaurant die Gabel in die Seite gestoßen hast..."

„A-a-ah!" ruft er, sich erinnernd, und verzieht das Gesicht zu einem langen Lächeln (hatte er mich denn wirklich vergessen gehabt?) „Ah! Also du bist das, du!"

Er hilft mir auf und stellt mich auf die Beine; ich kann kaum stehen, mich kaum bewegen; er führt mich, indem er mich mit seinem Arme stützt. Er sieht mir in die Augen, wie wenn er nachdächte und sich besänne und mir mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte; ich aber schwatze, soviel ich nur kann, ununterbrochen, ohne Pause, und ich bin so froh, so froh darüber, daß das Lambert ist. Ob er mir nun als mein Retter vorkam, oder ob ich nach ihm in diesem Augenblicke griff, weil ich ihn für einen Menschen aus einer ganz andern Welt nahm, ich weiß es nicht; ich stellte damals überhaupt keine Überlegungen an, aber ich griff nach ihm, ohne zu überlegen. Was ich damals sagte, habe ich vollständig vergessen, und ich werde auch wohl kaum etwas Vernünftiges, wohl kaum auch nur ein deutliches Wort hervorgebracht haben; aber er hörte aufmerksam zu. Er nahm die erste Droschke, die wir trafen, und wenige Minuten darauf saß ich schon im Warmen, in seinem Zimmer.

III

Jeder Mensch, wer er auch sei, bewahrt gewiß die Erinnerung an irgendein Erlebnis, das er als etwas Phan-

tastisches, Ungewöhnliches, Abnormes, beinahe Wunderbares ansieht oder anzusehen geneigt ist, sei es nun ein Traum oder eine Begegnung oder eine Prophezeiung oder eine Ahnung oder sonst etwas Derartiges. Ich bin bis auf den heutigen Tag geneigt, diese meine Begegnung mit Lambert als etwas geradezu Prophetisches anzusehen, wenigstens nach den Umständen und den Folgen dieser Begegnung zu urteilen. Übrigens ging das alles, wenigstens von der einen Seite, höchst natürlich zu: er befand sich einfach in halbtrunkenem Zustande auf dem Heimwege von einem seiner nächtlichen Geschäftsgänge (von welcher Art diese waren, wird später dargelegt werden), war in der Seitengasse an dem Tore einen Augenblick stehen geblieben und hatte mich erblickt. In Petersburg war er erst seit einigen Tagen.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, war klein, sehr einfach möbliert und gehörte zu einem gewöhnlichen Petersburger Hotel garni mittleren Ranges. Lambert selbst war übrigens höchst elegant und kostbar gekleidet. Auf dem Fußboden standen zwei Koffer, die erst zur Hälfte ausgepackt waren. Eine Ecke des Zimmers war durch einen Wandschirm abgeteilt, der das Bett verbarg.

„Alphonsine!“ rief Lambert.

„Présente!“ antwortete hinter dem Bettschirm eine brüchige Frauenstimme mit Pariser Akzent, und nach nicht mehr als zwei Minuten kam Mademoiselle Alphonsine hervorgehüpft; sie war eben erst aus dem Bette aufgestanden und hatte in der Geschwindigkeit einen baumwollenen Sarafan angezogen, – ein sonderbares Geschöpf, lang und mager wie ein Span, brünett, mit langer Taille, länglichem Gesichte, beweglichen Augen und eingefallenen Backen, – ein furchtbar abgelebtes Frauenzimmer!

„Schnell!“ (ich übersetze; denn er sprach mit ihr französisch). „Die Leute hier haben gewiß schon einen Samowar in Ordnung; schnell heißes Wasser, Rotwein, Zucker und ein Glas her! Aber schnell; er ist ganz erstarrt; er ist ein Freund von mir ... er hat die Nacht draußen auf dem Schnee geschlafen ...“

„Malheureux!“ setzte sie an und schlug mit theatralischer Gebärde die Hände zusammen.

„Willst du wohl still sein!“ herrschte Lambert sie an wie einen kleinen Hund und drohte ihr mit dem Finger; sie unterbrach sofort ihre Geste und lief hinaus, um den Auftrag auszuführen.

Er besichtigte und betastete mich; er fühlte mir den Puls und legte seine Hand an meine Stirn und an meine Schläfen.

„Sonderbar,“ brummte er, „daß du nicht erfroren bist... Allerdings steckteſt du ganz und gar im Pelze, auch mit dem Kopfe; du saßeſt in dem Pelze drin wie in einer Höhle ...“

Das heiße Getränk erschien, und es wurde mir ein Glas voll gereicht; ich schlürfte es gierig, und es belebte mich sofort. Ich begann wieder zu schwatzen; ich saß in halbliegender Haltung in der Sofaecke und redete immerzu, hastig und undeutlich; aber was ich eigentlich erzählte, und wie ich es erzählte, dafür habe ich wieder fast gar keine Erinnerung. Ich wiederhole: ob er damals etwas von meinen Erzählungen verstanden hat, weiß ich nicht; aber eins ist mir später deutlich geworden, nämlich: er hatte mich gerade hinreichend verstanden, um daraus zu schließen, daß er die Begegnung mit mir in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen dürfe ... Später werde ich an passender Stelle auseinandersetzen, was für eine Spekulation er darauf gründen konnte.

Ich war nicht nur sehr lebendig geworden, sondern zeitweilig, wie ich glaube, sogar lustig. Ich erinnere mich an die Sonne, die auf einmal das Zimmer hell machte, als die Rouleaus in die Höhe gezogen wurden, und an den prasselnden Ofen, der von jemand geheizt worden war; aber von wem und wie, daran erinnere ich mich nicht. Erinnerlich ist mir auch noch das winzige Bologneserhündchen, das Mademoiselle Alphonsine auf dem Arme hielt und kokett an ihr Herz drückte. Dieses Bologneserhündchen hatte für mich eine besondere Anziehungskraft, so daß ich sogar ein paarmal meine Erzählung unterbrach und die Hand nach ihm ausstreckte; aber Lambert gab der Mademoiselle einen Wink, und sie verschwand sofort mit ihrem Hündchen hinter dem Bettschirm.

Er selbst war sehr schweigsam, saß mir gegenüber und hörte, sich stark zu mir vorbeugend, eifrig zu; mitunter lächelte er längere Zeit, wobei er die Zähne sichtbar werden ließ und die Augen zusammenkniff, wie wenn er angestrengt nachdächte und die Sache gründlich zu verstehen suchte. Ich habe nur davon eine klare Erinnerung bewahrt, daß, als ich ihm von dem „Schriftstück" erzählte, ich mich absolut nicht verständlich ausdrücken und in vernünftigem Zusammenhange erzählen konnte und ihm am Gesichte ansah, daß er nicht imstande war mich zu verstehen, mich aber sehr gern verstanden hätte, so daß er es sogar wagte, mich durch eine Frage zu unterbrechen, was deswegen gefährlich war, weil ich, wenn ich unterbrochen wurde, sogleich selbst von dem Thema abkam und vergaß, wovon ich gesprochen hatte. Wie lange wir so dasaßen und sprachen, weiß ich nicht und kann ich nicht einmal vermutungsweise angeben. Auf einmal stand er auf und rief Alfonsina.

„Er braucht Ruhe; vielleicht wird auch ein Arzt nötig sein. Was er wünscht, mußt du alles tun, das heißt ... vous comprenez, ma fille? Vous avez de l'argent, nein? Da ist welches!"

Er reichte ihr einen Zehnrubelschein. Dann begann er mit ihr zu flüstern:

„Vous comprenez! Vous comprenez!" sagte er mehrmals zu ihr, wobei er mit dem Finger drohte und die Augenbrauen zusammenzog.

Ich sah, daß sie vor ihm eine schreckliche Angst hatte.

„Ich komme bald wieder; du aber würdest am besten tun, wenn du dich ordentlich ausschliefest," sagte er lächelnd zu mir und nahm seine Mütze.

„Mais vous n'avez pas dormi du tout, Maurice!" rief Alfonsina pathetisch.

„Taisez-vous, je dormirai après."

Er ging hinaus.

„Sauvée!" flüsterte sie mir pathetisch zu und zeigte mit der Hand hinter ihm her.

„Monsieur, monsieur," begann sie dann sogleich in schauspielerischem Tone, nachdem sie mitten im Zimmer eine theatralische Stellung eingenommen hatte. „Jamais homme ne fut si cruel, si Bismarck que cet être, qui regarde une femme comme une saleté de hasard. Une femme, qu'est-ce que ça dans notre époque? ‚Tue la!' voilà le dernier mot de l'Académie française!"

Ich sah sie mit weit geöffneten Augen an; vor meinen Augen verdoppelte sich alles; ich sah deutlich schon zwei Alfonsinen vor mir ... Auf einmal bemerkte ich, daß sie weinte; ich zuckte zusammen und vermutete, daß sie schon sehr lange zu mir gesprochen, ich aber unterdessen geschlafen hatte oder ohne Bewußtsein gewesen war.

„. . . Hélas: de quoi m'aurait servi de le découvrir plutôt," rief ſie; „et n'aurais-je pas autant gagné à tenir ma honte cachée toute ma vie? Peut-être, n'est-il pas honnête à une demoiselle de s'expliquer si librement devant monsieur, mais enfin je vous avoue que s'il m'était permis de vouloir quelque chose, oh, ce serait de lui plonger au cœur mon couteau, mais en détournant les yeux, de peur que son regard exécrable ne fit trembler mon bras et ne glaçât mon courage! Il a assassiné ce pope russe, monsieur, il lui arracha sa barbe rousse pour la vendre à un artiste en cheveux au pont des Maréchaux, tout près de la Maison de monsieur Andrieux – hautes nouveautés, articles de Paris, linge, chemises, vous savez, n'est-ce pas? . . . Oh, monsieur, quand l'amitié rassemble à table épouse, enfants, sœurs, amis, quand une vive allégresse enflamme mon cœur, je vous le demande, monsieur: est-il bonheur préférable à celui dont tout jouit? Mais il rit, monsieur, ce monstre exécrable et inconcevable, et si ce n'était pas par l'entremise de monsieur Andrieux, jamais, oh, jamais je ne serais . . . Mais quoi, monsieur, qu'avez-vous, monsieur?"

Sie ſtürzte auf mich zu: ich hatte, glaube ich, einen Fieberſchauer oder vielleicht auch einen Ohnmachtsanfall bekommen. Ich kann es gar nicht ſchildern, was für einen peinlichen, ſchmerzlichen Eindruck dieſes halbverrückte Weſen auf mich machte. Vielleicht meinte ſie, es ſei ihr befohlen worden, mich zu unterhalten: wenigſtens ließ ſie keinen Augenblick von mir ab. Vielleicht war ſie einmal auf dem Theater geweſen; ſie ſprach mit einem ſchauderhaften Pathos, drehte ſich hin und her und redete ohne Unterbrechung; ich aber ſchwieg ſchon lange. Alles, was ich aus ihren Erzählungen verſtehen konnte, war, daß ſie

in irgendwelcher engen Verbindung mit der „Maison de monsieur Andrieux, hautes nouveautés, articles de Paris, etc.“, gestanden hatte und vielleicht sogar aus der Maison de monsieur Andrieux herstammte; dann aber hatte ce monstre furieux et inconcevable sie irgendwie auf ewig von monsieur Andrieux weggerissen, und darin bestand nun die Tragödie ... Sie schluchzte, aber es schien mir, daß sie das nur so anstandshalber täte und überhaupt nicht weinte; manchmal hatte ich die Vorstellung, sie würde auf einmal wie ein Skelett vollständig auseinanderfallen; sie sprach die Worte mit einer gequetschten, brüchigen Stimme aus; das Wort préférable zum Beispiel sprach sie préféra-able und blökte den Vokal a wie ein Schaf. Als ich einmal zum Bewußtsein kam, sah ich, daß sie mitten im Zimmer eine Pirouette ausführte; aber sie tanzte nicht, sondern diese Pirouette stand ebenfalls in irgendwelcher Beziehung zu der Erzählung, und Alfonsina mimte nur eine andere Person. Auf einmal stürzte sie auf ein kleines, altes, verstimmtes Klavier los, das im Zimmer stand, und begann darauf zu klimpern und dazu zu singen. Ich mag wohl etwa zehn Minuten lang oder länger alles um mich herum vergessen gehabt haben oder eingeschlafen sein; aber das Bologneserhündchen fing an zu kläffen, und ich kam wieder zu mir: das Bewußtsein kehrte mir plötzlich für einen Augenblick in vollem Umfange zurück und machte mich innerlich wieder vollständig hell; ich sprang erschrocken auf.

„Lambert, ich bin bei Lambert!“ dachte ich, ergriff meine Mütze und stürzte zu meinem Pelze hin.

„Où allez-vous, monsieur?“ rief die achtsame Alfonsina.

„Ich will weg, ich will hinausgehen! Lassen Sie mich, halten Sie mich nicht zurück!“

„Oui, monsieur!“ stimmte mir Alfonsina durchaus bei und lief selbst hin, um mir die Tür nach dem Flur zu öffnen. „Mais ce n'est pas loin, monsieur, ce n'est pas loin du tout, ça ne vaut pas la peine de mettre votre Pelz, c'est ici près, monsieur!“ schrie sie, so daß es über den ganzen Flur schallte.

Nachdem ich aus dem Zimmer hinausgelaufen war, wandte ich mich nach rechts.

„Par ici, monsieur, c'est par ici!“ rief sie aus voller Kehle und krallte sich mit ihren langen, knochigen Fingern in meinen Pelz, während sie mit der andern Hand irgendwohin auf dem Flur nach links zeigte, wohin ich gar nicht gehen wollte.

Ich riß mich los und lief zu der nach der Treppe führenden Entreetür.

„Il s'en va, il s'en va!“ kreischte Alfonsina mit ihrer brüchigen Stimme hinter mir her. „Mais il me tuera, monsieur, il me tuera.“

Aber ich war schon auf die Treppe hinausgerannt, und trotzdem sie mir sogar auf der Treppe nachsetzte, gelang es mir doch, die Haustür zu öffnen, auf die Straße hinauszustürmen und mich in die erste beste Droschke zu werfen. Ich nannte dem Kutscher Mamas Adresse.

IV

Aber das Bewußtsein, das für einen Augenblick aufgeflackert war, erlosch sehr bald wieder. Ich habe nur noch eine ganz schwache Erinnerung daran, wie ich nach Hause fuhr und zu Mama geführt wurde; dann aber verfiel ich fast augenblicklich in vollständige Bewußtlosigkeit. Am andern Tage wurde, wie man mir später erzählte (ich erinnerte mich auch selbst daran), mein Verstand wieder für

kurze Zeit klar. Ich fand mich in Wersilows Zimmer, auf seinem Sofa; ich erinnere mich an die Gesichter Wersilows, Mamas und Lisas um mich herum; ich erinnere mich deutlich, daß Wersilow mir etwas von Serschtschikow und vom Fürsten sagte, mir einen Brief zeigte und mich zu beruhigen suchte. Sie erzählten mir später, ich hätte immer voller Angst nach einem Lambert gefragt und immer das Gebell eines Bologneserhündchens zu hören geglaubt. Jedoch das schwache Licht des Bewußtseins erlosch bald wieder: am Abend dieses zweiten Tages lag ich schon in hitzigem Fieber. Aber ich will das, was ich erst später erfuhr, vorwegnehmen und gleich hier folgendes erzählen:

Als ich an jenem Abende aus Serschtschikows Spielsaal herausgelaufen war und dort sich alles wieder einigermaßen beruhigt hatte, da hatte Serschtschikow, im Begriff, das Spiel wieder in Gang zu bringen, auf einmal laut erklärt, es sei ein bedauerlicher Irrtum vorgefallen: das vermißte Geld, im Betrage von vierhundert Rubeln, habe sich in einem Haufen anderen Geldes gefunden und der Kassenbestand der Bank erweise sich als vollkommen richtig. Da war der Fürst, der im Saale zurückgeblieben war, zu Serschtschikow hingetreten und hatte energisch verlangt, dieser solle mich öffentlich für schuldlos erklären und mich außerdem brieflich um Entschuldigung bitten. Serschtschikow seinerseits hatte dieses Verlangen gerechtfertigt gefunden und vor aller Ohren versprochen, gleich am folgenden Tage einen Brief an mich zu schreiben, in dem er die Sache aufklären und mich um Entschuldigung bitten werde. Der Fürst hatte ihm Wersilows Adresse mitgeteilt, und wirklich hatte Wersilow gleich am nächsten Tage einen an mich adressierten Brief Serschtschikows und mehr als dreizehnhundert Rubel erhalten, die mir gehörten und von mir auf dem Roulette-

tische liegen gelassen waren. Auf diese Weise war die Serschtschikowsche Angelegenheit erledigt: diese freudige Nachricht trug, als ich erst aus meiner Bewußtlosigkeit wieder zu mir gekommen war, sehr zu meiner Wiederherstellung bei.

Als der Fürst vom Spiele nach Hause zurückgekehrt war, hatte er noch in derselben Nacht zwei Briefe geschrieben: den einen an mich und den andern an sein ehemaliges Regiment, bei dem er die häßliche Geschichte mit dem Fähnrich Stepanow gehabt hatte. Beide Briefe hatte er gleich am folgenden Morgen abgesandt. Darauf hatte er eine Eingabe an die Obrigkeit verfaßt, sich mit dieser Eingabe in der Hand frühmorgens persönlich zu seinem Regimentskommandeur begeben, ihm erklärt, er sei ein Kriminalverbrecher und an der Fälschung der ***er Aktien beteiligt; er übergebe sich in die Hände der Justiz und bitte, ein Gerichtsverfahren gegen ihn einzuleiten. Dabei hatte er ihm die Eingabe überreicht, in welcher das alles schriftlich dargelegt war. Er war daraufhin verhaftet worden.

Hier ist sein Brief an mich, den er in jener Nacht geschrieben hatte, Wort für Wort:

„Teuerster Arkadi Makarowitsch!

„Dadurch, daß ich es mit dem bedientenhaften Auswege versucht habe, habe ich das Recht verloren, mir einen kleinen Trost durch den Gedanken zu bereiten, daß auch ich schließlich imstande gewesen sei, mich zu einer mutigen Tat der Gerechtigkeit zu entschließen. Ich habe mich gegen das Vaterland und gegen mein altes Geschlecht vergangen, und darum richte ich als der Letzte meines Geschlechtes mich selbst. Ich verstehe nicht, wie ich mich an den unwürdigen Gedanken der Selbsterhaltung habe klammern und eine Zeitlang habe beab-

sichtigen können, mich von diesen Menschen mit Geld loszukaufen. Vor meinem eigenen Gewissen wäre ich ja doch lebenslänglich ein Verbrecher geblieben. Wenn mir diese Menschen auch die mich kompromittierenden Schriftstücke zurückgegeben hätten, so würden sie mich doch sicherlich mein lebelang nicht in Ruhe gelassen haben! Es wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als mit ihnen zusammen zu leben, lebenslänglich an sie gefesselt zu sein, – das war das Schicksal, das meiner wartete! Dieses Schicksal konnte ich nicht auf mich nehmen und habe endlich in mir so viel Festigkeit des Willens oder vielleicht auch nur so viel Kraft der Verzweiflung gefunden, um so zu handeln, wie ich jetzt handle.

„Ich habe einen Brief an die Kameraden in meinem ehemaligen Regimente geschrieben und Stepanow für einen Ehrenmann erklärt. Diese Handlung ist in keiner Weise eine sühnende Tat und kann eine solche auch nicht sein; sie ist nur das Testament eines, der morgen ein toter Mann sein wird. So muß man die Sache ansehen.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie gestern im Spielsaale im Stiche ließ; ich tat es deswegen, weil ich in jenem Augenblicke nicht von Ihrer Schuldlosigkeit überzeugt war. Jetzt, wo ich schon so gut wie tot bin, kann ich sogar solche Geständnisse machen ... vom Jenseits her.

„Die arme Lisa! Sie hat von diesem Entschlusse nichts gewußt; möge sie mir nicht fluchen, sondern selbst alles erwägen. Ich meinerseits habe nichts zu meiner Rechtfertigung vorzubringen und finde nicht einmal Worte, um ihr wenigstens einiges zu erklären. Ich teile Ihnen auch noch mit, Arkadi Makarowitsch, daß ich gestern vormittag, als sie zum letzten Male zu mir kam, ihr den von mir verübten Betrug bekannt und ihr ge-

ſtanden habe, daß ich zu Anna Andrejewna mit der Abſicht gefahren war, ihr einen Antrag zu machen. Im Hinblick auf meinen letzten, bereits gefaßten Entſchluß und auf ihre Liebe konnte ich das nicht auf meinem Gewiſſen behalten und entdeckte es ihr. Sie ſagte, daß ſie es mir verzeihe, mir alles verzeihe; aber ich glaubte ihr nicht, das war keine wirkliche Verzeihung; ich an ihrer Stelle hätte es nicht verzeihen können.

„Vergeſſen Sie mich nicht ganz!

Ihr unglücklicher letzter

Fürſt Sokolſki."

. . . . . .

Ich lag volle neun Tage lang bewußtlos.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

I

Jetzt von etwas ganz anderem.

Ich kündige immer an: „von etwas anderem, von etwas anderem", fahre aber dennoch fort, immer nur von mir selbst zu reden. Dabei habe ich schon tausendmal erklärt, daß ich durchaus nicht beabsichtige, mich selbst zu schildern; und ich hatte mir auch, als ich diese Aufzeichnungen begann, fest vorgenommen, das nicht zu tun; denn ich weiß recht wohl, daß der Leser sich für meine Person schlechterdings nicht interessiert. Ich schildere (und das ist mein Wille und meine Absicht) andere Leute und nicht mich selbst; und wenn meine eigene Person doch immer wieder in den Vordergrund tritt, so ist das eben nur ein bedauerlicher Fehler, den ich trotz meines lebhaften Wunsches nicht vermeiden kann. Besonders ärgere ich mich darüber, daß ich durch den Eifer, mit dem ich meine eigenen Erlebnisse schildere, möglicherweise den Glauben erwecke, ich sei jetzt noch derselbe, der ich damals war. Der Leser erinnert sich aber wohl, daß ich schon wiederholt ausgerufen habe: „Oh, könnte ich doch das früher Getane umändern und alles ganz von neuem anfangen!" Einen solchen Wunsch könnte ich doch nicht aussprechen, wenn ich nicht eine gründliche Umwandlung durchgemacht hätte und ein ganz anderer Mensch geworden wäre. Das ist ganz klar; und wenn sich jemand nur vorstellen könnte, wie widerwärtig mir all diese Entschuldigungen und Vorreden sind, die ich mich genötigt sehe alle Augenblicke mitten in meine Aufzeichnungen einzuschalten!

Zur Sache!

Nach neuntägiger Bewußtlosigkeit erwachte ich damals wie wiedergeboren, aber nicht als ein Gebesserter; meine

Wiedergeburt war übrigens nur recht mangelhaft, wenn man den Ausdruck im weiteren Sinne nimmt, und wenn sie jetzt stattfände, so würde sie vielleicht anders aussehen. Meine Idee, das heißt meine empfundene Absicht, bestand (wie schon tausendmal vorher) nur darin, von ihnen ganz wegzugehen, aber nunmehr unbedingt und nicht so wie früher, wo ich mir diese Aufgabe tausendmal gestellt hatte und sie doch nie hatte lösen können. Rächen wollte ich mich an niemandem (darauf gebe ich mein Ehrenwort), obgleich ich von allen beleidigt war. Ich beabsichtigte, ohne Groll und ohne Verwünschungen wegzugehen; wonach es mich verlangte, das war eigene Kraft, wirkliche Kraft, die mich von ihnen und von jedermann in der ganzen Welt unabhängig machte; ich meinerseits hatte mich bereits mit allem auf der Welt beinahe ausgesöhnt! Ich schreibe diese meine damalige Träumerei nicht als einen Gedanken nieder, den ich mir zurechtgelegt hätte, sondern als eine Empfindung, der ich nicht widerstehen konnte. Ich wollte diese Empfindung noch nicht formulieren, solange ich noch das Bett hüten mußte. Wie ich da krank und kraftlos in Werssilows Zimmer lag, in das sie mich einquartiert hatten, wurde ich mir mit Schmerz bewußt, auf welcher tiefen Stufe von Schwäche ich mich befand: was da auf dem Bette lag, war ein Strohhalm und kein Mensch, und nicht nur infolge der Krankheit – wie mich das wurmte! Und da, da erhob sich aus der tiefsten Tiefe meines Wesens ein starker Protest dagegen, und ich konnte kaum atmen vor meinem Gefühle grenzenlos gesteigerten Hochmutes und Trotzes. Ich erinnere mich an keine Zeit in meinem ganzen Leben, wo ich von hochmütigeren Gefühlen erfüllt gewesen wäre als in jenen ersten Tagen meiner Wiedergenesung, das heißt, als der Strohhalm auf dem Bette lag.

Aber vorläufig schwieg ich noch und nahm mir sogar vor, überhaupt keine Überlegungen anzustellen! Ich blickte immer nur nach den Gesichtern der Meinigen und suchte aus ihnen alles zu erraten, was mir zu wissen nötig war. Offenbar wollten auch sie mich nicht ausfragen und keine Neugier zeigen; vielmehr sprachen sie mit mir nur von ganz nebensächlichen Dingen. Mir gefiel das, aber gleichzeitig ärgerte es mich; ich mache keinen Versuch, diesen Widerspruch zu erklären. Lisa ließ sich bei mir seltener sehen als Mama, obwohl auch sie täglich zu mir kam, oft sogar zweimal. Aus Bruchstücken der Gespräche der Meinigen und aus ihrem ganzen Benehmen schloß ich, daß Lisa sehr viel zu tun hatte und sogar oft in ihren eigenen Angelegenheiten von Hause abwesend war; schon dieser bloße Gedanke, daß sie „eigene Angelegenheiten" haben konnte, enthielt für mich etwas Kränkendes; indes waren das alles nur krankhafte, rein physiologische Empfindungen, die nicht wert sind hier geschildert zu werden. Tatjana Pawlowna kam gleichfalls fast täglich zu mir, und obgleich sie ganz und gar nicht zärtlich gegen mich war, so schimpfte sie doch wenigstens nicht wie früher, was mich furchtbar ärgerte, so daß ich ihr geradezu sagte: „Wenn Sie nicht schimpfen, Tatjana Pawlowna, sind Sie gräßlich langweilig." – „Na, dann werde ich nicht wieder zu dir kommen," erwiderte sie kurz und ging hinaus. Ich aber war froh, daß ich wenigstens eine weggejagt hatte.

Am reizbarsten zeigte ich mich Mama gegenüber, und sie war es, die ich am meisten peinigte. Es hatte sich bei mir ein gewaltiger Appetit eingestellt, und ich murrte sehr darüber, daß ich das Essen immer zu spät bekäme (in Wirklichkeit bekam ich es nie zu spät). Mama wußte nicht, wie sie es mir recht machen sollte. Einmal brachte sie mir die

Suppe und begann, mich wie gewöhnlich selbst zu füttern; ich aber murrte fortwährend beim Essen. Und auf einmal ärgerte ich mich darüber, daß ich immer murrte: „Sie ist vielleicht die einzige, die ich lieb habe," dachte ich, „und gerade sie peinige ich immer." Aber mein Ärger legte sich nicht, und plötzlich brach ich vor Ärger in Tränen aus; sie aber, die Arme, dachte, ich weinte vor Rührung, beugte sich zu mir nieder und küßte mich. Ich tat mir Gewalt an, so daß ich es einigermaßen leidlich ertrug; aber ich haßte sie in diesem Augenblicke tatsächlich. Und doch liebte ich Mama immer, und auch damals liebte ich sie und haßte sie ganz und gar nicht; aber es begab sich eben, was sich immer begibt: wen man am meisten liebt, den peinigt man am meisten.

Hassen tat ich in jenen ersten Tagen nur den Arzt. Dieser Arzt war ein noch junger Mensch, der mit hochmütiger Miene in scharfem, ja unhöflichem Tone sprach. Es klang, als hätten sie, die Ärzte, alle in der Wissenschaft erst tags zuvor auf einmal irgend etwas Besonderes entdeckt, während doch tags zuvor überhaupt nichts Besonderes passiert war; aber so macht das diese geringwertige Sippschaft immer. Ich ertrug es lange; aber schließlich brach ich auf einmal los und sagte ihm in Gegenwart aller der Meinigen, seine Besuche hätten gar keinen Zweck, ich würde auch ganz ohne ihn gesund werden; er suche sich zwar den Anschein eines klardenkenden Mannes zu geben, stecke aber in Wirklichkeit ganz voll vorgefaßter Meinungen und begreife nicht, daß die Medizin noch nie jemanden gesund gemacht habe; und endlich sei er aller Wahrscheinlichkeit nach ein ganz ungebildeter Mensch, wie alle diese Techniker und Spezialisten, die bei uns jetzt in der letzten Zeit die Nase so hoch trügen. Der Arzt ärgerte sich furchtbar (schon allein dadurch zeigte

er, wes Geistes Kind er war), setzte aber trotzdem seine Besuche fort. Ich erklärte schließlich Werssilow, wenn der Arzt seine Besuche nicht einstelle, so würde ich ihm etwas sagen, was noch zehnmal so unangenehm sein würde. Werssilow bemerkte darauf nur, es dürfte kaum möglich sein, etwas zu sagen, was noch einmal so unangenehm wäre wie das, was ich schon gesagt hätte, geschweige denn etwas zehnmal so Unangenehmes. Ich freute mich über diese seine Bemerkung.

Nein, was ist das nur für ein Mensch! Ich rede von Werssilow. Er, er allein war an allem schuld, und sollte man es glauben: er war der einzige, auf den ich nicht böse war. Es war nicht nur sein Benehmen gegen mich, was mich bestach. Ich glaube, wir hatten damals beiderseits die Empfindung, daß wir uns gegenseitig mancherlei Erklärungen schuldig seien ... und daß es gerade darum das beste sei, von solchen Erklärungen ein für allemal abzusehen. Es ist außerordentlich angenehm, wenn man in solchen Lebenslagen auf einen klugen Menschen stößt! Ich habe schon im zweiten Teile meiner Erzählung vorgreifend berichtet, daß er mir sehr kurz und deutlich von dem Briefe des nunmehr verhafteten Fürsten an mich und von der Ehrenerklärung, die mir von Serschtschikow ausgestellt worden war, usw. usw., Mitteilung gemacht hatte. Da ich mir vorgenommen hatte zu schweigen, so richtete ich an ihn in sehr trockenem Tone nur zwei oder drei ganz kurze Fragen; er antwortete darauf klar und bestimmt, aber ohne alle überflüssigen Worte und, was das beste war, ohne überflüssige Gefühlsäußerungen. Vor solchen überflüssigen Gefühlsäußerungen hatte ich damals eine wahre Angst.

Über Lambert schweige ich; aber der Leser hat gewiß schon erraten, daß ich viel an ihn dachte. In meinen Fieber-

phantasien hatte ich mehrmals von Lambert gesprochen; aber als das Phantasieren aufgehört hatte und ich mich zu orientieren suchte, gelangte ich bald zu der Vorstellung, daß die Sache mit Lambert ein Geheimnis geblieben sei und sie, Wersilow eingeschlossen, nichts davon wüßten. Damals freute ich mich darüber, und meine Furcht verging; aber, wie ich später zu meiner Verwunderung erfuhr, hatte ich mich geirrt: er war schon während meiner Krankheit gekommen, um sich nach mir zu erkundigen; aber Wersilow hatte mir nichts davon gesagt, und ich hatte daraus geschlossen, daß ich für Lambert bereits in die Ewigkeit hinübergegangen sei. Nichtsdestoweniger dachte ich häufig an ihn; ja noch mehr: ich dachte an ihn nicht nur ohne Widerwillen, nicht nur mit einem gewissen Interesse, sondern sogar mit einer Art von Sympathie, als ahnte ich da etwas Neues, Nützliches, etwas, was zu den neuen in mir keimenden Gefühlen und Plänen stimme. Kurz, ich nahm mir vor, sobald ich wieder anfangen würde zu denken, vor allen Dingen über Lambert ernstliche Erwägungen anzustellen. Beiläufig erwähne ich etwas Sonderbares: ich hatte vollständig vergessen, wo er wohnte, und in welcher Straße sich das alles damals zugetragen hatte. Das Zimmer, Alfonsina, das Hündchen, den Flur, das alles hatte ich in der Erinnerung, so daß ich es gleich hätte zeichnen können; aber wo sich das alles zugetragen hatte, das heißt in welcher Straße und in welchem Hause, das hatte ich vollständig vergessen. Und was das Allersonderbarste war, ich merkte das erst drei oder vier Tage, nachdem ich wieder zum vollen Bewußtsein gelangt war, als ich schon längst angefangen hatte, mich in Gedanken mit Lambert zu beschäftigen.

Das waren also meine ersten Empfindungen nach meinem Wiedererwachen. Ich habe hier nur das am meisten auf

der Oberfläche Liegende notiert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich es nicht verstanden habe, das aufzuzeichnen, was das Wichtigste war. In der Tat wird vielleicht alles Wichtige gerade damals in meinem Herzen eine bestimmte Gestalt und feste Form angenommen haben; ich habe doch nicht die ganze Zeit damit ausgefüllt, mich zu ärgern und zu bosen, daß man mir meine Bouillon nicht brachte. Oh, ich erinnere mich, wie traurig ich damals manchmal war, und wie ich mich mitunter grämte, namentlich wenn ich längere Zeit allein blieb. Meine Angehörigen aber hatten leider bald gemerkt, daß das Zusammensein mit ihnen mir peinlich war und die Äußerungen ihrer Teilnahme mich nervös machten, und ließen mich daher immer öfter allein: eine gar zu weit gehende zarte Rücksichtnahme.

II

Am vierten Tage, nachdem ich das Bewußtsein wiedererlangt hatte, lag ich zwischen zwei und drei Uhr nachmittags auf meinem Bette, und niemand war bei mir. Es war ein klarer Tag, und ich wußte, daß zwischen drei und vier, wenn die Sonne sich zum Untergange neige, ein schräger, roter Strahl derselben gerade in den Winkel der Wand, an der ich lag, fallen und diese Stelle mit einem hellen Lichtfleck erleuchten werde. Ich wußte das von den vorhergehenden Tagen her, und der Gedanke, daß das unfehlbar in einer Stunde geschehen werde, und vor allem der Umstand, daß ich es mit mathematischer Sicherheit voraus wußte, dies ärgerte mich so, daß ich geradezu wütend wurde. Ich drehte mich krampfhaft mit dem ganzen Leibe herum, und auf einmal hörte ich mitten in der tiefen Stille deutlich die Worte: „Herr Jesus Christus, du unser Gott, erbarme dich unser!" Diese Worte wurden halblaut geflüstert;

darauf folgte ein tiefer Seufzer aus voller Brust, und dann wurde alles wieder vollkommen still. Ich hob schnell den Kopf in die Höhe.

Ich hatte schon früher, das heißt am vorhergehenden und sogar schon am drittletzten Tage, wahrgenommen, daß in unseren unten gelegenen drei Zimmern etwas Besonderes vorging. In dem Zimmerchen auf der anderen Seite der Wohnstube, das früher Mamas und Lisas Schlafzimmer gewesen war, hauste jetzt offenbar jemand andres. Ich hatte schon mehrmals allerlei Geräusche gehört, sowohl bei Tage als bei Nacht, aber immer nur für einen ganz kurzen Augenblick, und dann war wieder für mehrere Stunden vollständige Stille eingetreten, so daß ich nicht weiter darauf geachtet hatte. Am vorhergehenden Abend war mir schon beinahe der Gedanke gekommen, daß Werssilow dort sei, um so mehr, da er bald darauf zu mir hereinkam; indes wußte ich doch zuverlässig aus den Gesprächen der Meinigen selbst, daß Werssilow für die Dauer meiner Krankheit in eine andere Wohnung übergesiedelt war und dort auch nächtigte. Über Mama und Lisa aber war mir schon längst bekannt, daß sie beide (ich glaubte, damit ich mehr Ruhe hätte) nach oben in meinen früheren „Sarg" gezogen waren, und ich hatte sogar einmal im stillen gedacht: „Wie mögen sie nur da beide zusammen Platz finden?" Und nun stellte es sich auf einmal heraus, daß in ihrem früheren Zimmer ein Mann wohnte, und daß dieser Mann keineswegs Werssilow war. Mit einer Leichtigkeit, die ich mir gar nicht zugetraut hätte (denn ich hatte bisher immer gemeint, ich sei völlig kraftlos), streckte ich die Beine aus dem Bette hinaus, schob die Füße in die Pantoffeln, zog den grauen neben mir liegenden Schlafrock von Lammfell an (Werssilow hatte zu meinen Gunsten auf ihn verzichtet)

und begab mich durch unser Wohnzimmer hindurch nach Mamas früherem Schlafzimmer. Das, was ich dort erblickte, machte mich völlig fassungslos; ich hatte absolut nichts Derartiges erwartet und blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen.

Dort saß ein alter Mann mit ganz grauem Kopfhaar und einem langen, schneeweißen Barte, und es war augenscheinlich, daß er schon lange dort saß. Er saß nicht auf dem Bette, sondern auf Mamas Fußbank und lehnte sich nur mit dem Rücken an das Bett. Übrigens hielt er sich dermaßen gerade, daß er überhaupt keine Stütze nötig zu haben schien, obgleich er offenbar krank war. Er trug über dem Hemde einen kurzen, mit Tuch überzogenen Schafpelz; über die Knie hatte er sich Mamas Plaid gedeckt; seine Füße steckten in Pantoffeln. Er hatte, wie man erkennen konnte, eine hohe Statur und war breitschultrig: seine ganze Erscheinung machte trotz seiner Krankheit, seiner Blässe und Magerkeit doch einen munteren, kräftigen Eindruck; sein Gesicht war länglich, das Haar sehr dicht, aber nicht sehr lang; er schien über siebzig Jahre alt zu sein. Neben ihm lagen auf einem Tischchen in Handweite drei oder vier Bücher und eine silberne Brille. Obgleich ich vorher nicht im entferntesten daran gedacht hatte, ihn hier zu treffen, so erriet ich doch augenblicklich, wer es war; nur vermochte ich immer noch nicht zu begreifen, wie er hier all diese Tage her fast neben meinem Krankenzimmer hatte so leise sitzen können, daß ich bisher nichts von ihm gehört hatte.

Er rührte sich nicht bei meinem Anblicke, sondern sah mich unverwandt und schweigend an, ebenso wie ich ihn, mit dem Unterschiede, daß ich ihn mit maßlosem Erstaunen ansah und er mich ohne das geringste Erstaunen. Im Gegen-

teil, als er in diesen fünf oder zehn Sekunden des Schweigens mein Gesicht auf das genaueste gemustert hatte, lächelte er auf einmal und lachte sogar still und unhörbar; und obgleich das Lachen schnell vorüberging, so blieb doch eine helle, heitere Spur desselben auf seinem Gesichte und namentlich in seinen Augen zurück; diese waren sehr blau, leuchtend und groß, hatten aber infolge des hohen Alters herabgesunkene, geschwollene Lider und waren von unzähligen kleinen Runzeln umgeben. Dieses sein Lachen machte auf mich einen besonders starken Eindruck.

Nach meiner Ansicht wird, wenn ein Mensch lacht, sein Anblick in den meisten Fällen widerwärtig. Meistens äußert sich im Lachen der Menschen etwas Gemeines, etwas, was den Lachenden gewissermaßen erniedrigt, obgleich der Lachende selbst fast nie etwas von dem Eindruck weiß, den er hervorbringt. Ebensowenig, wie er oder überhaupt ein Mensch weiß, was er für ein Gesicht hat, wenn er schläft. Bei manchen sieht das Gesicht auch im Schlafe klug aus; bei anderen dagegen, selbst bei klugen Menschen, wird das Gesicht im Schlafe sehr dumm und daher lächerlich. Ich weiß nicht, woher das kommt: ich will nur sagen, daß der Lachende, ebenso wie der Schlafende, meistens von seinem Gesichte nichts weiß. Weitaus die Mehrzahl der Menschen versteht überhaupt nicht zu lachen. Zu verstehen ist übrigens dabei nichts: das ist ein Talent, das man sich nicht selbst verschaffen kann. Verschaffen kann man es sich vielleicht nur dadurch, daß man sich selbst umbildet, sich nach einer besseren Seite hin entwickelt und die schlechten Neigungen seines Charakters bekämpft: mit großer Wahrscheinlichkeit könnte dann auch das Lachen eines solchen Menschen sich nach der besseren Seite hin ändern. Durch sein Lachen verrät sich gar mancher vollständig, und man durchschaut

auf einmal sein ganzes verborgenes Inneres. Sogar ein unstreitig kluges Lachen wirkt mitunter abstoßend. Das erste Erfordernis beim Lachen ist Aufrichtigkeit; aber wo findet man die bei den Menschen? Ein zweites Erfordernis beim Lachen ist Gutherzigkeit; aber die Menschen lachen meist in boshafter Weise. Ein aufrichtiges, gutherziges Lachen, das ist Heiterkeit; aber wo findet man bei den Menschen in unserem Zeitalter Heiterkeit, und verstehen die Menschen überhaupt noch heiter zu sein? (Das über die Heiterkeit in unserm Zeitalter soeben Gesagte ist eine Bemerkung Wersilows, die ich mir gemerkt habe.) Die Heiterkeit eines Menschen, das ist derjenige Charakterzug, der das ganze Wesen des Betreffenden am deutlichsten verrät. Aus manchem Charakter wird man lange Zeit nicht klug; aber da braucht der Mensch nur einmal ganz aufrichtig zu lachen, und sein ganzer Charakter liegt plötzlich offen da wie auf der flachen Hand. Nur ein Mensch von der höchsten, glücklichsten Entwicklung versteht es, seine Heiterkeit anderen mitzuteilen, das heißt mittels einer unwiderstehlichen Gutherzigkeit. Ich rede nicht von seiner Verstandesentwicklung, sondern von seinem Charakter, von dem gesamten Wesen des Menschen. Wenn man also einen Menschen durchschauen und seine Seele erkennen will, so muß man sein Augenmerk nicht darauf richten, wie er schweigt, oder wie er redet, oder wie er weint, selbst nicht darauf, wie er sich für die edelsten Ideen begeistert, sondern man beobachte ihn lieber, wenn er lacht. Hat jemand ein gutes Lachen, so ist er ein guter Mensch. Man achte dabei auch noch auf allerlei Nuancen: so zum Beispiel darf das Lachen eines Menschen in keinem Falle dumm erscheinen, mag es auch noch so heiter und gutherzig sein. Bemerkt man auch nur die geringste Spur von Dummheit in jemandes Lachen, so

ist der Betreffende unzweifelhaft ein Mensch von beschränktem Verstande, mag er sich auch noch so sehr den Anschein geben, als sprudle er nur so von Ideen. Ja, auch wenn sein Lachen nicht dumm ist, er selbst aber einem beim Lachen auf einmal aus irgendwelchem Grunde lächerlich vorkommt, und wäre es auch nur ein klein wenig, so wisse man, daß dieser Mensch keine rechte eigene Würde besitzt oder wenigstens nicht in vollem Maße. Oder endlich, wenn dieses Lachen sich zwar anderen mitteilt, aber einem doch aus irgendwelchem Grunde trivial erscheint, so wisse man, daß auch das Wesen dieses Menschen ein triviales und alles Edle und Hohe, was man an ihm vorher wahrgenommen hat, entweder absichtliche Fälschung oder unbewußte Entlehnung ist, und daß sich dieser Mensch unfehlbar in der Folge nach der schlechten Seite hin verändern, sich mit dem „Nützlichen" beschäftigen, die edlen Ideen aber ohne Bedauern als jugendliche Verirrungen und Schwärmereien von sich werfen wird.

Diesen langen Erguß über das Lachen schalte ich mit Bedacht hier ein und unterbreche um seinetwillen sogar den ruhigen Gang der Erzählung, weil ich diese Erkenntnis für eine der wichtigsten halte, zu denen mich das Leben geführt hat. Und besonders empfehle ich sie den jungen Mädchen, die sich bereits anschicken, ihren Erwählten zu heiraten, ihn aber immer noch bedenklich und mißtrauisch betrachten und sich nicht endgültig entschließen können. Und mögen sie sich nicht über den armseligen, unreifen jungen Menschen deswegen lustig machen, weil er sich mit seinen Sittenpredigten auf das Gebiet der Ehesachen begibt, von denen er nicht ein Jota versteht. Aber ich verstehe wenigstens so viel, daß das Lachen der zuverlässigste Prüfstein der Seele ist. Man sehe die Kinder an: nur die Kinder verstehen

sich darauf, in idealer Vollkommenheit zu lachen, und darum sind sie auch so entzückende Wesen. Ein weinendes Kind ist mir widerwärtig; aber ein lachendes, fröhliches, das ist ein Strahl aus dem Paradiese, das ist eine Offenbarung aus der Zukunft, in der der Mensch schließlich wieder so rein und so einfältigen Herzens werden wird wie die Kinder. Und siehe da, ein solcher kindlicher, unsagbar anziehender Schimmer lag auch in dem kurzen Lachen dieses alten Mannes. Ich trat sogleich auf ihn zu.

III

„Setz dich hin, nimm Platz; deine Beine können wohl noch nicht recht stehen," sagte er zu mir und wies mit freundlicher Einladung auf einen Platz neben sich; dabei fuhr er fort, mir mit demselben leuchtenden Blicke ins Gesicht zu sehen. Ich setzte mich neben ihn und erwiderte:

„Ich kenne Sie; Sie sind Makar Iwanowitsch."

„Jawohl, mein Lieber. Nun, das ist ja schön, daß du wieder aufgestanden bist. Du bist ein junger Mensch; da hast du es gut. Ein alter Mann muß ins Grab, aber ein junger Mensch soll leben."

„Sind Sie denn krank?"

„Ja, ich bin krank, lieber Freund, besonders an den Füßen; bis zur Schwelle haben sie mich noch getragen; aber sowie ich mich hier hingesetzt hatte, sind sie angeschwollen. Das habe ich seit dem vorigen Donnerstag, als solche Grade wurden" (damit meinte er: als die Kälte eintrat). „Ich habe sie mir bisher immer mit einer Salbe eingerieben, siehst du, die hat mir vor zwei Jahren ein Arzt in Moskau verschrieben, Edmund Karlowitsch Lichten hieß er, und die Salbe hat mir auch geholfen, sehr gut hat sie mir geholfen; na, aber jetzt hilft sie nicht mehr. Ja, und die Brust ist

mir auch dick geworden. Und seit gestern tut mir auch der Rücken weh, als ob mich die Hunde bissen . . . nachts kann ich auch nicht schlafen."

„Wie geht es denn zu, daß Sie hier so gar nicht zu hören sind?" unterbrach ich ihn. Er sah mich an, als ob er über etwas nachdächte.

„Wecke nur deine Mutter nicht auf!" fügte er hinzu, wie wenn ihm plötzlich etwas einfiele. „Sie ist hier nebenan die ganze Nacht über tätig gewesen, ganz leise und unhörbar wie eine Fliege; jetzt aber hat sie sich hingelegt, wie ich weiß. Ach, so ein kranker, alter Mann hat es recht schlecht," fuhr er mit einem Seufzer fort. „Woran sich nur die Seele immer noch so klammert und hält, und immer freut sie sich noch am Lichte; und ich glaube, wenn sie das ganze Leben noch einmal von vorn anfangen könnte, so würde sich die Seele vielleicht auch davor nicht fürchten; wiewohl ein solcher Gedanke möglicherweise sündhaft ist."

„Wieso sündhaft?"

„Dieser Gedanke ist ein Luftschloß; ein alter Mann aber muß gern und willig davongehen. Wenn man aber dem Tode mit Murren und Unzufriedenheit entgegensieht, so ist das eine große Sünde. Na, aber wenn jemand aus seelischer Heiterkeit das Leben lieb gewonnen hat, dann, denke ich mir, wird Gott ihm das verzeihen, selbst einem alten Manne. Es ist schwer für einen Menschen, von jeder Tat zu wissen, was Sünde ist und was nicht: es ist da ein Geheimnis, das über den menschlichen Verstand hinausgeht. Ein alter Mann aber muß sein Lebensende zu jeder Zeit zufrieden hinnehmen und muß in der vollen Blüte seines Verstandes sterben, selig und willig, von seinen Lebenstagen gesättigt, seinem letzten Stündlein entgegen-

seufzend und sich freuend, dahingehend wie eine Ähre zur Garbe, nachdem er sein Geheimnis erfüllt hat."

„Sie reden immer von einem Geheimnisse; was heißt denn das: ‚sein Geheimnis erfüllen'?" fragte ich und sah mich dabei nach der Tür um. Ich freute mich darüber, daß wir beide allein waren und ringsum tiefe Stille herrschte. Die Sonne schien vor ihrem Untergange hell ins Fenster herein. Er sprach etwas schwülstig und unklar, aber im Tone innerer Überzeugung und mit großer Lebhaftigkeit, als freue er sich wirklich über mein Kommen. Aber ich nahm wahr, daß er sich zweifellos in einem fieberhaften Zustande befand, und zwar sogar in einem recht argen. Ich war ebenfalls krank; ich fieberte ebenfalls von dem Augenblicke an, wo ich zu ihm hereingekommen war.

„Worin das Geheimnis besteht? Alles ist ein Geheimnis, mein Freund; in allem liegt ein göttliches Geheimnis. In jedem Baume, in jedem Gräschen ist dieses selbe Geheimnis eingeschlossen. Ob nun ein kleines Vögelchen singt oder die Sterne in ihrem ganzen Chor bei Nacht am Himmel glänzen, alles ist dieses eine, gleiche Geheimnis. Das allergrößte Geheimnis aber besteht in dem, was der Seele des Menschen in jener Welt wartet. Ja, so ist das, mein Freund!"

„Ich weiß nicht, in welchem Sinne Sie ... Ich sage das natürlich nicht, um Sie aufzuziehen, und Sie können überzeugt sein, daß ich an Gott glaube; aber alle diese Geheimnisse sind doch durch den Verstand schon längst aufgedeckt worden, und was nicht aufgedeckt worden ist, das wird alles aufgedeckt werden, ganz bestimmt und vielleicht in ganz kurzer Zeit. Die Botanik weiß genau, wie der Baum wächst; der Physiologe und der Anatom wissen

sogar, warum der Vogel singt, oder werden es bald in Erfahrung bringen; und was die Sterne anlangt, so sind sie nicht nur alle gezählt, sondern auch jede ihrer Bewegungen ist auf die Minute genau ausgerechnet, so daß man die Erscheinung eines Kometen vorhersagen kann, sogar tausend Jahre vorher, auf die Minute . . . und jetzt ist sogar die Zusammensetzung der fernsten Sterne bekannt geworden. Nehmen Sie ein Mikroskop (das ist so ein Vergrößerungsglas, das die Gegenstände millionenfach vergrößert), und betrachten Sie unter ihm einen Wassertropfen, und Sie werden dort eine ganze neue Welt erblicken, ein vollständiges Gewimmel lebender Wesen; und dabei war auch das ein Geheimnis, aber es ist aufgedeckt worden."

„Ich habe davon gehört, mein Lieber; die Leute haben mir wiederholt davon gesprochen. Es ist nicht zu leugnen: das ist eine große, herrliche Sache; alles ist dem Menschen nach Gottes Willen verliehen, nicht umsonst hat ihm Gott den Lebensatem eingehaucht: ‚Lebe und erkenne!'"

„Nun, das sind Gemeinplätze. Aber Sie sind kein Feind der Wissenschaft, kein Klerikaler? Das heißt, ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen . . ."

„Nein, mein Lieber, ich habe die Wissenschaft von klein auf geachtet, und obwohl ich selbst unwissend bin, so murre ich doch nicht darüber; ist es mir selbst nicht zuteil geworden, so doch einem andern. Es ist vielleicht insofern auch besser so, weil ein jeder das Seine haben muß. Denn, lieber Freund, nicht einem jeden frommt die Wissenschaft. Alle sind maßlos, jeder möchte die ganze Welt in Erstaunen versetzen, und ich würde vielleicht einer der Schlimmsten sein, wenn ich ein Gelehrter wäre. So aber, da ich ganz und gar kein Gelehrter bin, wie kann ich mich

da überheben, wenn ich doch selbst nichts weiß? Du aber bist jung und scharfsinnig, und das ist dir als dein Anteil zugefallen; du studiere nur! Erkenne alles, damit, wenn du auf einen Gottlosen oder Frechling stößt, du ihm antworten kannst und er dich mit seinem törichten Gerede nicht mundtot macht und deine unreifen Gedanken in Verwirrung bringt. So ein Glas aber habe ich noch vor nicht allzu langer Zeit gesehen."

Er holte tief Atem und seufzte. Ich hatte ihm durch mein Kommen entschieden ein sehr großes Vergnügen bereitet. Sein Mitteilungsdrang hatte etwas Krankhaftes. Außerdem irre ich mich sicherlich nicht, wenn ich behaupte, daß er mich manchmal ganz besonders liebevoll ansah: er legte seine Hand freundlich auf die meinige, klopfte mich auf die Schulter ... na, aber manchmal, muß ich gestehen, schien er mich auch wieder vollständig zu vergessen, als ob er allein im Zimmer säße, und redete zwar eifrig weiter, aber sozusagen in die leere Luft.

„Mein Freund," fuhr er fort, „da lebt in dem kleinen Gennadi-Kloster ein Mann von großem Verstande. Er ist von vornehmer Herkunft und seinem Range nach Oberstleutnant und besitzt großen Reichtum. Als er noch in der Welt lebte, hatte er sich nicht durch die Ehe binden wollen; jetzt ist es schon das zehnte Jahr, daß er sich von der Welt zurückgezogen hat; er hat den stillen, schweigsamen Zufluchtsort liebgewonnen, sein Denken von der weltlichen Eitelkeit abgewandt und Ruhe der Seele gewonnen. Er hält die Mönchsregeln vollständig inne, will aber nicht Mönch werden. Und Bücher, mein Freund, besitzt er so viele, wie ich noch bei keinem andern Menschen gesehen habe; er hat mir selbst gesagt, es seien für achttausend Rubel. Peter Walerjanowitsch heißt er. Er hat mich zu

verschiedenen Zeiten vieles gelehrt, und ich hörte ihm immer außerordentlich gern zu. Da sagte ich einmal zu ihm: ‚Wie kommt es, Herr, daß Sie bei Ihrem großen Verstande, und da Sie doch schon zehn Jahre lang in mönchischem Gehorsam und in vollständiger Abtötung Ihres Willens leben, wie kommt es, daß Sie da nicht das Mönchsgelübde ablegen, um auf diese Art zu noch größerer Vollkommenheit zu gelangen?‘ Er aber erwiderte mir darauf: ‚Was redest du da von meinem Verstande, Alter; vielleicht hat mein Verstand mich in Fesseln geschlagen, während ich ihn hätte zur Besonnenheit bringen sollen. Und was sprichst du von meinem Gehorsam; vielleicht habe ich schon längst verlernt, mich im Zaum zu halten. Und was schwatzest du von der Abtötung meines Willens? Auf mein Geld würde ich sofort verzichten und meinem Range entsagen und die ganze Kavallerie sogleich da auf den Tisch legen; aber von meiner Pfeife Tabak kann ich nicht lassen, obwohl ich schon zehn Jahre lang mit mir selbst im Kampfe liege. Was würde ich also für ein Mönch sein, und wie kannst du mich wegen der Abtötung meines Willens rühmen?‘ Ich war damals erstaunt über diese Demut. Na, nun also im vorigen Sommer, zu den Petrifasten, kehrte ich wieder in jenem Kloster ein (Gott hatte mich hingeführt), und da sah ich in seiner Zelle eben so ein Ding stehen, ein Mikroskop; das hatte er sich für ein großes Stück Geld aus dem Auslande kommen lassen. ‚Warte mal, Alter,‘ sagte er, ‚ich werde dir etwas Erstaunliches zeigen, weil du so etwas noch nie gesehen hast. Du siehst hier einen Wassertropfen, der ist so rein wie eine Träne: na, nun paß mal auf, was in ihm drin ist, und du wirst sehen, daß die Mechaniker bald alle Geheimnisse Gottes werden herausgebracht haben; für uns beide, für

mich und dich, werden sie kein einziges mehr übrig lassen;' genau mit diesen Worten sagte er das, ich habe es mir gemerkt. Aber ich hatte in so ein Mikroskop schon fünfunddreißig Jahre vorher hineingesehen, bei Alexander Wladimirowitsch Malgasow, unserm Herrn, der mütterlicherseits ein Onkel Andrei Petrowitschs war, und von dem das Gut auch dann nach seinem Tode auf Andrei Petrowitsch überging. Das war ein großmächtiger Herr, ein hoher General, und er hielt sich eine große Meute Jagdhunde, und ich war damals viele Jahre lang bei ihm Pikör. Na also, der stellte damals auch so ein Mikroskop auf, das er sich ebenfalls mitgebracht hatte, und befahl dem ganzen Gutsgesinde, Männern und Weibern, es sollte einer nach dem andern herantreten und hineinsehen, und es wurde ebenfalls ein Floh gezeigt und eine Laus und die Spitze einer Nadel und ein Haar und ein Wassertropfen. Und nun war es ein Hauptspaß: sie fürchteten sich heranzutreten, aber sie fürchteten sich auch vor dem Herrn; denn der war sehr jähzornig. Manche verstanden es gar nicht, hineinzusehen; sie kniffen die Augen zu und sahen nichts; andere hatten Angst und schrien, und der Schulze Sawin Makarow hielt sich beide Hände vor die Augen und schrie: ‚Macht mit mir, was ihr wollt; ich gehe nicht hin!' Da gab es viel Gelächter. Aber zu Peter Walerjanowitsch sagte ich nichts davon, daß ich schon früher, vor mehr als fünfunddreißig Jahren, dieses selbe Wunder gesehen hatte; denn ich sah, daß es ihm großes Vergnügen machte, es mir zu zeigen, und so tat ich denn im Gegenteil sehr verwundert und erschrocken. Er ließ mir ein Weilchen Zeit und fragte dann: ‚Nun, Alter, was sagst du jetzt?' Aber ich verneigte mich und sagte zu ihm: ‚Gott sprach: „Es werde Licht!" und es ward Licht.' Er aber erwiderte darauf: ‚Ward

nicht vielmehr Finsternis?' Und das sagte er in so sonderbarem Tone und lächelte nicht einmal dabei. Ich wunderte mich damals über ihn; er aber war ordentlich böse geworden und sagte weiter nichts."

„Die Sache ist ganz einfach: Ihr Peter Walerjanowitsch ißt im Kloster die Mönchskost und macht die vorgeschriebenen Verneigungen; aber er glaubt nicht an Gott, und Sie sind gerade in einem solchen Augenblicke zu ihm gekommen, – das ist das Ganze," sagte ich; „und außerdem ist er ein recht komischer Mensch: er hatte doch gewiß vorher schon zehnmal ein Mikroskop gesehen; warum benimmt er sich denn beim elften Male, als ob er den Verstand verlöre? Das muß wohl so eine nervöse Reizbarkeit sein, die sich bei ihm im Kloster herausgebildet hat."

„Er ist ein Mensch von reinen Sitten und von hohem Verstande," sagte der Alte nachdrücklich, „und er ist auch nicht gottlos. Er hat eine große Menge Verstand, aber ein unruhiges Herz. Solcher Menschen gehen jetzt sehr viele aus dem herrschaftlichen und aus dem gelehrten Stande hervor. Und da will ich dir noch etwas sagen: ein solcher Mensch straft sich selbst. Du aber geh ihnen aus dem Wege und ärgere sie nicht; aber ehe du abends einschläfst, gedenke ihrer in deinem Gebete; denn solche Menschen suchen Gott. Betest du vor dem Einschlafen?"

„Nein, ich halte das für eine leere Förmlichkeit. Ich muß Ihnen übrigens bekennen, daß mir Peter Walerjanowitsch gefällt: er ist wenigstens kein leeres Stroh, sondern immerhin ein Mensch und hat einige Ähnlichkeit mit jemandem, der uns beiden nahe steht, und den wir beide kennen."

Der Alte beachtete nur den ersten Satz meiner Antwort.

„Du tust unrecht daran, mein Freund, daß du nicht betest; das Beten ist etwas Gutes, es macht das Herz heiter, sowohl vor dem Einschlafen, als auch, wenn man sich vom Schlafe erhebt, als auch, wenn man in der Nacht aufwacht. Das kann ich dir sagen. Im vorigen Sommer, im Juli, zogen wir nach dem Kloster von Bogorodsk zum Kirchenfest. Je näher wir dem Orte kamen, um so mehr Volk fand sich zusammen, und zuletzt waren wir unser beinahe zweihundert, die wir alle hinzogen, um die heiligen Gebeine der beiden großen Wundertäter Aniki und Grigori zu küssen. Wir übernachteten auf freiem Felde, und ich erwachte am Morgen ganz früh; alle schliefen noch, und selbst die liebe Sonne schaute noch nicht hinter dem Walde hervor. Ich hob den Kopf in die Höhe, mein Lieber, ließ meinen Blick rings umherwandern und seufzte! Überall eine unsägliche Schönheit! Alles so still, die Luft so leicht; die Gräschen wachsen – wachset, ihr Gräschen Gottes; ein Vögelchen singt – singe, du Vögelchen Gottes; ein Kindlein quäkt auf dem Arm der Mutter – Gott schütze dich, du kleines Menschlein; wachse auf und werde glücklich, du Kindlein! Und es war mir, als empfände ich zum ersten Male in meinem Leben das alles in meinem Herzen ... Ich legte mich wieder hin und schlief so angenehm wieder ein. Es ist schön auf der Welt, mein Lieber! Wenn's mit meiner Gesundheit besser wird, möchte ich im Frühling wieder auf die Wanderung gehen. Und daß alles ein Geheimnis ist, das macht die Sache noch schöner; das Herz bangt und staunt; und diese Bangigkeit macht das Herz heiter: ‚Alles ist in dir, o Gott, und ich selbst bin in dir, und nimm du mich auf!' Murre nicht, junger Mann: dadurch, daß es ein Geheimnis ist, wird es nur um so schöner," fügte er gerührt hinzu.

„‚Dadurch, daß es ein Geheimnis ist, wird es nur um so schöner . . .‘ Das werde ich behalten; diese Worte werde ich mir einprägen. Sie drücken sich sehr ungenau aus; aber ich verstehe Sie doch . . . Es überrascht mich, daß Sie weit mehr wissen und verstehen, als Sie ausdrücken können; nur reden Sie wie im Fieber . . .“ entfuhr es mir unwillkürlich beim Anblick seiner fieberhaft glänzenden Augen und seines blaß gewordenen Gesichtes.

Aber er hatte, wie es schien, meine Worte gar nicht gehört.

„Weißt du auch wohl, lieber junger Mensch,“ begann er wieder, wie wenn er seine frühere Rede fortsetzte, „weißt du auch wohl, daß es für die Erinnerung an einen Menschen auf dieser Erde eine Grenze gibt? Die Grenze für die Erinnerung an einen Menschen ist nur auf hundert Jahre angesetzt. Hundert Jahre nach seinem Tode können sich seiner noch seine Kinder oder seine Enkel erinnern, die noch sein Gesicht gesehen haben; aber dann kann zwar sein Gedächtnis noch fortleben, aber nur durch Reden und Gedanken, da alle, die sein lebendes Antlitz gesehen haben, schon dahingegangen sind. Und sein Grabhügel auf dem Kirchhofe verwächst mit Gras und Kraut, und der weiße Stein darauf zerbröckelt, und alle Leute und sogar seine eigenen Nachkommen vergessen ihn, und später wird selbst sein Name vergessen; denn nur wenige Namen erhalten sich im Gedächtnisse der Menschen – nun, in Gottes Namen! Aber mag ich auch vergessen werden, ihr meine Lieben, ich werde euch doch auch noch vom Grabe aus lieben. Ich werde eure fröhlichen Stimmen hören, ihr Kinderchen; ich werde eure Schritte bei den Gräbern eurer Väter am Allerseelentage hören; lebt nur einstweilen

noch im Sonnenschein und freut euch; ich aber werde zu Gott für euch beten, und in euren Träumen werde ich zu euch kommen . . . wenn ich auch tot bin – die Liebe überdauert den Tod! . . ."

Die Hauptsache war, daß ich mich in demselben fieberhaften Zustande befand wie er; statt wegzugehen oder ihm beruhigend zuzureden, vielleicht auch ihn ins Bett zu bringen, da er schon vollständig phantasierte, ergriff ich plötzlich seine Hand, bog mich zu ihm hinab, drückte sie ihm und sagte in aufgeregtem Flüstertone und mit mühsam verhaltenen Tränen:

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Ich habe vielleicht schon lange auf Sie gewartet. Von den andern hier liebe ich niemanden: sie besitzen keine edle Schönheit... Ich werde nicht mit ihnen denselben Weg gehen; ich weiß nicht, wohin ich gehen werde; ich werde mit Ihnen mitgehen . . ."

Aber zum Glücke kam in diesem Augenblicke Mama herein; sonst weiß ich nicht, was ich schließlich noch getan hätte. Es war ihr am Gesicht anzusehen, daß sie eben erst aufgewacht war und sich in großer Aufregung befand; in der Hand hatte sie ein Fläschchen und einen Eßlöffel; als sie uns erblickte, rief sie:

„Habe ich es doch gewußt! Ich habe ihm das Chinin nicht rechtzeitig eingegeben, und nun hat er gleich wieder starkes Fieber! Ich habe die Zeit verschlafen, liebster Makar Iwanowitsch!"

Ich stand auf und ging hinaus. Sie gab ihm die Medizin ein und brachte ihn zu Bett. Ich legte mich ebenfalls wieder in mein Bett, befand mich aber in starker Aufregung. Eine große Neugier war in mir rege geworden, und ich dachte angestrengt über diese Begegnung nach.

Was ich damals von ihr erwartete, weiß ich nicht. Allerdings entbehrten meine Überlegungen eines jeden Zusammenhanges, und was durch meinen Kopf hindurchhuschte, waren nicht Gedanken, sondern nur Bruchstücke von Gedanken. Ich lag mit dem Gesichte nach der Wand zu, und auf einmal erblickte ich im Winkel jenen scharfen, hellen Fleck Sonnenlicht, dessen Erscheinen ich vorher mit solchem Ingrimm erwartet hatte; und siehe da, ich erinnere mich, daß meine ganze Seele frohlockte und gleichsam ein neues Licht in mein Herz drang. Ich erinnere mich an diesen wonnevollen Augenblick und will ihn nie vergessen. Es war ein Schimmer neuer Hoffnung und neuer Kraft... Ich war damals in der Genesung begriffen, und somit mochten solche starken Affekte eine unvermeidliche Folge des Zustandes meiner Nerven sein; aber an diese selbe lichte Hoffnung glaube ich auch jetzt noch, – das ist's, was ich jetzt niederschreiben und mir ins Gedächtnis rufen wollte. Allerdings wußte ich auch damals mit aller Bestimmtheit, daß ich nicht mit Makar Iwanowitsch als Pilger umherziehen würde, und daß ich mir über das Wesen dieses neuen Dranges, der mich ergriffen hatte, selbst nicht klar war; aber ein Wort hatte ich schon ausgesprochen, wenn auch im Fieberdelirium: „Die andern besitzen keine edle Schönheit!" „Gewiß," dachte ich in meinem exaltierten Zustande, „von diesem Augenblicke an werde ich die ‚edle Schönheit' suchen; aber die hier besitzen sie nicht, und darum werde ich sie verlassen."

Es raschelte etwas hinter mir, ich drehte mich um: Mama stand, sich über mich beugend, da und sah mir mit schüchterner Neugier in die Augen. Ich ergriff sie plötzlich bei der Hand.

„Warum haben Sie mir denn von unserm werten Gaste nichts gesagt, Mama?“ fragte ich auf einmal; die Frage kam mir ganz unwillkürlich über die Lippen.

Alle Unruhe verschwand mit einem Schlage von ihrem Gesichte, und eine Art von Freude leuchtete dafür auf; aber sie gab mir keine Antwort auf meine Frage, sondern sagte nur:

„Vergiß auch Lisa nicht, du hast Lisa vergessen.“

Sie sagte das hastig und unter Erröten und wollte schnell fortgehen, da sie es ebenfalls nicht liebte, Gefühle herauszukehren, und in dieser Hinsicht mir ähnlich, das heißt schamhaft und keusch, war; außerdem wollte sie selbstverständlich mit mir kein Gespräch über Makar Iwanowitsch anfangen; es genügte schon das, was wir uns durch wechselseitige Blicke sagen konnten. Aber ich, der ich doch jedes Herauskehren von Gefühlen haßte, ich hielt sie mit Gewalt an der Hand zurück; ich sah ihr entzückt in die Augen, lachte leise und zärtlich und streichelte mit der andern Hand ihr liebes Gesicht und ihre eingefallenen Wangen. Sie beugte sich zu mir herab und drückte ihre Stirn gegen die meinige.

„Nun, Christus beschütze dich!“ sagte sie dann, indem sie sich wieder aufrichtete; ihr ganzes Gesicht strahlte. „Werde nur wieder gesund! Ich werde dir das gedenken. Er ist krank, sehr krank. Sein Leben steht in Gottes Hand ... Ach, was habe ich da gesagt; das kann ja gar nicht sein!“

Sie ging hinaus. Ihr ganzes Leben lang hatte sie ihren legitimen Gatten, den Pilger Makar Iwanowitsch, mit Furcht und Zittern und scheuer Andacht verehrt, ihren Gatten, der ihr so großmütig ein für allemal verziehen hatte.

Zweites Kapitel

I

Was aber Lisa anlangte, so hatte ich sie nicht „vergessen"; darin hatte Mama sich geirrt. Die feinfühlige Mutter hatte gemerkt, daß zwischen Bruder und Schwester eine Art von Abkühlung eingetreten war; aber das hatte nichts mit der Liebe zu tun, sondern eher mit Eifersucht. Ich will das, im Hinblick auf die weitere Entwicklung, mit ein paar Worten erklären.

Bei der armen Lisa war gleich von der Verhaftung des Fürsten an eine Art von hochmütigem Stolz, eine Art von unnahbarem, fast unerträglichem Dünkel wahrnehmbar geworden; aber jeder im Hause verstand die Wahrheit, und wie schwer sie litt; und wenn ich in der ersten Zeit über ihre Art, mit uns zu verkehren, maulte und grollte, so war das lediglich eine Folge meiner kleinlichen Empfindlichkeit, die durch die Krankheit auf das Zehnfache gesteigert war, – so denke ich jetzt darüber. Lisa zu lieben hatte ich aber durchaus nicht aufgehört, ich liebte sie im Gegenteil noch mehr als früher; nur wollte ich nicht den ersten Schritt zur Annäherung machen, obgleich ich recht wohl wußte, daß sie selbst es um keinen Preis tun werde.

Die Sache war die, daß Lisa, sobald die ganze Angelegenheit des Fürsten öffentlich bekannt geworden war, also sogleich nach seiner Verhaftung, unverzüglich uns und allen ohne Ausnahme gegenüber eine Haltung annahm, als lehne sie jeden Versuch, sie zu bedauern oder sie zu trösten oder den Fürsten zu entschuldigen, auf das entschiedenste ab. Vielmehr bekundete sie, unter Vermeidung jeder Aussprache und Diskussion mit irgend jemandem, gewissermaßen einen beständigen Stolz auf die Handlung

ihres unglücklichen Bräutigams, als wäre diese die höchste Heldentat. Sie sagte gleichsam zu uns allen in jedem Augenblick (ich wiederhole: ohne ein Wort zu sprechen): „Von euch wird niemand so handeln; ihr zeigt euch nicht selbst an, weil Ehre und Pflicht es fordern; von euch hat niemand ein so feinfühliges, reines Gewissen. Und was seine Vergehungen anlangt, wer hätte keine schlechten Handlungen auf dem Gewissen? Der Unterschied ist nur der, daß alle andern sie verbergen, dieser aber sich lieber hat zugrunde richten als in seinen eigenen Augen ein Unwürdiger bleiben wollen." Das war es, was anscheinend jede ihrer Gebärden zum Ausdruck brachte. Ich weiß nicht, aber ich hätte an ihrer Stelle genau ebenso gehandelt. Ebensowenig weiß ich, ob wirklich diese selben Gedanken ihre Seele erfüllten, das heißt ganz im Innern; ich vermute, daß es nicht der Fall war. Mit der anderen, klaren Hälfte ihres Verstandes mußte sie jedenfalls die ganze Wertlosigkeit ihres „Helden" argwöhnen; denn wer könnte heute bestreiten, daß dieser unglückliche und in seiner Art hochherzige Mensch gleichzeitig im höchsten Grade wertlos war? Ja gerade aus diesem ihrem Hochmute und aus dieser ihrer sozusagen Bissigkeit uns allen gegenüber, aus diesem ihrem fortwährenden Argwohn, wir könnten über ihn anders urteilen als sie, gerade daraus konnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich in dem geheimsten Raume ihres Herzens doch auch noch ein anderes Urteil über ihren unglücklichen Freund gebildet haben mochte. Und ich beeile mich, von mir aus hinzufügen, daß sie meiner Ansicht nach bis zu einem gewissen Grade im Rechte war; es war ihr eher zu verzeihen als uns allen, wenn sie bei der Fällung des endgültigen Urteils schwankte. Ich selbst gestehe aus ganzer Seele, daß

ich selbst heute noch, wo alles weit hinter uns liegt, absolut nicht weiß, wie und als was ich diesen Unglücklichen endgültig einschätzen soll, der uns allen ein solches Rätsel aufgegeben hat.

Nichtsdestoweniger wurde unser Haus durch sie beinahe eine kleine Hölle. Lisa, die so stark liebte, mußte mit Notwendigkeit auch sehr schwer leiden. Ihrem Charakter gemäß zog sie es vor, schweigend zu leiden. Ihr Charakter war dem meinigen ähnlich, das heißt herrschsüchtig und stolz, und ich habe immer gedacht, sowohl damals als auch jetzt, daß sie den Fürsten aus Herrschsucht liebgewonnen hatte, gerade deswegen, weil er keine Charakterfestigkeit besaß, und weil er sich vom ersten Worte und der ersten Stunde an vollständig ihr unterordnete. Das ist ein Vorgang, der sich im Herzen ganz von selbst vollzieht, ohne jede vorgängige Überlegung; aber eine solche Liebe eines Starken zu einem Schwachen ist mitunter unvergleichlich viel stärker und qualvoller als die Liebe gleichartiger Charaktere, weil der Stärkere unwillkürlich die Verantwortung für seinen schwächeren Freund mit auf sich nimmt. Wenigstens denke ich mir das so. Alle die Unsrigen umgaben Lisa gleich von Anfang an mit der zärtlichsten Sorge, besonders Mama; aber sie wurde dadurch nicht milder, reagierte nicht auf die Äußerungen der Teilnahme und schien jede Hilfe zurückzuweisen. Mit Mama hatte sie am Anfang noch gesprochen; aber mit jedem Tage wurde sie wortkarger, schroffer und sogar verletzender. Anfangs war es Werssilow, den sie um Rat fragte; aber bald wählte sie zu ihrem Ratgeber und Helfer Wasin, wie ich später zu meiner Verwunderung erfuhr. Sie ging täglich zu Wasin, ging auch zu den Gerichten, zu den Vorgesetzten des Fürsten, zu den Advokaten und zum Staats-

anwalt; schließlich war sie manchmal beinahe ganze Tage lang nicht zu Hause. Selbstverständlich besuchte sie täglich ein- oder zweimal den Fürsten, der sich im Gefängnis in der adligen Abteilung befand; aber ich habe in der Folge die volle Überzeugung gewonnen, daß Lisa sich bei diesen Besuchen sehr bedrückt fühlte. Natürlich, welcher Dritte kann das gegenseitige Verhältnis zweier Liebenden vollständig richtig beurteilen? Aber es ist mir bekannt, daß der Fürst sie fortwährend tief kränkte, und zwar wodurch? Sonderbarerweise durch unablässige Eifersucht. Indes komme ich darauf später noch zurück; aber einen Gedanken möchte ich hier noch hinzufügen: es ist schwer zu entscheiden, wer von ihnen beiden den andern mehr peinigte. Obwohl Lisa bei uns auf ihren Helden so stolz war, benahm sie sich vielleicht ihm gegenüber unter vier Augen ganz anders; das vermute ich mit Bestimmtheit aus gewissen Tatsachen, von denen ich ebenfalls noch in der Folge zu sprechen haben werde.

Was also meine Gefühle gegen Lisa und meine Beziehungen zu ihr anlangt, so war alles äußerlich Sichtbare von beiden Seiten nur eine künstliche, eifersüchtige Unwahrheit; in Wirklichkeit aber haben wir einander niemals stärker geliebt als zu jener Zeit. Ich füge noch hinzu, daß Lisa sich gegen Makar Iwanowitsch gleich von seiner Ankunft bei uns an, nachdem die erste Verwunderung und Neugier bei ihr vorbei war, aus einem mir unverständlichen Grunde fast geringschätzig, ja sogar hochmütig benahm. Es schien, daß sie ihm absichtlich nicht die geringste Beachtung schenkte.

Als ich mir vornahm zu schweigen, wie ich das im vorhergehenden Kapitel mitgeteilt habe, da beabsichtigte ich natürlich in der Theorie, das heißt in meinen Träume-

reien, mein Wort zu halten. Oh, mit Werssilow zum Beispiel hätte ich eher von der Zoologie oder von den römischen Kaisern zu sprechen angefangen als von „ihr" oder von jener besonders wichtigen Zeile in seinem Briefe an sie, wo er ihr mitteilte, daß das Schriftstück nicht verbrannt sei, sondern existiere und zum Vorschein kommen werde – eine Zeile, über die ich sofort im stillen wieder nachzudenken anfing, sobald ich nach dem Fieber wieder zur Besinnung gekommen war und den Gebrauch meines Verstandes wiedererlangt hatte. Aber leider mußte ich gleich bei den ersten Schritten in der Praxis und beinahe noch vor diesen Schritten merken, wie schwer, ja unmöglich es ist, bei solchen Vorsätzen zu beharren: gleich am nächsten Tage nach meiner ersten Bekanntschaft mit Makar Iwanowitsch geriet ich durch eine unerwartete Neuigkeit in große Aufregung.

II

Was mich in solche Aufregung versetzte, war eine unerwartete Mitteilung, die mir Darja Onisimowna, die Mutter der verstorbenen Olga, machte. Von Mama hatte ich bereits gehört, daß sie während meiner Krankheit zweimal dagewesen sei und sich sehr für mein Befinden interessiere. Ob diese „gute Frau", wie Mama sie immer nannte, speziell um meinetwillen gekommen war oder einfach nach schon hergebrachter Gewohnheit Mama besucht hatte, danach erkundigte ich mich nicht. Mama pflegte mir immer von allen häuslichen Angelegenheiten zu erzählen, gewöhnlich, wenn sie mit der Suppe kam und mich fütterte (als ich noch nicht selbst essen konnte); sie wollte mich damit zerstreuen. Ich aber bemühte mich dabei jedesmal hartnäckig, zu zeigen, daß mein Interesse für alle diese Nachrichten sehr

gering sei, und daher stellte ich auch über Darja Onisimowna keine eingehenderen Fragen, sondern beobachtete vollständiges Stillschweigen.

Es war gegen elf Uhr; ich hatte gerade vom Bette aufstehen und zu dem Lehnstuhl am Tische hinübergehen wollen, als sie ins Zimmer trat. Ich blieb nun absichtlich im Bette. Mama war oben mit etwas sehr beschäftigt und konnte bei Darja Onisimownas Ankunft nicht herunterkommen, so daß ich mit dieser auf einmal allein war. Sie setzte sich mir gegenüber am Fußende des Bettes auf einen Stuhl und lächelte mich an, ohne ein Wort zu sagen. Ich hatte die Empfindung, als würden wir nun das Gesellschaftsspiel „Schweigen" spielen, und überhaupt hatte ihr Besuch die Wirkung, meine Nerven zu reizen. Ich nickte ihr nicht einmal mit dem Kopfe zu, sondern blickte ihr gerade ins Gesicht; und sie sah mich ebenfalls gerade an.

„Ihnen ist es wohl jetzt, nun der Fürst weg ist, so allein in der Wohnung recht langweilig?" fragte ich auf einmal, da ich die Geduld verlor.

„Nein, ich bin jetzt nicht mehr in jener Wohnung. Ich habe jetzt durch Anna Andrejewnas Vermittlung die Aufsicht über sein Kindchen übertragen erhalten."

„Über wessen Kindchen?"

„Über Andrei Petrowitschs Kindchen," erwiderte sie in vertraulichem Flüstertone und sah sich dabei nach der Tür um.

„Aber da ist ja doch schon Tatjana Pawlowna . . ."

„Jawohl, Tatjana Pawlowna und Anna Andrejewna, alle beide, und Lisaweta Makarowna ebenfalls und Ihre Mama . . . alle. Alle beteiligen sie sich dabei. Tatjana Pawlowna und Anna Andrejewna sind jetzt miteinander sehr befreundet."

Das war eine Neuigkeit. Sie war, während sie so sprach, ordentlich lebhaft geworden. Ich sah sie voller Haß an.

„Sie sind ja seit dem letzten Male, wo Sie bei mir waren, viel munterer geworden."

„Ach ja."

„Sie sind auch voller geworden, wie mir scheint?"

Sie blickte mich mit einem seltsamen Ausdruck an:

„Ich habe sie sehr lieb gewonnen, sehr lieb."

„Wen meinen Sie?"

„Nun, Anna Andrejewna. Sehr lieb habe ich sie gewonnen. Ein so vornehm denkendes Mädchen und so verständig . . ."

„Gewiß. Was macht sie denn? Wie geht es ihr jetzt?"

„Sie ist sehr ruhig, sehr ruhig."

„Ruhig war sie immer schon."

„Jawohl, immer schon."

„Wenn Sie hergekommen sind, um mir Klatschgeschichten zu erzählen," rief ich plötzlich, da ich mich nicht mehr halten konnte, „so muß ich Ihnen sagen, daß ich mich in nichts einmenge; ich habe mich entschlossen, alles und alle im Stich zu lassen; mir ist alles gleich, ich gehe davon! . . ."

Ich verstummte, da ich zur Besinnung kam. Es erschien mir unwürdig, daß ich ihr gewissermaßen meine neuen Pläne enthüllte. Sie ihrerseits hatte mich ohne Erstaunen und ohne Erregung angehört; aber nun folgte wieder ein längeres Stillschweigen. Auf einmal stand sie auf, ging zur Tür und warf einen Blick ins Nebenzimmer. Nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß sich dort niemand befand und wir ganz allein waren, kehrte sie mit der größten Ruhe zurück und setzte sich wieder auf ihren früheren Platz.

„Das haben Sie gut gemacht!" sagte ich lachend.

„Werden Sie Ihre Wohnung bei der Beamtenfamilie

behalten?" fragte sie auf einmal, indem sie sich ein wenig zu mir vorbeugte und die Stimme senkte, als ob das die wichtigste Frage wäre, diejenige Frage, um derentwillen sie gekommen sei.

„Die Wohnung? Das weiß ich noch nicht. Vielleicht ziehe ich auch aus ... Wie soll ich das jetzt schon wissen?"

„Ihre Wirtsleute erwarten Sie sehnsüchtig; jener Beamte erwartet Sie mit großer Ungeduld und seine Frau ebenfalls. Andrei Petrowitsch hat ihnen versichert, Sie würden bestimmt wiederkommen."

„Inwiefern interessiert Sie denn das?"

„Anna Andrejewna wollte es auch gern wissen; sie war sehr zufrieden, als sie hörte, daß Sie wohnen bleiben würden."

„Aber woher weiß sie denn so bestimmt, daß ich in jener Wohnung wohnen bleiben werde?"

Ich wollte schon hinzufügen: „Und inwiefern interessiert sie das?" aber ich unterdrückte diese Frage aus Stolz!

„Auch Herr Lambert hat ihr ebendasselbe versichert."

„Wa-a-as?"

„Herr Lambert. Er hat zu Andrei Petrowitsch auf das bestimmteste gesagt, Sie würden wohnen bleiben, und auch Anna Andrejewna gegenüber hat er diese Versicherung abgegeben."

Es ging mir geradezu ein Schütteln durch den ganzen Körper. Was waren das für wundersame Dinge! Also Lambert war schon mit Werssilow bekannt geworden, schon mit ihm in Beziehung getreten, – Lambert und Anna Andrejewna, – er war auch zu ihr schon vorgedrungen! Eine fliegende Hitze überkam mich; aber ich schwieg. Ein gewaltiges Gefühl des Stolzes durchflutete meine ganze Seele, – ich weiß nicht, war es Stolz oder sonst etwas.

Aber ich sagte mir in jenem Augenblicke: „Wenn ich auch nur ein Wort zur Erklärung verlange, so knüpfe ich wieder mit dieser Welt an und werde mich nie von ihr losmachen können." Ein heftiger Haß loderte in meinem Herzen auf. Ich nahm mir vor, mich mit Gewalt zum Schweigen zu zwingen, und lag da, ohne mich zu rühren; sie schwieg ebenfalls eine ganze Minute lang.

„Was macht Fürst Nikolai Iwanowitsch?" fragte ich plötzlich, als hätte ich den Verstand verloren. Die Sache war die, daß ich nur gefragt hatte, um das Thema zu wechseln, aber von neuem unversehens eine höchst bedeutungsvolle Frage gestellt hatte und dadurch wie ein Irrsinniger aus eigenem Antriebe wieder in jene Welt zurückgekehrt war, aus der zu entfliehen ich soeben mit krampfhafter Anstrengung beschlossen hatte.

„Er ist in Zarskoje Selo. Er fühlte sich ein wenig unwohl, und in der Stadt herrscht jetzt das Fieber so stark; da haben ihm alle geraten, nach Zarskoje Selo überzusiedeln, in das eigene Haus, das er dort besitzt; da ist die Luft doch besser."

Ich antwortete nicht.

„Anna Andrejewna und die Generalin besuchen ihn einen Tag um den andern; sie fahren immer zusammen hin."

Anna Andrejewna und die Generalin (das heißt „sie") waren Freundinnen! Sie fuhren zusammen hin! Ich schwieg.

„Sie sind jetzt miteinander so befreundet geworden, und Anna Andrejewna spricht immer so gut von Katerina Nikolajewna . . ."

Ich schwieg immer noch.

„Und Katerina Nikolajewna hat sich wieder in das gesell-

schaftliche Leben gestürzt und macht ein Fest nach dem andern mit; sie ist eine glänzende Erscheinung; es heißt, daß sogar alle Herren vom Hofe in sie verliebt sind ... aber mit Herrn Bjoring ist alles zu Ende, und aus der Hochzeit wird nichts; das wird allgemein gesagt ... gleich von jenem Vorfall an."

Das bedeutete: seit dem Briefe Werssilows. Ein Zittern lief mir über den ganzen Leib, aber ich sagte kein Wort.

„Anna Andrejewna bedauert den Fürsten Sergei Petrowitsch so sehr, und Katerina Nikolajewna ebenfalls, und alle sagen von ihm, er werde freigesprochen werden, und der andere, dieser Stebelkow, werde verurteilt werden ..."

Ich sah sie voll Haß an. Sie stand auf und beugte sich plötzlich über mich:

„Anna Andrejewna hat mir ausdrücklich aufgetragen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen," sagte sie ganz leise flüsternd; „und sie läßt Sie dringend bitten, sobald Sie wieder werden ausgehen können, doch gleich zu ihr zu kommen. Leben Sie wohl! Werden Sie nur recht bald gesund; ich werde ihr alles berichten ..."

Sie ging. Ich setzte mich im Bette aufrecht, kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber ich empfand keinen Schreck; die mir unbegreifliche, ungeheuerliche Nachricht über Lambert und seine Ränke zum Beispiel hatte mir keinen Schreck eingejagt, wie man nach der vielleicht ungerechtfertigten Angst hätte glauben können, mit der ich sowohl während meiner Krankheit als auch in den ersten Tagen meiner Genesung an meine Begegnung mit ihm damals in der Nacht zurückgedacht hatte. Vielmehr hielt ich mich in jenem ersten Augenblicke der Unklarheit, als ich gleich nach Darja Onisimownas Weggehen auf dem Bette saß, bei dem Gedanken an Lambert gar nicht auf.

Am meisten aber hatte mich die Nachricht über „sie" ergriffen, über ihren Bruch mit Bjoring, über ihr Glück in der vornehmen Gesellschaft, über ihre glänzenden Erfolge. „Sie ist eine glänzende Erscheinung," diese Worte Darja Onisimownas klangen mir immer noch in den Ohren. Und ich fühlte auf einmal, daß ich auch mit Aufbietung aller Kraft mich nicht aus diesem Strudel herausarbeiten konnte, obgleich ich soeben verstanden hatte, mich zusammenzunehmen und zu schweigen und an Darja Onisimowna nach ihren erstaunlichen Mitteilungen keine weiteren Fragen zu richten! Ein maßloser Durst nach diesem Leben, nach dem Leben, das diese Menschen führten, benahm mir ordentlich den Atem, und . . . und noch ein anderer wonniger Durst, den ich bis zur Glückseligkeit und bis zu qualvollem Schmerze empfand. Meine Gedanken drehten sich im Wirbel herum; aber ich ließ sie sich im Wirbel herumdrehen . . . „Was ist da noch zu überlegen!" das war meine Empfindung. „Aber sogar Mama hat mir verschwiegen, daß Lambert hergekommen ist," dachte ich zusammenhanglos; „gewiß hat Wersilow ihr befohlen, davon zu schweigen . . . Ich will lieber sterben, als Wersilow nach Lambert fragen!" – „Wersilow," ging es mir wieder schnell durch den Kopf, „Wersilow und Lambert, oh, was ist das für eine Neuigkeit! Wersilow ist ein Hauptkerl! Er hat diesem Deutschen, dem Bjoring, mit jenem Briefe einen tüchtigen Schreck eingejagt; er hat sie verleumdet; la calomnie . . . il en reste toujours quelque chose, und der deutsche Höfling hat Angst vor einem Skandal bekommen – haha, und für sie ist es auch eine gute Lehre!" – „Lambert . . . ist er nicht etwa gar auch schon bis zu ihr vorgedrungen, dieser Lambert? Das fehlte noch! Aber warum sollte sie nicht auch mit ihm in Beziehung treten?"

Hier brach ich all diese unsinnigen Gedanken auf einmal ab und ließ voll Verzweiflung meinen Kopf auf das Kissen zurücksinken. „Nein, das soll nicht geschehen!" rief ich mit plötzlicher Entschlossenheit, sprang vom Bette auf, zog die Pantoffeln und den Schlafrock an und ging geradeswegs nach Makar Iwanowitschs Zimmer, als wäre dort eine Schutzwehr gegen alle Versuchungen und ein Rettungsanker, an dem ich mich halten könnte.

Es ist in der Tat möglich, daß ich diesen Gedanken damals mit aller Kraft meiner Seele empfand; warum wäre ich denn sonst so unaufhaltsam und plötzlich vom Bette aufgesprungen und in solcher Gemütsverfassung zu Makar Iwanowitsch hingestürzt?

III

Aber bei Makar Iwanowitsch fand ich ganz gegen mein Erwarten noch andere Personen anwesend: Mama und den Arzt. Da ich wunderlicherweise während des Hingehens die bestimmte Vorstellung gehabt hatte, daß ich den alten Mann allein treffen würde wie gestern, so blieb ich auf der Schwelle in stumpfer Verwunderung stehen. Aber ich hatte noch keine Zeit gehabt, ein finsteres Gesicht zu machen, als sogleich auch Wersilow hinzukam und nach ihm auf einmal auch Lisa ... Sie hatten sich also zufällig alle bei Makar Iwanowitsch versammelt, und zwar gerade zu einer Zeit, wo es mir unerwünscht war!

„Ich wollte mich nach Ihrem Befinden erkundigen," sagte ich, indem ich gerade auf Makar Iwanowitsch zuging.

„Danke, mein Lieber; ich hatte dich erwartet: ich wußte, daß du kommen würdest! Ich habe in der Nacht an dich gedacht."

Er blickte mir freundlich ins Gesicht, und ich konnte sehen, daß ich wohl derjenige war, den er von allen Anwesenden am liebsten hatte; aber ich bemerkte auch sofort unwillkürlich, daß, wenn auch sein Gesicht heiter aussah, doch die Krankheit in der Nacht Fortschritte gemacht hatte. Der Arzt hatte ihn kurz vorher sehr gründlich untersucht. Ich erfuhr später, daß dieser Arzt (derselbe junge Mensch, mit dem ich mich überworfen hatte, und der Makar Iwanowitsch gleich von dessen Ankunft an behandelte) dem Patienten große Aufmerksamkeit zuwandte und bei ihm eine ganze Komplikation verschiedener Krankheiten (ich verstehe nur nicht, sie mit den medizinischen Kunstausdrücken zu bezeichnen) annahm. Makar Iwanowitsch stand, wie ich auf den ersten Blick bemerkte, mit ihm schon auf dem besten freundschaftlichen Fuße; mir mißfiel das sofort – übrigens befand ich mich natürlich in diesem Augenblicke auch in recht unangenehmer Stimmung.

„Das wollte ich auch fragen, Alexander Semjonowitsch: wie geht es unserm lieben Kranken heute?" erkundigte sich Wersilow.

Wäre ich nicht so verstört gewesen, so wäre es mir vor allen Dingen höchst interessant gewesen, das Benehmen Wersilows gegen diesen alten Mann zu beobachten; daran hatte ich schon gestern gedacht. Ganz besonders fiel mir jetzt Wersilows außerordentlich sanfter, angenehmer Gesichtsausdruck auf, der den Eindruck völliger Aufrichtigkeit machte. Ich habe, glaube ich, schon früher einmal angemerkt, daß Wersilows Gesicht immer wunderbar schön wurde, sobald er es mit jemand auch nur einigermaßen gut und freundlich meinte.

„Ach, wir zanken uns immer," antwortete der Arzt.

„Sie zanken sich mit Makar Iwanowitsch? Das

kann ich nicht glauben; mit dem kann man sich nicht zanken."

„Aber er gehorcht gar nicht; er schläft nachts nicht ..."

„Na, nun höre aber auf, Alexander Semjonowitsch; du hast mich ja schon genug gescholten," sagte Makar Iwanowitsch lachend. „Nun, wie steht's, lieber Andrei Petrowitsch, wie ist man denn beim Gericht mit unserm Fräulein verfahren? Die hier ist schon den ganzen Morgen in Angst und Unruhe," fügte er, auf Mama zeigend, hinzu.

„Ach, Andrei Petrowitsch," rief Mama, die tatsächlich sehr beunruhigt war, „erzähle es uns doch recht schnell und quäle uns nicht: wie ist denn die Sache der armen Person entschieden worden?"

„Unser Fräulein ist verurteilt!"

„Ach!" rief Mama.

„Aber nicht zur Verschickung nach Sibirien, beruhige dich, sondern nur zu fünfzehn Rubeln Strafe; es war die reine Komödie!"

Er setzte sich hin und der Arzt ebenfalls. Dieses Gespräch bezog sich auf Tatjana Pawlowna, und ich hatte von dieser Geschichte noch gar nichts erfahren. Ich saß links von Makar Iwanowitsch, und Lisa setzte sich mir gegenüber an seine rechte Seite; sie hatte offenbar einen eigenen, besonderen, erst von heute herrührenden Kummer, mit dem sie eben zu Mama gekommen war; der Ausdruck ihres Gesichtes war unruhig und aufgeregt. In diesem Augenblick trafen sich zufällig unsere Blicke, und ich dachte auf einmal im stillen: „Wir haben beide Schmach erlitten, und ich muß gegen sie den ersten Schritt zur Annäherung tun." Ein mildes Gefühl gegen sie erfüllte plötzlich mein Herz. Unterdessen begann Werssilow zu erzählen, was sich an diesem Morgen zugetragen hatte.

Die Sache war die, daß Tatjana Pawlowna an diesem Morgen beim Friedensgericht einen Prozeß mit ihrer Köchin gehabt hatte. Es war eine höchst unbedeutende Geschichte; ich habe schon erwähnt, daß die boshafte Finnländerin manchmal, wenn sie sich ärgerte, wochenlang schwieg und auf die Fragen ihrer Herrin kein Wort erwiderte; ich habe ebenfalls erwähnt, wie schwach sich ihr gegenüber Tatjana Pawlowna zeigte, die sich von ihr alles gefallen ließ und sich um keinen Preis dazu entschließen konnte, sie ein für allemal wegzujagen. Alle solchen psychologischen Kapricen alter Jungfern und alter Weiber sind in meinen Augen im höchsten Grade verächtlich und verdienen keinerlei Beachtung, und wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, diese Geschichte hier vorzutragen, so tue ich es einzig und allein deswegen, weil es dieser Köchin beschieden ist, später, im weiteren Verlaufe meiner Erzählung, eine nicht unbedeutende, verhängnisvolle Rolle zu spielen. Also endlich hatte Tatjana Pawlowna denn doch die Geduld verloren, und sie hatte der eigensinnigen Finnländerin, die ihr schon ein paar Tage lang nicht geantwortet hatte, eine Ohrfeige gegeben, was früher noch nie vorgekommen war. Die Finnländerin hatte auch da nicht den geringsten Laut hören lassen, war aber gleich an demselben Tage mit einem ehemaligen Schiffsfähnrich namens Osjotrow in Verbindung getreten, der an derselben Hintertreppe unten in einer Schlafstelle wohnte, sich mit allerlei Vertretungen vor Gericht abgab und natürlich im Kampf ums Dasein die Leute zum Prozessieren antrieb. Schließlich war Tatjana Pawlowna vor den Friedensrichter zitiert worden, und auch Werssilow hatte aus irgendwelchem Grunde bei der Untersuchung der Sache als Zeuge erscheinen müssen.

Das alles erzählte Werssilow außerordentlich munter

und scherzhaft, so daß sogar Mama lachte; er stellte sowohl Tatjana Pawlowna als auch den Schiffsfähnrich und die Köchin mit schauspielerischer Kunst dar. Die Köchin hatte dem Gerichte gleich von vornherein erklärt, sie beantrage eine Geldstrafe; „denn wenn das gnädige Fräulein sitzen muß, für wen soll ich dann kochen?" Auf die Fragen des Richters hatte Tatjana Pawlowna überaus hochmütig geantwortet und es sogar verschmäht, sich zu verteidigen; vielmehr hatte sie ihre Aussage mit den Worten geschlossen: „Ich habe sie geschlagen und werde sie auch wieder schlagen," wofür sie sofort „wegen ungebührlicher Antwort vor Gericht" in eine Geldstrafe von drei Rubeln genommen worden war. Der Schiffsfähnrich, ein langaufgeschossener magerer junger Mensch, hatte angefangen, zur Verteidigung seiner Klientin eine lange Rede zu halten, war aber schmählich aus dem Kontext gekommen und hatte den ganzen Saal zum Lachen gebracht. Die Verhandlung war bald zum Ende gelangt, und Tatjana Pawlowna war verurteilt worden, der beleidigten Marja fünfzehn Rubel zu bezahlen. Sie hatte unverzüglich ihr Portemonnaie herausgeholt und das Geld hingeben wollen, wobei der Schiffsfähnrich sofort herangetreten war und die Hand ausgestreckt hatte, um es in Empfang zu nehmen; aber Tatjana Pawlowna hatte seine Hand beinahe mit einem Schlage beiseite geschoben und sich an Marja gewandt. „Lassen Sie doch, gnädiges Fräulein, bemühen Sie sich deswegen nicht, schreiben Sie es auf die Rechnung; mit dem hier werde ich schon selbst abrechnen." – „Nun sieh mal bloß, Marja, was hast du dir da für einen langen Laban genommen!" hatte Tatjana Pawlowna, auf den Schiffsfähnrich zeigend, gesagt; sie hatte sich furchtbar darüber gefreut, daß Marja endlich wieder mit ihr redete. – „Ja,

ein langer Laban ist er schon, gnädiges Fräulein," hatte Marja mit schlauer Miene geantwortet; „haben Sie die Kotelette heute mit Erbsen befohlen? ich habe vorhin nicht ordentlich gehört, ich mußte schnell hierher." – „Ach nein, mit Kohl, Marja; aber bitte, laß sie nicht wieder anbrennen wie gestern." – „Nein, ich werde mir heute besondere Mühe geben, gnädiges Fräulein; bitte, gestatten Sie mir Ihre Hand!" und sie hatte zum Zeichen der Versöhnung ihrem gnädigen Fräulein die Hand geküßt. Kurz, sie hatte den ganzen Saal erheitert.

„Nein, was ist diese Tatjana Pawlowna für eine Person!" sagte Mama kopfschüttelnd, sehr zufrieden sowohl mit der Nachricht als auch mit Andrei Petrowitschs Art zu erzählen; aber sie blickte verstohlen voller Unruhe nach Lisa hin.

„Sie hat schon von klein auf einen starken Charakter gehabt," sagte Makar Iwanowitsch lächelnd.

„Galle und Müßiggang," bemerkte der Arzt.

„Bin ich das, die mit dem starken Charakter und die mit der Galle und dem Müßiggange?" sagte Tatjana Pawlowna, die plötzlich zu uns ins Zimmer trat; sie war anscheinend sehr guter Laune. „Aber du, Alexander Semjonowitsch, solltest nicht solchen Unsinn reden; du kennst mich doch schon von der Zeit an, als du erst zehn Jahre alt warst; da wirst du ja gesehen haben, was ich für eine Müßiggängerin bin; und an der Galle behandelst du selbst mich schon ein ganzes Jahr lang und kannst mich nicht gesund machen; also bist du es, der sich da zu schämen hat. Na, nun habt ihr euch wohl genug über mich lustig gemacht; ich danke dir, Andrei Petrowitsch, daß du dich meinetwegen auf das Gericht bemüht hast. Na, und was machst du, lieber Makar; ich bin nur hergekommen, um mich nach dir zu erkundigen,

nicht nach dem da;" sie zeigte auf mich, schlug mir aber sofort freundschaftlich mit der Hand auf die Schulter; ich hatte sie noch nie in so heiterer Stimmung gesehen. „Nun, wie steht es mit ihm?" schloß sie, indem sie sich mit besorgtem, ernstem Gesichte an den Arzt wandte.

„Er will sich ja nicht ins Bett legen; und wenn er so aufsitzt, schwächt er nur seine Kräfte."

„Aber ich sitze ja nur ein klein bißchen da, wenn Leute hier sind," murmelte Makar Iwanowitsch mit kindlich bittendem Gesichte.

„Ja, das ist eine besondere Passion von uns; wir haben es gar zu gern, wenn die Leute um uns herumsitzen und wir ein bißchen schwatzen können; ich kenne doch den guten Makar Iwanowitsch," sagte Tatjana Pawlowna.

„Na aber, was bist du kribblig," sagte wieder, zum Arzte gewendet, lächelnd der Alte; „du läßt ja gar nicht mit dir reden; warte einen Augenblick und erlaube, daß ich etwas sage: ich werde mich schon nach deiner Weisung hinlegen, mein Teuerster, aber bei uns pflegt man zu sagen: ‚Wenn sich einer hinlegt, steht er am Ende nicht wieder auf,' – das ist es, mein Freund, was für mich im Hintergrunde steht."

„Na ja, wußte ich es doch, daß ein Volksaberglaube dahintersteckt: ‚wenn ich mich hinlege, stehe ich am Ende nicht wieder auf,' – das ist es, was die Leute aus dem Volke sehr oft fürchten, und da wollen sie dann während der Krankheit lieber auf den Beinen bleiben, als sich im Krankenhause ins Bett legen. Sie aber, Makar Iwanowitsch, haben einfach Sehnsucht, Sehnsucht nach der Freiheit, nach der Landstraße, das ist Ihre ganze Krankheit; Sie haben sich des längeren Wohnens an einem Orte entwöhnt. Sie sind ja ein sogenannter Pilger! Na, und das Vagabundieren

wird ja bei unserem Volke beinahe zur Leidenschaft. Das habe ich nicht selten bei Leuten aus dem Volke beobachtet. Unser Volk ist in höherem Maße als alle andern ein vagabundierendes."

„Also ist Makar deiner Ansicht nach ein Vagabund?" fiel ihm Tatjana Pawlowna in die Rede.

„Oh, so meine ich es nicht; ich habe den Ausdruck in seinem allgemeinen Sinne gebraucht. Na, er ist ja ein religiöser Vagabund, ein gottesfürchtiger Vagabund, aber doch immer ein Vagabund ... Ich sage das vom medizinischen Standpunkte aus ..."

„Ich kann Ihnen versichern," wandte ich mich auf einmal an den Arzt, „daß Vagabunden eher Sie und ich und alle hier Anwesenden genannt zu werden verdienen, aber nicht dieser alte Mann, von dem Sie und ich noch viel lernen können; denn er hat einen festen Halt im Leben, wir aber, so viele wir unser hier sind, nicht ... Übrigens, wie könnten Sie das begreifen!"

Ich hatte das offenbar in scharfem Tone gesagt; aber das hatte ich auch gewollt. Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich immer noch dasaß; ich war wie von Sinnen.

„Was hast du denn nur?" fragte Tatjana Pawlowna und sah mich mißtrauisch an. „Na, wie findest du ihn, Makar Iwanowitsch?" fragte sie, indem sie mit dem Finger auf mich zeigte.

„Gott segne ihn; er ist ein feiner Kopf," erwiderte der Alte mit ernster Miene; aber bei den Worten „ein feiner Kopf" fingen fast alle an zu lachen.

Ich bezwang mich mit Anstrengung; am lautesten von allen lachte der Arzt. Recht übel war es, daß ich damals nichts von der Verabredung wußte, die sie vorher getroffen

hatten. Werssilow, der Arzt und Tatjana Pawlowna hatten sich schon vor drei Tagen verabredet, Mama mit aller Macht von den üblen Ahnungen und Befürchtungen in betreff Makar Iwanowitschs abzubringen, dessen Zustand viel schlimmer und hoffnungsloser war, als ich damals ahnte. Dies war der Grund, weshalb diese drei Personen Scherze machten und sich Mühe gaben zu lachen. Nur war der Arzt dumm und verstand es natürlich nicht, Scherze zu machen: davon kam denn nachher auch die ganze Geschichte her. Wenn ich ebenfalls von ihrer Verabredung Kenntnis gehabt hätte, so hätte ich den Skandal, der sich begab, nicht hervorgerufen. Lisa wußte auch nichts davon.

Ich saß da und hörte nur mit halbem Ohre zu; sie redeten und lachten, ich aber hatte Darja Onisimowna mit ihren Nachrichten im Kopfe und konnte die Vorstellung von dieser Person nicht los werden; es war mir immer, als säße sie noch vor mir und sähe mich an und stände vorsichtig auf und würfe einen Blick in das andere Zimmer. Schließlich lachten sie auf einmal alle laut auf. Tatjana Pawlowna hatte, ich weiß absolut nicht, aus welchem Anlaß, den Arzt einen gottlosen Menschen genannt. „Na, ihr Ärzte, ihr seid doch sämtlich gottlose Menschen! . . ."

„Makar Iwanowitsch!" rief der Arzt, indem er auf sehr dumme Manier tat, als sei er beleidigt worden und suche nun einen Schiedsrichter, „bin ich ein gottloser Mensch oder nicht?"

„Du ein gottloser Mensch? Nein, du bist kein gottloser Mensch," antwortete der Alte ruhig und ernst und blickte ihn unverwandt an. „Nein, Gott sei Dank!" fügte er, den Kopf schüttelnd, hinzu, „du bist ein heiterer Mensch."

„Und wer heiter ist, der ist auch nicht gottlos!" bemerkte der Arzt ironisch.

„Darin steckt etwas Wahres," sagte Werssilow ohne eine Spur von Lachen.

„Das ist ein vorzüglicher Gedanke!" rief ich unwillkürlich, von dieser Idee frappiert.

Der Arzt blickte uns fragend an.

„Vor diesen Gelehrten, vor eben diesen Professoren" (wahrscheinlich hatten sie vorher etwas von den Professoren gesagt), begann Makar Iwanowitsch, die Augen ein wenig niederschlagend, „vor denen hatte ich damals große Furcht; ich war ihnen gegenüber ängstlich, denn mehr als jeden andern fürchtete ich die Gottlosen. Ich dachte: ‚Ich habe nur eine einzige Seele in mir; wenn ich die zugrunde richte, kann ich mir keine andere suchen.' Na, aber dann faßte ich Mut: ‚Ach was,' dachte ich, ‚sie sind ja keine Götter, sondern ebenso geringe Menschen wie wir.' Und ich war auch sehr neugierig: ‚Ich werde da erfahren,' dachte ich, ‚was es mit der Gottlosigkeit für eine Bewandtnis hat.' Nur ist mir nachher selbst diese Neugier vergangen, mein Freund."

Er verstummte, hatte aber offenbar die Absicht, immer mit demselben stillen, ruhigen Lächeln weiterzureden. Es gibt eine Treuherzigkeit, die allen und jedem Vertrauen schenkt und nicht argwöhnt, daß jemand über sie spotten könne. Solche Menschen sind immer beschränkt; denn sie tragen kein Bedenken, das Wertvollste, was ihr Herz enthält, dem ersten besten zu zeigen. Aber mit Makar Iwanowitsch stand es meines Erachtens doch anders, und es war etwas anderes, was ihn zum Reden trieb, nicht nur harmlose Treuherzigkeit: man merkte, daß er für seine Ansichten Propaganda machen wollte. Ich bemerkte mit Vergnügen auf seinem Gesichte ein leises, anscheinend sogar schlaues Lächeln, wenn er sich an den Arzt, und vielleicht auch wenn

er sich an Werssilow wandte. Das Gespräch war offenbar eine Fortsetzung der Diskussionen, die sie früher in dieser Woche veranstaltet hatten; aber in diesem Gespräche kam unglücklicherweise wieder derselbe verhängnisvolle Ausdruck vor, der mich am vorhergehenden Tage so elektrisiert hatte; nun veranlaßte er mich zu einem ausfälligen Benehmen, das ich bis auf den heutigen Tag bedauere.

„Vor einem gottlosen Menschen", fuhr der Alte mit ernster, gesammelter Miene fort, „würde ich mich vielleicht auch jetzt fürchten; die Sache ist nur die, Freund Alexander Semjonowitsch: einem wirklich Gottlosen bin ich überhaupt noch nie begegnet, wohl aber statt ihrer Ruhelosen; denn so muß man sie richtiger nennen. Dazu gehören allerlei Leute; man kann sich gar nicht vorstellen, eine wie bunte Gesellschaft das ist: da sind große und kleine, dumme und gelehrte; sogar Leute aus dem niedrigsten Stande finden sich darunter, und alle sind sie von Ruhelosigkeit geplagt. Denn ihr ganzes Leben lang lesen sie und legen das Gelesene aus, sich an der Süßigkeit der Bücher sättigend; sie selbst aber verbleiben immer in Verständnislosigkeit und Zweifel und können nicht zur Klarheit gelangen. Der eine hat sich ganz und gar entblößt, nimmt das aber selbst nicht mehr wahr. Ein anderer hat sich härter gemacht als Stein; aber in seinem Herzen gären allerlei Phantasien. Wieder ein anderer ist gefühllos und leichtsinnig und will weiter nichts als spotten und lachen. Mancher hat sich aus den Büchern nur die Blümchen herausgesucht, und zwar nach seinem eigenen Geschmack; er selbst aber ist ruhelos und kann zu keinem Urteil kommen. Und ich sage noch einmal: es gibt da viel Mißbehagen. Ein geringer Mensch leidet Not; er hat kein Brot, weiß nicht,

wie er seine Kinderchen ernähren soll, schläft auf hartem Stroh; aber das Herz in der Brust ist ihm heiter und leicht; und auch wenn er sündigt und sich grob benimmt, ist ihm doch das Herz leicht. Aber ein großer Herr hat sein gutes Essen und Trinken und sitzt auf einem Haufen Gold; aber in seinem Herzen steckt doch immer dieselbe Unruhe. Manch einer hat alle Wissenschaften durchstudiert; aber aus der Unruhe kommt er doch nicht heraus. Und ich denke mir, je mehr der Verstand zunimmt, um so mehr nimmt auch das Mißbehagen zu. Und wenn man noch bedenkt: sie lehren nun schon, solange die Welt steht; aber was haben sie denn Gutes gelehrt, wodurch die Welt ein recht schöner, heiterer, freudenreicher Wohnsitz würde? Und ich will noch eins sagen: sie haben keine edle Schönheit und wollen sie auch nicht haben; alle sind sie ins Verderben geraten, aber ein jeder lobt die Art des Verderbens, und sich der einigen Wahrheit zuzuwenden, daran denkt er nicht; das Leben ohne Gott ist aber nur eine einzige Qual. Und so kommt es darauf hinaus, daß wir eben das verfluchen, wodurch wir erleuchtet werden, und das selbst nicht wissen. Und was liegt auch für Vernunft darin: der Mensch kann überhaupt nicht existieren, ohne sich vor etwas zu beugen; ein solcher Mensch erträgt sich selbst nicht, kein Mensch kann das. Und wenn der Mensch Gott absetzt, so beugt er sich vor einem Götzen, einem hölzernen oder einem goldenen oder einem bloß gedachten. Götzendiener sind das alles, nicht Gottlose; so muß man sie nennen. – Na, aber wie sollte es keine Gottlosen geben? Es gibt Menschen, die geradezu gottlos sind; aber die sind viel furchtbarer als jene, weil sie mit dem Namen Gottes auf den Lippen einhergehen. Ich habe zu wiederholten Malen von ihnen gehört; aber zusammengetroffen bin ich mit ihnen überhaupt

noch nicht. Es gibt aber solche, mein Freund, und ich meine, es ist sogar notwendig, daß es welche gibt."

„Es gibt solche, Makar Iwanowitsch," bekräftigte Wersilow dies plötzlich, „und es ist notwendig, daß es welche gibt."

„Sicherlich gibt es welche, und es ist notwendig, daß es welche gibt!" rief ich unwillkürlich, unhemmbar und leidenschaftlich; ich weiß nicht, warum, aber Wersilows Ton bezauberte mich, und in dem Satze: „Es ist notwendig, daß es welche gibt," lag für mich ein Gedanke, der mich fesselte. Dieses Gespräch war mir ganz unerwartet gekommen. Aber in diesem Augenblicke begab sich etwas ebenfalls ganz Unerwartetes.

IV

Es war ein außerordentlich heller Tag. Das Rouleau in Makar Iwanowitschs Zimmer war früher auf Anordnung des Arztes gewöhnlich den ganzen Tag über heruntergelassen gewesen; aber jetzt befand sich am Fenster nicht ein Rouleau, sondern ein Vorhang von der Art, daß der obere Teil des Fensters nicht verdeckt war; diese Einrichtung war getroffen worden, weil es dem Alten bei dem früheren Rouleau unbehaglich gewesen war, daß er die Sonne so gar nicht sah. Und da hatten wir nun gerade bis zu dem Augenblicke dagesessen, wo die Sonnenstrahlen auf einmal dem alten Makar Iwanowitsch gerade ins Gesicht schienen. Im Eifer des Gespräches hatte er das anfänglich nicht beachtet, sondern mechanisch, während er redete, mehrmals den Kopf seitwärts gebeugt, weil das grelle Licht seine kranken Augen sehr belästigte und reizte. Mama, die neben ihm stand, hatte schon einige Male unruhig nach dem Fenster geblickt; das Richtige wäre gewesen, das Fenster einfach mit irgend etwas vollständig zu verhängen; aber um das Gespräch

nicht zu unterbrechen, kam sie auf den Gedanken, zu versuchen, ob sie nicht die Fußbank, auf der Makar Iwanowitsch saß, nach rechts zur Seite rücken könnte: es war nur nötig, sie um eine oder höchstens zwei Handbreit zu bewegen. Mama hatte sich schon mehrmals niedergebeugt und die Fußbank angefaßt, sie aber nicht wegziehen können; die Fußbank mit dem darauf sitzenden Makar Iwanowitsch hatte sich nicht gerührt. Makar Iwanowitsch, der ihre Anstrengungen fühlte, aber im Eifer des Gespräches nur ganz unbewußt, hatte mehrmals versucht, sich ein wenig zu erheben; aber die Beine hatten ihm den Dienst versagt. Mama fuhr jedoch trotzdem fort, sich anzustrengen und zu ziehen, und all das machte Lisa schließlich furchtbar nervös. Es waren mir schon ein paar funkelnde, zornige Blicke von ihr aufgefallen; aber ich hatte im ersten Augenblick nicht gewußt, worauf ich sie zurückführen sollte, und überdies nahm mich das Gespräch vollständig in Anspruch. Da hörten wir auf einmal, wie sie mit scharfer Stimme den alten Makar Iwanowitsch beinahe anschrie:

„So heben Sie sich doch wenigstens ein klein bißchen in die Höhe; Sie sehen doch, wie Mama sich abquält!"

Der Alte sah sie schnell an, verstand sie sofort und versuchte eilig, sich ein wenig zu erheben, aber das gelang ihm nicht; er hob sich eine Handbreit in die Höhe und sank dann wieder auf die Fußbank zurück.

„Ich kann nicht, liebes Kind," antwortete er in klagendem Tone und sah Lisa mit einem Ausdrucke an, welcher besagte, daß er gewiß gehorchen würde, wenn er nur könnte.

„Reden können Sie so viel, daß man ein ganzes Buch damit anfüllen könnte; aber sich zu rühren, dazu sind Sie nicht imstande?"

„Aber Lisa!“ rief Tatjana Pawlowna.

Makar Iwanowitsch machte wieder eine außerordentliche Anstrengung.

„So nehmen Sie doch den Krückstock, er liegt ja neben Ihnen, und richten Sie sich mit dem Krückstock auf!“ sagte Lisa noch einmal scharf.

„Da hast du auch recht!“ versetzte der Alte und griff sofort eilig nach dem Stocke.

„Wir müssen ihn einfach aufheben!“ sagte Wersilow aufstehend; der Arzt setzte sich ebenfalls in Bewegung, auch Tatjana Pawlowna sprang auf; aber sie hatten noch nicht Zeit gehabt heranzutreten, als Makar Iwanowitsch, mit aller Kraft sich auf seinen Krückstock stützend, sich plötzlich erhob, mit frohem Triumphgefühl auf seinem Platze dastand und rings um sich blickte.

„Da bin ich doch in die Höhe gekommen!“ sagte er ordentlich stolz und lächelte fröhlich. „Ich danke dir auch, liebes Kind, du hast mich belehrt; und ich hatte schon gedacht, daß die lieben Beinchen mir gar nicht mehr gehorchten . . .“

Aber er stand nicht lange so da; er hatte das kaum gesagt, als auf einmal der Stock, auf den er sich mit dem ganzen Gewichte seines Körpers stützte, auf dem Teppich ausrutschte und er, da „die lieben Beinchen“ ihm fast gar keinen Halt gaben, von seiner ganzen Höhe polternd auf den Fußboden stürzte. Das war, wie ich mich erinnere, ein geradezu furchtbarer Anblick. Alle schrien auf und stürzten hin, um ihm aufzuhelfen, aber er hatte sich, Gott sei Dank, bei dem Falle nicht beschädigt; er war nur schwer und geräuschvoll mit beiden Knien auf den Fußboden geschlagen, hatte aber noch Zeit gehabt, die rechte Hand vor sich hin zu halten und sich auf sie zu stemmen. Er wurde

aufgehoben und auf das Bett gesetzt. Er war sehr blaß geworden, nicht vor Schreck, sondern von der Erschütterung. (Der Arzt hatte bei ihm zu allem andern auch eine Herzkrankheit gefunden.) Mama war ganz außer sich vor Schreck. Und auf einmal wandte sich Makar Iwanowitsch, obwohl er noch ganz blaß aussah, am ganzen Leibe zitterte und anscheinend noch nicht recht wieder zur Besinnung gekommen war, an Lisa und sagte mit beinahe zärtlich klingender, leiser Stimme zu ihr:

„Nein, liebes Kind, die lieben Beinchen stehen wirklich nicht mehr!"

Ich kann gar nicht sagen, was für einen Eindruck diese Worte damals auf mich machten. Die Sache war die, daß in den Worten des armen alten Mannes nicht der geringste Klang einer Klage oder eines Vorwurfes lag; vielmehr war ohne weiteres deutlich, daß er gleich von Anfang an in Lisas Worten absolut nichts Übles gefunden und ihr Anschreien für berechtigt gehalten hatte, da er solche Schelte verdient habe. Alles dies übte auf Lisa eine außerordentlich starke Wirkung aus. In dem Augenblicke des Falles war sie wie alle übrigen aufgesprungen und hatte ganz leichenblaß und natürlich von tiefem Schmerz ergriffen dagestanden, da sie an allem schuld war; aber als sie diese Worte hörte, wurde sie plötzlich in demselben Augenblicke über das ganze Gesicht dunkelrot vor Scham und Reue.

„Nun ist's aber genug!" kommandierte Tatjana Pawlowna auf einmal. „Das kommt alles von diesem Gerede her! Es ist Zeit, daß wir auseinandergehen; das führt zu nichts Gutem, wenn der Arzt selbst so ein Geschwätz veranstaltet."

„Sie haben ganz recht," stimmte ihr Alexander Sem-

jonowitsch bei, der um den Kranken beschäftigt war. „Ich habe einen Fehler begangen, Tatjana Pawlowna; er braucht Ruhe!"

Aber Tatjana Pawlowna hörte nicht auf ihn; sie blickte etwa eine halbe Minute lang schweigend und unverwandt Lisa ins Gesicht.

„Komm her, Lisa, und küsse mich alte Närrin, wenn du magst," sagte sie dann zu meiner Überraschung.

Und sie küßte sie, ich weiß nicht wofür, aber gerade das war die richtige Handlungsweise; beinahe wäre ich selbst auf Tatjana Pawlowna zugestürzt, um sie zu küssen. Denn jetzt mußte man Lisa nicht durch Vorwürfe ganz zu Boden drücken, sondern das neue, schöne Gefühl, das sich jetzt zweifellos in ihr regte, mit freudiger Anerkennung begrüßen. Aber statt auch meinerseits solche Empfindungen zu äußern, stand ich plötzlich auf und begann mit fester Stimme und in scharfem Tone:

„Makar Iwanowitsch, Sie haben wieder den Ausdruck ‚edle Schönheit' gebraucht, und ich habe mich gerade gestern und alle diese Tage her mit diesem Ausdruck gequält ... und überhaupt habe ich mich mein ganzes Leben lang gequält; ich habe früher nur nicht gewußt, worüber. Dieses Zusammentreffen der Ausdrücke halte ich für eine Fügung des Schicksals, beinahe für ein Wunder. Ich spreche das in Ihrer Gegenwart aus ..."

Aber ich wurde sofort unterbrochen. Ich bemerke noch einmal: ich wußte nichts von ihrer Verabredung über Mama und Makar Iwanowitsch; und von mir glaubten sie natürlich auf Grund früherer Erfahrungen, daß ich zu jedem derartigen Skandal fähig sei.

„Bringt ihn zum Schweigen, bringt ihn zum Schweigen!" schrie Tatjana Pawlowna voller Wut. Mama zitterte.

Makar Iwanowitsch bekam, als er das allgemeine Erschrecken sah, selbst einen Schreck.

„Arkadi, hör auf!" rief Wersilow ernst.

„Für mich, meine Herrschaften," fuhr ich noch lauter fort, „für mich ist es geradezu ein häßlicher Anblick, Sie alle neben diesem kleinen Kinde" (ich wies auf Makar hin) „zu sehen. Hier ist nur eine Heilige, das ist Mama; aber auch die . . ."

„Sie erschrecken ihn!" sagte der Arzt nachdrücklich.

„Ich weiß, daß ich der ganzen Welt feindlich gegenüberstehe," stammelte ich (oder etwas in dieser Art); aber nachdem ich noch einmal rings um mich geschaut hatte, richtete ich einen herausfordernden Blick auf Wersilow.

„Arkadi!" rief er wieder, „eine ganz ebensolche Szene hat hier schon einmal zwischen uns stattgefunden. Ich bitte dich inständig, beherrsche dich jetzt!"

Ich kann es gar nicht beschreiben, mit was für einer tiefen Empfindung er das sagte. Eine große, aufrichtige, schmerzliche Traurigkeit prägte sich auf seinem Gesichte aus. Das Erstaunliche war aber dabei, daß er wie schuldbewußt aussah: ich war der Richter und er der Verbrecher. Alles das brachte mich um den Rest meiner Vernunft.

„Ja!" schrie ich ihm zur Antwort zu, „eine ganz ebensolche Szene fand statt, als ich Wersilow begrub und aus meinem Herzen riß . . . Aber damals folgte eine Auferstehung von den Toten, jetzt jedoch . . . jetzt bricht kein Morgen mehr an! Aber . . . aber ihr alle hier werdet sehen, wozu ich fähig bin: ihr ahnt nicht einmal, was ich euch zeigen kann!"

Nach diesen Worten stürzte ich davon, nach meinem Zimmer. Wersilow lief mir nach . . .

V

Ich bekam einen Rückfall; es trat ein überaus heftiger Fieberanfall ein, und in der Nacht redete ich irre. Aber das tat ich nicht die ganze Nacht hindurch: dazwischen hatte ich auch zahllose Träume, eine lange Kette, die gar nicht aufhören wollte. Von diesen Träumen hat sich einer oder wenigstens das Bruchstück eines Traumes meinem Gedächtnisse für das ganze Leben eingeprägt. Ich teile ihn hier ohne jeden Kommentar mit; er war prophetisch, und ich kann ihn nicht weglassen.

Ich befand mich plötzlich, mit irgendeiner großen, stolzen Absicht im Herzen, in einem geräumigen, hohen Zimmer, aber nicht bei Tatjana Pawlowna; ich erinnere mich an das Zimmer sehr genau, was ich hier vorgreifend bemerke. Aber obgleich ich allein da war, so hatte ich trotzdem ununterbrochen das beunruhigende, qualvolle Gefühl, daß ich doch nicht allein war, daß ich erwartet wurde, und daß man von mir etwas erwartete. Irgendwo hinter der Tür saßen Leute und warteten auf das, was ich tun würde. Es war ein unerträgliches Gefühl: „o wäre ich doch allein!" Und auf einmal trat „sie" herein. Sie sah schüchtern aus; sie fürchtete sich gewaltig; sie blickte mir in die Augen. In meiner Hand hatte ich jenes Schriftstück. Sie lächelte, um mich in ihre Bande zu schlagen; sie schmeichelte mir; ich bemitleidete sie, aber ich begann einen starken Widerwillen zu empfinden. Plötzlich bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. Ich warf das Schriftstück auf den Tisch und sagte mit unbeschreiblicher Verachtung: „Bitten Sie mich nicht erst darum; da ist es; ich wünsche von Ihnen nichts! Ich räche mich für allen mir angetanen Schimpf durch Verachtung!" Ich verließ das Zimmer, fast erstickend von maßlosem Stolze. Aber an der Tür, im Dunkeln, bekam

mich Lambert zu fassen! „Schafskopf, Schafskopf!" flüsterte er mir nachdrücklich zu, indem er mich an der Hand festhielt; „sie wird auf der Wasili-Insel ein Pensionat für adlige junge Mädchen einrichten müssen" (NB., das hieß: sie werde das tun müssen, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, wenn ihr Vater durch mich von dem Schriftstück Kenntnis erhalten, sie enterbt und aus dem Hause gejagt haben werde. Ich schreibe Lamberts Worte buchstäblich her, so wie ich sie geträumt habe).

„Arkadi Makarowitsch sucht die ‚edle Schönheit'," hörte ich Anna Andrejewnas Stimme irgendwo nahebei, ebendort auf der Treppe; aber ihre Worte klangen nicht wie ein Lob, sondern wie unerträglicher Spott. Ich kehrte mit Lambert in das Zimmer zurück. Aber als „sie" Lambert erblickte, fing sie plötzlich an zu lachen. Meine erste Empfindung war ein furchtbarer Schreck, ein solcher Schreck, daß ich stehen blieb und nicht nähertreten wollte. Ich sah sie an und traute meinen Augen nicht; es war, als hätte sie plötzlich eine Maske von ihrem Gesichte abgenommen: es waren dieselben Züge, aber jeder Zug war gewissermaßen zu maßloser Frechheit entstellt. „Den Kaufpreis, gnädige Frau, den Kaufpreis!" schrie Lambert, und nun lachten sie beide noch ärger; mir aber wollte das Herz aufhören zu schlagen: „Oh, ist diese schamlose Person wirklich dieselbe Frau, von der ein Blick ausreichte, um mein Herz von tugendhaften Empfindungen erglühen zu lassen?"

„Da sieht man es, wozu sie um des Geldes willen fähig sind, diese stolzen Leute aus den höchsten Kreisen!" rief Lambert! Aber das schamlose Weib ließ sich nicht einmal durch diese Worte in Verlegenheit bringen; sie lachte gerade darüber, daß ich so erschrocken war. Oh, sie war bereit, den Kaufpreis zu zahlen, das sah ich, und . . . was ging mit

mir vor? Ich fühlte weder Mitleid noch Ekel mehr; ich zitterte wie noch nie in meinem Leben ... Ein neues, unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner, ein Gefühl, wie ich es überhaupt noch nie gekannt hatte, ein Gefühl stark wie die ganze Welt ... Oh, jetzt war ich nicht mehr imstande fortzugehen, um keinen Preis! Oh, wie es mir gefiel, daß sie so schamlos war! Ich ergriff ihre beiden Hände; die Berührung ihrer Hände erschütterte mich qualvoll, und ich näherte meinen Mund ihren frechen, roten, vor Lachen zitternden Lippen, die mich riefen.

Oh, hinweg mit dieser unwürdigen Erinnerung! Verfluchter Traum! Ich schwöre, daß vor diesem abscheulichen Traume in meinem Geiste kein Gedanke vorhanden gewesen ist, der diesem schändlichen Gedanken auch nur im entferntesten ähnlich gewesen wäre. Nicht einmal unwillkürlich war eine solche Vorstellung in meiner Einbildungskraft entstanden, obgleich ich das Schriftstück in der Tasche eingenäht trug und manchmal mit einem seltsamen Lächeln nach der Tasche fühlte. Woher kam es denn nun, daß dies alles auf einmal in völlig fertiger Gestalt vor mein geistiges Auge trat? Das kam daher, daß in mir eine Spinnenseele steckte! Das bedeutet, daß dies alles schon längst in meinem unsittlichen Herzen geboren war und dort still lag, daß aber das Herz sich im wachen Zustande noch schämte und der Verstand es noch nicht wagte, sich etwas Ähnliches mit Bewußtsein vorzustellen. Aber im Traume stellte meine Seele selbst alles, was in meinem Herzen war, vor mich hin und breitete es vor mir aus, in vollkommener Deutlichkeit, in einem ganz klaren Bilde und – in prophetischer Form. Und war es wirklich das gewesen, was ich ihnen hatte „zeigen" wollen, als ich am Vormittag aus Makar Iwanowitschs Zimmer hinausgelaufen war? Aber genug

jetzt: vorläufig nichts weiter davon! Dieser Traum, den ich hatte, ist eines der merkwürdigsten Ereignisse meines Lebens.

Drittes Kapitel

I

Nach drei Tagen stand ich am Morgen aus dem Bette auf und hatte, als ich mich auf die Füße stellte, auf einmal die Empfindung, daß ich nun nicht mehr bettlägerig sei. Ich fühlte mit aller Entschiedenheit, daß meine Genesung nahe war. Alle diese kleinen Einzelheiten würden es vielleicht nicht verdienen, aufgezeichnet zu werden; aber es kamen damals für mich ein paar Tage, die, wenn auch an ihnen nichts Besonderes vorging, mir doch alle als besonders erquickend und ruhig im Gedächtnis geblieben sind, und das ist in meinen Erinnerungen eine Seltenheit. Meinen Gemütszustand genauer darzulegen beabsichtige ich vorläufig nicht; wenn der Leser erführe, wie derselbe beschaffen war, würde er es gewiß nicht glauben. Das alles wird sich nachher besser aus den Tatsachen erklären. Einstweilen aber sage ich nur das eine: möge der Leser an die Spinnenseele denken! Und eine solche Seele hatte ein Mensch, der von den Seinen und von der ganzen Welt um der „edlen Schönheit" willen weggehen wollte! Der Durst nach „edler Schönheit" war im höchsten Maße in mir vorhanden, das war ganz sicher der Fall; aber wie es möglich war, daß er sich in mir mit Gott weiß was für anderen Arten von Durst vertrug, das ist für mich ein Geheimnis. Und das ist mir auch immer ein Geheimnis gewesen, und ich habe mich schon tausendmal über die Fähigkeit des Menschen (und insonderheit, wie ich glaube, des

Russen) gewundert, in seiner Seele das höchste Ideal zu hegen neben der tiefsten Gemeinheit, und alles mit völliger Aufrichtigkeit. Ist das nun eine besondere Großzügigkeit beim Russen, die ihn weit fördern wird, oder ist es einfach Gemeinheit? Das ist nun die Frage!

Aber lassen wir das! Wie es sich damit auch verhalten mochte, jedenfalls trat eine Windstille ein. Ich sah einfach ein, daß ich um jeden Preis so schnell wie möglich gesund werden mußte, damit ich so schnell wie möglich anfangen könne zu handeln, und darum entschloß ich mich, hygienisch zu leben und die Vorschriften des Arztes (mochte dieser persönlich sein, wie er wollte) zu beobachten; meine stürmischen Absichten aber verschob ich höchst verständig (eine Frucht der Großzügigkeit) auf den Tag, an dem ich zum erstenmal wieder ausgehen würde, also bis zu meiner Genesung. Auf welche Weise alle meine friedlichen Empfindungen und die genußreiche Freude über die Windstille es fertig brachten, sich mit dem qualvoll süßen, aufgeregten Pochen meines Herzens bei dem Vorgefühle der nahen stürmischen Entschlüsse zu vertragen, das weiß ich nicht; ich führe aber alles wieder auf die Großzügigkeit zurück. Aber die frühere Unruhe, die mich noch unlängst gequält hatte, war in mir nicht mehr vorhanden; ich hatte alles bis auf einen bestimmten Termin verschoben; ich zitterte nicht mehr, wie noch unlängst, vor dem, was die Zukunft bringen werde, sondern hatte das Gefühl eines reichen Mannes, der auf seine Mittel und auf seine Kräfte volles Vertrauen setzt. Mein Hochmut und meine Dreistigkeit gegenüber dem mich erwartenden Schicksal wurden immer größer, was, wie ich annehme, zum Teil von der tatsächlichen Genesung und der schnell wiederkehrenden Lebenskraft herkam. Diese paar Tage der endgültigen, tatsäch-

lichen Genesung sind es, an die ich auch jetzt noch mit vollem Genusse zurückdenke.

Oh, sie hatten mir alles verziehen, das heißt mein heftiges Benehmen, und das hatten dieselben Menschen getan, die ich, ihnen gerade ins Gesicht, häßlich genannt hatte! Das liebe ich an den Menschen; das nenne ich den Verstand des Herzens; jedenfalls zog mich dies damals sogleich wieder zu ihnen hin, selbstverständlich nur bis zu einem gewissen Grade. Wersilow und ich zum Beispiel unterhielten uns nach wie vor wie die besten Bekannten, aber nur bis zu einem gewissen Grade: sobald die Mitteilsamkeit zu groß zu werden begann (und das war manchmal der Fall), hielten wir uns beide sofort zurück, als ob wir uns über etwas ein bißchen schämten. Es gibt Fälle, in denen der Sieger nicht umhin kann, sich vor dem Besiegten zu schämen, sich gerade darüber zu schämen, daß er die Oberhand behalten hat. Der Sieger war augenscheinlich ich; und ich schämte mich denn auch.

An jenem Morgen, das heißt als ich nach dem Rückfall vom Bette aufstand, kam er zu mir, und da erfuhr ich von ihm zum erstenmal etwas über ihre gemeinsame damalige Verabredung in betreff Mamas und Makar Iwanowitschs; er fügte hinzu, der alte Mann fühle sich zwar leichter, aber der Arzt lehne es durchaus ab, für irgend etwas einzustehen. Ich gab ihm auch meinerseits von ganzem Herzen das Versprechen, mich künftig vorsichtiger zu benehmen. Während Wersilow mir damals alles dies mitteilte, bemerkte ich plötzlich zum ersten Male, daß er auch persönlich an diesem alten Manne lebhaften Anteil nahm, weit mehr, als ich es von einem Menschen, wie er, hätte erwarten können, und daß dieser ihm auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften sehr teuer war, und nicht nur um Mamas willen. Das

erregte sogleich mein Interesse, ja beinahe meine Verwunderung, und ich muß gestehen, ohne Wersilows Hinweise hätte ich an diesem alten Manne vieles unbeachtet gelassen und nicht gebührend gewürdigt, an diesem alten Manne, der eine der nachhaltigsten, originellsten Erinnerungen meines Herzens geworden ist.

Wersilow schien hinsichtlich meiner Beziehungen zu Makar Iwanowitsch nicht frei von Besorgnis zu sein, das heißt, er hatte weder zu meinem Verstande noch zu meinem Taktgefühle rechtes Zutrauen und war deshalb nachher sehr zufrieden, als er sah, daß auch ich manchmal Verständnis dafür zeigte, wie man mit einem Manne von ganz anderen Begriffen und Anschauungen verkehren muß, kurz, daß auch ich es verstand, erforderlichenfalls nachgiebig und großzügig zu sein. Ich gestehe auch (und ich glaube, mich dadurch nicht herabzuwürdigen), daß ich bei diesem Manne aus dem Volke in bezug auf manche Gefühle und Anschauungen etwas mir ganz Neues und Unbekanntes gefunden habe, etwas, was viel klarer und tröstlicher war als meine eigenen früheren Vorstellungen von diesen Dingen. Nichtsdestoweniger war es manchmal geradezu, um aus der Haut zu fahren, wenn man gewisse irrige Meinungen mit anhörte, an denen er mit der empörendsten Ruhe und Unerschütterlichkeit festhielt. Aber daran trug gewiß nur sein Mangel an Bildung die Schuld; denn sein Geist war recht gut organisiert, sogar so, daß ich unter den Menschen noch nichts Besseres in dieser Art getroffen habe.

II

Besonders anziehend war an ihm, wie ich schon oben bemerkt habe, seine außerordentliche Offenherzigkeit und das Fehlen jeder Spur von Eigenliebe; man ahnte,

daß sein Herz beinahe sündlos war. Er besaß eine „Heiterkeit" des Herzens und daher „edle Schönheit". Das Wort „Heiterkeit" liebte er sehr und bediente sich seiner häufig. Allerdings überkam ihn manchmal eine Art von krankhafter Verzücktheit, eine Art von krankhafter Rührung, was ich zum Teil darauf zurückführe, daß ihn das Fieber, genau genommen, diese ganze Zeit über nicht verließ; aber der „edlen Schönheit" tat das keinen Abbruch. Es gab da bei ihm auch Kontraste: neben einer erstaunlichen Treuherzigkeit, infolge deren er die ironische Färbung von Entgegnungen manchmal gar nicht bemerkte (oft zu meinem Ärger), trat bei ihm auch eine Art von feiner Schlauheit zutage, am häufigsten in polemischen Scharmützeln. Von Polemik aber war er ein großer Freund, wiewohl er manchmal nur so auf seine besondere Art polemisierte. Man merkte, daß er viel in Rußland herumgekommen war und vielerlei gehört hatte; aber ich wiederhole es: am meisten liebte er die Rührung und daher auch alles, was zu ihr hinführte, wie er denn auch selbst gern rührende Geschichten erzählte. Überhaupt erzählte er sehr gern. Ich habe ihn vieles erzählen hören, sowohl von seinen eigenen Pilgerfahrten als auch allerlei Legenden aus dem Leben der frühesten „Glaubensstreiter". Ich bin auf diesem Gebiete nicht bewandert, glaube aber, daß er bei diesen Legenden, die er größtenteils aus mündlichen Erzählungen einfacher Leute kannte, vieles aus eigener Phantasie umgemodelt hat. Manches konnte man einfach nicht ohne Widerspruch anhören. Aber trotz aller augenscheinlichen Umdichtungen oder auch geradezu Erfindungen kam immer eine in bewundernswerter Weise abgeschlossene Erzählung zutage, voll volksmäßigen Empfindens und immer von rührendem Charakter. Ich habe zum Beispiel von diesen Erzählungen

eine lange Legende von der Maria Ägyptiaca im Gedächtnisse. Von dieser Legende, wie fast von allen ähnlichen, hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Ich sage geradeheraus: es war fast unmöglich, das ohne Tränen mit anzuhören, und zwar nicht sowohl aus Rührung, sondern aus einem eigenartigen Entzücken: es atmete aus der Erzählung eine gewaltige Glut, vergleichbar jener von Löwen bevölkerten Sandwüste, in der die Heilige umherirrte. Indes will ich davon nicht weiter reden; ich bin da auch kein kompetenter Beurteiler.

Außer der Rührung gefielen mir an ihm auch gewisse manchmal sehr originelle Ansichten über einige sehr strittige Fragen aus dem Leben der Gegenwart. So zum Beispiel erzählte er einmal eine unlängst passierte Geschichte von einem entlassenen Soldaten; er selbst war beinahe Zeuge dieses Vorfalls gewesen. Ein Soldat kehrte nach Beendigung seiner Dienstzeit wieder in seine Heimat zu den Bauern zurück; aber es gefiel ihm nun nicht mehr, mit den Bauern zusammen zu leben, und auch er selbst gefiel den Bauern nicht. Der Mensch geriet auf Abwege, wurde Trinker und verübte einen Raub; beweiskräftige Indizien waren allerdings nicht vorhanden, aber er wurde doch verhaftet und vor Gericht gestellt. Bei der Gerichtsverhandlung hatte sein Verteidiger seine Unschuld schon so gut wie erwiesen (es waren eben keine Indizien da), als plötzlich der Angeklagte, der bis dahin immer nur stumm zugehört hatte, aufstand, den Verteidiger mit den Worten: „Nein, rede nur nicht weiter!" unterbrach und nun alles bis auf die geringste Einzelheit erzählte; er bekannte sich unter Tränen und voll Reue in ganzem Umfange schuldig. Die Geschworenen gingen hinaus und schlossen sich ein, um das Urteil zu finden; dann kamen sie alle wieder herein und

verkündeten: „Nicht schuldig.“ Alle Zuhörer schrien auf und freuten sich; der Soldat aber blieb, ohne sich zu rühren, an seinem Fleck stehen, wie wenn er in einen Pfahl verwandelt worden wäre, und verstand nichts davon; er verstand auch nichts von dem, was der Vorsitzende ihm bei der Freilassung zur Ermahnung sagte. So ging er nun wieder in die Freiheit hinaus und wollte es immer noch nicht glauben. Er wurde schwermütig, überließ sich seinen Gedanken, aß nicht und trank nicht, redete nicht mit anderen Menschen, und nach fünf Tagen hängte er sich, ohne ein Wort zu sagen, auf. „So geht es, wenn man mit einer Sünde auf dem Gewissen leben soll!“ schloß Makar Iwanowitsch. Diese Geschichte war ja natürlich wertlos, und man findet jetzt eine Unmenge ähnlicher in den Zeitungen; aber mir gefiel dabei der Ton des Erzählers und ganz besonders einige Ausdrücke, die entschieden einen neuen Gedanken enthielten. Als er zum Beispiel davon sprach, daß der Soldat nach der Heimkehr in sein Dorf den Bauern nicht gefallen hatte, drückte sich Makar Iwanowitsch so aus: „Man weiß doch, was ein Soldat ist: ein Soldat ist ein verpfuschter Bauer.“ Und als er dann von dem Advokaten sprach, der den Angeklagten beinahe losbekommen hätte, da sagte er ebenfalls: „Man weiß doch, was ein Advokat ist: ein Advokat ist ein gemietetes Gewissen.“ Diese beiden Ausdrücke brachte er heraus, ohne auf sie besondere Mühe verwandt zu haben und ohne sie überhaupt zu beachten; und dabei steckt doch in diesen beiden Ausdrücken eine vollständige, besondere Anschauung der beiden Gegenstände, und wenn diese Anschauung auch nicht die des ganzen niederen Volkes ist, so ist sie doch Makar Iwanowitschs eigene, die er nirgendher entlehnt hat! Diese Urteile des niederen Volkes über manche

Themata sind mitunter wirklich wundervoll in ihrer Originalität.

„Wie denken Sie aber über die Sünde des Selbstmordes, Makar Iwanowitsch?" fragte ich ihn bei demselben Anlaß.

„Der Selbstmord ist die größte menschliche Sünde," antwortete er mit einem Seufzer; „aber Richter darüber ist allein Gott der Herr; denn nur ihm allein ist alles bekannt, jede Grenze und jedes Maß. Wir aber müssen jedenfalls für einen solchen Sünder beten. Jedesmal, wenn du von einer solchen Sünde hörst, bete vor dem Schlafengehen inbrünstig für diesen Sünder, und wenn du auch nur einen Seufzer für ihn zu Gott emporsendest, ja sogar, wenn du ihn gar nicht gekannt hast, – um so wirksamer wird dein Gebet für ihn sein."

„Aber wird ihm mein Gebet helfen, wenn er schon gerichtet ist?"

„Aber warum bezweifelst du das? Viele, ach, viele glauben nicht an die Kraft der Fürbitte und veranlassen mit solcher Begründung unwissende Menschen dazu, Fürbitten zu unterlassen; aber höre du nicht auf sie, denn sie wissen selbst nicht, was sie für Torheit reden. Das Gebet eines noch Lebenden für einen Gerichteten ist wahrlich wirksam. Was meinst du, wie steht es um den, für welchen überhaupt niemand betet? Darum füge, wenn du vor dem Schlafengehen betest, am Schlusse hinzu: ‚Erbarme dich, Herr Jesus, auch aller derer, für die niemand betet!' Dieses Gebet ist gar wirksam und vor Gott angenehm. Und ebenso in bezug auf alle Sünder, die noch leben: ‚O Herr, wäge du selbst ihnen ihr Schicksal zu und errette alle Unbußfertigen!' das ist auch ein gutes Gebet."

Ich versprach ihm, so zu beten, da ich merkte, daß ich

ihm durch dieses Versprechen ein außerordentliches Vergnügen machen würde. Und wirklich strahlte eine helle Freude auf seinem Gesichte auf; aber ich beeile mich hinzuzufügen, daß er mich in solchen Fällen niemals von oben herab behandelte, nicht in der Art, wie wohl ein alter Mann einen unreifen jungen Mann behandelt; vielmehr hörte er sehr häufig auch mir, wenn ich über allerlei Gegenstände sprach, gern zu, sogar mit sehr lebhaftem Interesse; denn er sagte sich zwar, daß er es nur mit einem „Jüngling", wie er sich im höheren Stil ausdrückte, zu tun habe, hatte aber gleichzeitig ein Verständnis dafür, daß dieser „Jüngling" an Bildung hoch über ihm stand. Er sprach zum Beispiel sehr oft und sehr gern vom Einsiedlerleben und stellte dieses unvergleichlich viel höher als das Pilgerleben. Ich widersprach ihm lebhaft, indem ich mit allem Nachdruck auf den Egoismus der Einsiedler hinwies, die der Welt Valet sagten, ohne sich darum zu kümmern, welchen Nutzen sie der Menschheit hätten bringen können, und sich lediglich durch den egoistischen Gedanken, sich selbst zu retten, leiten ließen. Er verstand mich anfänglich nicht, und ich vermute sogar, daß er mich überhaupt nicht verstanden hat; aber er verteidigte das Einsiedlerleben eifrig: „Zu Anfang fühlt man sich allerdings nicht glücklich" (nämlich wenn man Einsiedler wird), „na, aber dann freut man sich von Tag zu Tag mehr, und dann schaut man bald auch Gott." In Erwiderung darauf entwarf ich ihm ein ausführliches Bild der nützlichen Tätigkeit eines Gelehrten, eines Arztes oder überhaupt eines Menschenfreundes in der Welt und versetzte ihn dadurch in ein wahres Entzücken, weil auch ich mit Wärme und Lebhaftigkeit sprach; er stimmte mir in einem fort zu: „So ist es, mein Lieber, so ist es; Gott segne dich, da denkst du ganz richtig;" aber

als ich geendet hatte, war er doch mit mir nicht ganz einverstanden, sondern sagte mit einem tiefen Seufzer: „So ist es, so ist es; aber wie wenige gibt es, die standhalten und sich nicht verlocken lassen? Das Geld ist zwar kein Gott, aber doch ein halber Gott, eine große Versuchung; und dann ist da noch das weibliche Geschlecht und der Zweifel und der Neid. Da vergessen dann die Menschen das Große und geben sich mit dem Kleinen ab. Anders in der Einsiedelei: da wird der Mensch stark zu jeder guten Tat. Und was gibt es denn in der Welt, mein Freund?" rief er mit tiefer Empfindung. „Ist nicht das Leben dort nur ein Spiel der Hoffnungen? Nimm eine Handvoll Sand und säe sie auf einen Stein; wenn dein gelber Sand auf dem Steine aufgeht, dann wird auch dein Spiel der Hoffnungen in der Welt Wirklichkeit werden, – so redet man bei uns. Und so sagt auch Christus: ‚Geh hin und verteile deinen Reichtum und werde ein Knecht aller!' Und dadurch wirst du unermeßlich viel reicher werden, als du vorher warst; denn nicht durch köstliche Speise, nicht durch prächtige Kleider, nicht durch Stolz und Neid wirst du glücklich sein, sondern durch die unermeßlich vermehrte Liebe. Nicht kleinlichen Reichtum erwirbst du dir, nicht hunderttausend Rubel, nicht eine Million, sondern die ganze Welt! Heutzutage sammeln wir unersättlich und verschwenden sinnlos; aber dann wird es keine Waisen und keine Bettler mehr geben, denn alle sind sie mein; alle sind sie meine Verwandten, alle habe ich sie erworben, alle bis auf den letzten mir erkauft! Heutzutage ist es keine Seltenheit, daß auch der Reichste und Vornehmste gegen die Zahl seiner Tage gleichgültig ist und selbst nicht mehr weiß, was für ein Vergnügen er sich ersinnen soll; dann aber werden sich deine Tage und Stunden vertausend-

fältigen, da du auch nicht eine einzige kleine Minute wirst verlieren wollen, sondern eine jede in Heiterkeit des Herzens auskosten wirst. Dann wirst du auch die Weisheit nicht nur aus Büchern erwerben, sondern du wirst mit Gott selbst von Angesicht zu Angesicht verkehren, und die Erde wird heller strahlen als die Sonne, und es wird keine Trauer sein und kein Seufzen, sondern nur ein einziges, herrliches Paradies ..."

Gerade diese Ausbrüche der Begeisterung waren es, glaube ich, die Wersilow ganz besonders liebte. Dieses Mal befand er sich selbst mit im Zimmer.

„Makar Iwanowitsch!" unterbrach ich ihn plötzlich; ich war selbst maßlos begeistert (ich habe jenen Abend genau in der Erinnerung); „aber wenn Sie so reden, dann predigen Sie ja den Kommunismus, den entschiedenen Kommunismus!"

Und da er noch nicht das geringste von der kommunistischen Lehre wußte, ja sogar dieses Wort zum ersten Male in seinem Leben hörte, so machte ich mich sogleich daran, ihm alles, was ich über diesen Gegenstand wußte, auseinanderzusetzen. Ich muß gestehen, meine Kenntnisse waren nur gering und unklar, und ich bin auch heute darin nicht sehr beschlagen; aber was ich wußte, das trug ich trotz alledem mit dem größten Eifer vor. Noch heutigen Tages erinnere ich mich mit Vergnügen an den gewaltigen Eindruck, den ich damit bei dem alten Manne hervorbrachte. Eigentlich war es nicht sowohl ein Eindruck als vielmehr beinahe eine Erschütterung. Dabei interessierte er sich lebhaft für die historischen Einzelheiten: „Wo? Wie? Wer hat dieses System aufgestellt? Wer hat das gesagt?" Beiläufig gesagt, ich habe die Beobachtung gemacht, daß dies überhaupt eine Eigenheit des gemeinen Mannes ist: er be-

gnügt sich nicht mit der allgemeinen Idee, wenn er sich interessiert, sondern verlangt unbedingt ganz bestimmte, genaue Einzelheiten. Ich aber wußte mit den Einzelheiten nicht recht Bescheid, und da Wersilow zugegen war, so schämte ich mich ein bißchen und wurde infolgedessen noch hitziger. Die Sache endete damit, daß Makar Iwanowitsch, der sehr gerührt war, schließlich nur bei jedem meiner Worte sagte: „Richtig, richtig!" aber offenbar nichts mehr verstand und den Faden verloren hatte. Darüber ärgerte ich mich; aber Wersilow brach auf einmal das Gespräch ab, stand auf und erklärte, es sei Zeit zum Schlafengehen. Wir waren damals alle beisammen, und es war schon spät. Als er ein paar Minuten darauf in mein Zimmer hereinblickte, fragte ich ihn sogleich, für was für einen Menschen er Makar Iwanowitsch halte, und wie er über ihn denke. Wersilow lächelte heiter (aber durchaus nicht über meine Irrtümer in betreff des Kommunismus; diese erwähnte er vielmehr gar nicht). Ich wiederhole es noch einmal: er hatte Makar Iwanowitsch entschieden liebgewonnen, und ich erhaschte auf seinem Gesichte oft ein sehr angenehmes Lächeln, wenn er dem alten Manne zuhörte. Übrigens hinderte ihn dieses Lächeln durchaus nicht, Kritik zu üben.

„Makar Iwanowitsch ist vor allen Dingen nicht ein Bauer, sondern ein Gutsknecht," antwortete er mit großer Bereitwilligkeit, „ein ehemaliger Gutsknecht und ehemaliger Diener, von einem Diener abstammend und als Diener geboren. Die Gutsleute und Diener haben in früherer Zeit an den Interessen des privaten, religiösen und geistigen Lebens ihrer Herrschaft in außerordentlichem Maße teilgenommen. Beachte nur, daß Makar Iwanowitsch sich bis auf den heutigen Tag am allermeisten für Ereignisse

aus dem Leben der Gutsherrschaften und der höheren Kreise interessiert. Du weißt noch nicht, welche Teilnahme er manchen Dingen entgegenbringt, die sich in der letzten Zeit in Rußland begeben haben. Weißt du wohl, daß er ein großer Politiker ist? Wenn du ihm erzählst, wo jemand Krieg führt, und ob wir Krieg führen werden, so macht ihm das mehr Freude, als wenn du ihm Honig zu essen gäbest. In früheren Zeiten habe ich ihn mit solchen Gesprächen geradezu glückselig gemacht. Vor der Wissenschaft hat er eine große Hochachtung, und von allen Wissenschaften liebt er am meisten die Astronomie. Bei alledem hat er sich zu einer selbständigen Anschauung durchgearbeitet, die schlechterdings unerschütterlich ist. Er hat seine Überzeugungen, die sowohl fest als auch hinreichend klar und vor allen Dingen aufrichtig sind. Bei vollständigem Mangel an Bildung bringt er es doch fertig, einen plötzlich durch eine unerwartete Bekanntschaft mit allerlei Begriffen in Erstaunen zu versetzen, deren Kenntnis man bei ihm nicht vermutet hätte. Er preist mit Begeisterung das Einsiedlerleben, würde aber um keinen Preis Einsiedler oder Mönch werden, weil er im höchsten Grade ein ‚Vagabund' ist, wie ihn Alexander Semjonowitsch so hübsch genannt hat (beiläufig gesagt: auf den bist du ganz ohne Grund böse). Na, was soll ich denn zu guter Letzt noch von ihm sagen: es steckt in ihm ein Stück von einem Künstler; er hat viele eigene Ausdrücke und Wendungen, aber auch entlehnte. Seine logischen Darlegungen haben leicht etwas Hinkendes; manchmal spricht er gar zu abstrakt; er hat Anfälle von Sentimentalität, aber diese Sentimentalität ist durchaus die beim niederen Volke übliche, oder, richtiger gesagt, es sind Anfälle eben jener beim niederen Volke allgemein vorhandenen Rührseligkeit, mit der das religiöse Gefühl des

niederen Volkes bei uns in Rußland so stark durchtränkt ist. Von seinem reinen Herzen und von dem Fehlen aller Bosheit will ich weiter nicht reden; das ist ein Punkt, über den wir beide nicht erst zu sprechen brauchen ..."

III

Um Makar Iwanowitschs Charakteristik zum Abschluß zu bringen, will ich eine seiner Erzählungen hier wiedergeben, und zwar gerade eine aus dem Privatleben. Der Charakter dieser Erzählungen war ein sonderbarer: richtiger aber würde man sagen, daß sie überhaupt keinen gemeinsamen Charakter hatten; eine moralische Lehre oder eine allgemeine Tendenz war nicht herauszumerken, abgesehen davon, daß sie alle mehr oder weniger rührsam waren. Aber es gab darunter auch solche, die nicht rührsam waren, sogar ganz heitere, sogar Spöttereien über liederliche Mönche, so daß er durch solche Erzählungen der sonst von ihm verfochtenen Ansicht geradezu schadete; ich machte ihm darüber auch eine Bemerkung, aber er verstand nicht, was ich sagen wollte. Manchmal war es schwer zu begreifen, was ihn eigentlich so zum Erzählen trieb, so daß ich mich mitunter sogar über seine Redseligkeit wunderte und sie zum Teil auf Rechnung seines hohen Alters und seines krankhaften Zustandes setzte.

„Er ist nicht mehr das, was er früher war," flüsterte mir Werssilow einmal zu; „er war früher doch nicht ganz so. Er wird bald sterben, weit schneller, als wir es denken, und man muß sich darauf gefaßt machen."

Ich habe vergessen zu sagen, daß sich bei uns eine Art von Abendgesellschaften herausgebildet hatte. Außer Mama, die nicht von Makar Iwanowitschs Seite wich, kam auch Werssilow abends immer in dessen Stübchen; auch ich kam

stets, und ich wußte auch nicht, wo ich sonst hätte bleiben sollen. In den letzten Tagen stellte sich auch Lisa fast immer ein, wiewohl sie später erschien als die andern und immer fast stumm dasaß. Ferner war auch Tatjana Pawlowna regelmäßig zugegen und seltener auch der Arzt. Mit dem Arzte war ich (das hatte sich auf einmal so gemacht) zu einem besseren Verhältnisse gelangt; allerdings nicht zu einem sehr guten, aber wenigstens waren die früheren heftigen Angriffe in Wegfall gekommen. Mir gefiel das einfache Wesen, das ich schließlich an ihm zu würdigen gelernt hatte, und eine gewisse Anhänglichkeit, die er gegen unsere Familie bewies, so daß ich endlich beschloß, ihm seinen ärztlichen Hochmut zu verzeihen; und außerdem brachte ich ihn durch Belehrung dahin, sich wenigstens die Hände zu waschen und die Nägel zu reinigen, wenn er schon nicht dazu zu bewegen war, reine Wäsche zu tragen. Ich setzte ihm geradezu auseinander, daß das mit Geckenhaftigkeit und Eleganz nichts zu schaffen habe, wohl aber Reinlichkeit naturgemäß zum Handwerk des Arztes gehöre, und bewies ihm das. Schließlich kam auch Lukerja häufig aus ihrer Küche an die Tür und hörte, hinter der Tür stehend, zu, wie Makar Iwanowitsch erzählte. Werssilow rief sie einmal hinter der Tür hervor und herein und forderte sie auf, sich zu uns zu setzen. Mir gefiel das; aber sie kam seitdem nicht mehr an die Tür. Sie hatte eben ihre eigenartigen Sitten!

Ich setze einer seiner Erzählungen, die ich wahllos herausgreife, hierher, einzig deswegen, weil ich sie am besten im Gedächtnisse behalten habe. Es ist dies eine Geschichte von einem Kaufmann, und ich glaube, daß solche Geschichten sich in unseren Städten und Städtchen zu Tausenden begeben; man muß nur verstehen, sie zu sehen. Wer es

wünscht, kann diese Geschichte überschlagen, um so mehr, als ich sie in seinem Stil erzählen werde.

IV

Bei uns in der Stadt Afimjewsk, da hat sich eine wunderbare Geschichte zugetragen, die ich jetzt erzählen werde. Es lebte da ein Kaufmann, er hieß Skotoboinikow, mit Vor- und Vatersnamen Maxim Iwanowitsch, und es war niemand in der ganzen Gegend reicher als er. Er hatte eine Kattunfabrik angelegt und beschäftigte einige Hundert Arbeiter, und er dünkte sich wer weiß wie viel zu sein. Und man muß sagen, daß alles nach seinem Winke ging, und selbst die Obrigkeit war ihm in keiner Sache hinderlich, und der Archimandrit bedankte sich bei ihm für seinen Eifer: denn er spendete dem Kloster sehr viel, und wenn es ihm einmal einfiel, so seufzte er sehr um seine Seele und machte sich nicht wenig Sorge um das zukünftige Leben. Er war Witwer und kinderlos; von seiner Frau erzählte man, er habe sie schon im ersten Jahre der Ehe geprügelt, wie er denn überhaupt von klein auf immer gern dreingeschlagen habe; aber das war schon lange her; sich aber von neuem durch eine Heirat zu binden, dazu hatte er keine Lust. Auch für das Trinken hatte er eine Schwäche, und wenn er so seine Periode hatte, so lief er in seiner Betrunkenheit nackt durch die Stadt und vollführte ein großes Geschrei: es ist ja keine feine Stadt, aber ein solches Benehmen war doch anstößig. Wenn aber die Periode wieder um war, dann wurde er zornig, und alles, was er sagte, war gut, und alles, was er befahl, war schön. Seinen Arbeitern aber zahlte er den Lohn ganz nach seinem Belieben; er nahm die Rechenmaschine vor und setzte die Brille auf: „Nun, Foma, wieviel bekommst du?" – „Seit

Weihnachten habe ich nichts bekommen, Maxim Iwanowitsch; neununddreißig Rubel habe ich gut." – „Ach was, so viel Geld! Das ist zu viel für dich; du bist vom Kopf bis zu den Füßen nicht so viel wert, das paßt gar nicht zu dir; zehn Rubel zieh ich dir ab, neunundzwanzig sollst du haben." Und der Mann schwieg dazu, denn niemand wagte zu muckſen, alle schwiegen sie.

„Ich weiß schon," sagte er, „wieviel ich einem jeden zweckmäßigerweise zu geben habe. Mit dem hiesigen Volke kann man nicht anders verfahren. Das hiesige Volk ist liederlich; ohne mich würden sie hier alle vor Hunger krepieren, so viel ihrer sind. Und ferner, das hiesige Volk ist diebisch; was es sieht, das schleppt es auch gleich weg; es besitzt kein Rechtsgefühl. Und ferner, es ist trunksüchtig; wenn man einem seinen Lohn auszahlt, so trägt er ihn in die Schenke, und dann sitzt er nackt in der Schenke, ohne einen Faden auf dem Leibe, und in diesem Zustande geht er hinaus. Und ferner benimmt er sich unwürdig: er setzt sich der Schenke gegenüber auf einen Stein und fängt an zu lamentieren: ‚Ach, meine liebe Mutter, warum hast du mich unglücklichen Säufer geboren? Hättest du doch mich unglücklichen Säufer gleich bei der Geburt erwürgt!' Kann man denn so einen überhaupt noch einen Menschen nennen? Ein Vieh ist er und kein Mensch; so einem muß man zu allererst Bildung beibringen; dann erst kann man ihm Geld in die Hände geben. Ich weiß schon, wann man ihm etwas geben darf."

So redete Maxim Iwanowitsch von den Leuten in Afimjewsk; und wenn es auch schlecht von ihm war, so zu reden, so war es doch auch wahr: die Leute waren wirklich willensschwach und konnten sich nicht beherrschen.

Es lebte in dieser selben Stadt auch ein anderer Kauf-

mann, und der starb; er war ein junger, leichtsinniger Mensch gewesen, hatte Bankerott gemacht und sein ganzes Vermögen verloren. Im letzten Jahre hatte er noch gezappelt wie ein Fisch auf dem Sande; aber dann war sein Lebensende herangekommen. Mit Maxim Iwanowitsch hatte er sich die ganze Zeit her schlecht gestanden und war ihm bedeutende Summen schuldig geblieben. Noch in seiner letzten Stunde hatte er Maxim Iwanowitsch verflucht. Er hinterließ eine noch junge Witwe und mit ihr auch fünf Kinder. Wenn eine Witwe nach dem Tode ihres Mannes allein zurückbleibt, das ist an sich schon wie eine Schwalbe ohne Nest, eine schwere Prüfung; und nun gar mit fünf kleinen Kindern, die sie nicht ernähren kann: ihr letztes Besitztum, ein hölzernes Häuschen, hatte ihr Maxim Iwanowitsch für die Schulden weggenommen. Und sie stellte sie alle in einer Reihe in der Vorhalle der Kirche auf: das älteste, ein Knabe, war acht Jahre alt; die übrigen, lauter Mädchen, folgten aufeinander in Abständen von einem Jahre; die älteste war vierjährig, und die jüngste trank noch an der Mutterbrust. Die Messe war zu Ende, Maxim Iwanowitsch kam heraus, und alle Kinderchen, die ganze Reihe, fielen vor ihm auf die Knie (das hatte die Mutter sie vorher gelehrt) und legten alle gleichmäßig die Händchen vor die Brust mit den Innenseiten zusammen; sie selbst aber hinter ihnen, mit dem fünften Kindchen auf dem Arm, verbeugte sich vor ihm in Gegenwart aller Leute bis zur Erde: „Väterchen, Maxim Iwanowitsch," sagten die älteren Kinder, „habe Mitleid mit uns armen Waisen; nimm uns nicht den letzten Bissen Brot; vertreibe uns nicht aus dem Hause, in dem wir geboren sind!" Und alle, die zugegen waren, fingen an zu weinen, so gut hatte die Mutter die Kleinen

unterwiesen. Sie dachte: „So vor allen Leuten wird er sich schämen, unbarmherzig zu sein, und wird den Waisen das Haus zurückgeben." Aber es kam anders. Maxim Iwanowitsch blieb stehen: „Du junge Witwe", sagte er, „willst bloß wieder einen Mann haben und weinst nicht um die Waisen. Dein verstorbener Mann hat mich noch auf dem Totenbette verflucht." Und damit ging er vorbei und gab ihnen das Haus nicht wieder. „Warum soll man sich durch die dummen Redensarten solcher Leute herumkriegen lassen?" sagte er. „Wenn man ihnen eine Wohltat erweist, schimpfen sie bloß noch ärger auf einen; das hat alles keinen Zweck, und das Gerede wird nur noch schlimmer." Und es ging auch wirklich ein Gerede, er habe dieser Witwe vor zehn Jahren, als sie noch unverheiratet war, heimlich Botschaft geschickt und ein großes Stück Geld geboten (denn sie war sehr schön), ohne daran zu denken, daß dies eine ebenso große Sünde ist, wie wenn jemand ein Gotteshaus zerstört; aber er hatte damals nichts erreicht. Und gerade derartige Schändlichkeiten beging er sowohl in der Stadt als auch im ganzen Gouvernement nicht wenige und kannte bei solchen Dingen gar kein Maß mehr.

Die Mutter weinte laut mit ihren Kleinen; er trieb die Waisen aus dem Hause, und zwar nicht bloß aus Herzensbosheit, sondern der Mensch weiß manchmal selbst nicht, was ihn dazu veranlaßt, auf seinem Willen zu bestehen. Na, anfangs halfen ihr mitleidige Leute, und dann ging sie auf Arbeit. Aber bei uns gibt es ja, außer in der Fabrik, wenig Gelegenheit, durch Arbeit etwas zu verdienen; hier scheuerte sie die Stuben, da jätete sie im Gemüsegarten Unkraut, dort heizte sie die Badestube, und immer mit dem kleinen Kinde auf dem Arme und unter

Tränen; und die vier andern liefen in der Nähe auf der Straße in ihren Hemdchen herum. Damals, als sie sie in der Vorhalle der Kirche hatte niederknien lassen, da hatten sie noch so leidliche Schuhchen und noch so leidliche Röckchen angehabt und hatten wie Kaufmannskinder ausgesehen: aber nun liefen sie schon barfuß umher; bei einem kleinen Kinde halten die Sachen nicht lange, das weiß man ja. Na, aber was machen sich die Kinderchen daraus? Wenn nur die liebe Sonne scheint, so freuen sie sich und empfinden das Elend nicht; sie sind wie die Vögelchen, und ihre Stimmchen klingen so hell wie Glöckchen. Die Witwe aber dachte: „Wenn es Winter wird, wo soll ich euch dann unterbringen? Wenn euch nur Gott dann zu sich nähme!" Aber es dauerte nicht einmal bis zum Winter. Es gibt da in unserer Gegend bei den Kindern einen Husten, den man Stickhusten nennt, und der sich von einem Kinde auf das andere überträgt. Zu allererst starb der Säugling, und darauf erkrankten auch die übrigen kleinen Mädchen, und die Mutter begrub die sämtlichen vier kleinen Mädchen, eines nach dem andern, in demselben Herbste. Eines von ihnen war allerdings auf der Straße von einem Wagen überfahren worden. Ja, und was meint ihr wohl? Sie schluchzte nur so bei den Beerdigungen: erst hatte sie ihnen den Tod gewünscht, und nun Gott sie zu sich genommen hatte, war sie traurig. So ist das Mutterherz!

Nur das älteste Kind, der Knabe, war ihr am Leben geblieben, und um den war sie in beständiger Angst und Sorge. Er war zart und schwächlich und hatte ein so liebliches Gesichtchen wie ein Mädchen. Sie brachte ihn nach der Fabrik zu seinem Paten, der dort als Verwalter angestellt war, und vermietete sich selbst bei einem Beamten als Kinderfrau. Aber eines Tages lief der Knabe

auf dem Hofe umher, und da kam auf einmal Maxim Iwanowitsch in seinem Zweispänner angefahren und war gerade wieder einmal angetrunken; der Knabe aber rannte von der Treppe herunter unversehens auf ihn los (er war nämlich gestolpert) und stieß ihn, wie er aus dem Wagen stieg, mit beiden Händen gerade gegen den Bauch. Der packte ihn bei den Haaren und schrie: „Wem gehört der Junge? Ruten her! Haut ihn hier gleich vor meinen Augen durch!" Der Knabe wurde leichenblaß. Sie schlugen ihn, und er schrie. „Du willst auch noch schreien? Haut ihn, bis er aufhört zu schreien!" Aber sie mochten ihn nun viel oder wenig schlagen, er hörte nicht auf zu schreien, bis er wie tot dalag. Da erschraken sie und hielten mit dem Schlagen inne; denn der Knabe atmete nicht und lag bewußtlos da. Später wurde gesagt, sie hätten ihn überhaupt nicht sehr geschlagen, er sei nur sehr schreckhaft gewesen. Auch Maxim Iwanowitsch hatte einen Schreck bekommen. „Wem gehört der Junge?" fragte er; es wurde ihm Auskunft gegeben; „na so was! Bringt ihn zu seiner Mutter; was hat er sich hier in der Fabrik herumzutreiben?" Darauf schwieg er zwei Tage lang und fragte dann wieder: „Wie geht es dem Jungen?" Aber dem Jungen ging es schlecht; er war krank geworden, lag bei der Mutter in deren elendem Kämmerchen (denn sie hatte aus diesem Anlaß ihre Stelle bei dem Beamten aufgegeben), und es hatte sich bei ihm eine Lungenentzündung entwickelt. „Na so was!" sagte Maxim Iwanowitsch; „und wovon? sag mal einer! Ja, wenn er stark geschlagen worden wäre; aber es ist ihm ja nur ein ganz kleiner Denkzettel verabreicht worden. Ich habe ja viele andere in ganz gleicher Weise durchhauen lassen, und es ist ohne all solche Torheiten abgegangen." Er wartete darauf, daß die Mutter

ihn verklagen würde, und schwieg aus Stolz. Aber wie wäre das möglich gewesen? Das wagte die Mutter gar nicht. So schickte er ihr denn aus eigenem Antriebe fünfzehn Rubel und einen Arzt; und zwar tat er das nicht, als ob er irgendwelche Furcht gehabt hätte, sondern einfach, weil er sich die Sache hatte durch den Kopf gehen lassen. Darauf aber kam bald wieder seine Trinkperiode, und er trank drei Wochen lang.

Der Winter ging vorüber, und gerade an dem höchsten Festtage, dem Ostersonntage, fragte Maxim Iwanowitsch wieder: „Wie geht es denn jenem Jungen?" Den ganzen Winter über hatte er geschwiegen und nicht gefragt. Und es wurde ihm geantwortet: „Er ist wieder gesund geworden und lebt bei seiner Mutter; und die geht immer auf Tagelohn." Da fuhr Maxim Iwanowitsch gleich an demselben Tage zu der Witwe hin, er ging nicht in das Haus hinein, sondern ließ sie ans Tor rufen; er selbst blieb in seinem Wagen sitzen: „Hör mal, du ehrsame Witwe," sagte er, „ich will deinem Sohne ein wirklicher Wohltäter sein und ihm grenzenlos viel Gutes erweisen: ich werde ihn von hier wegnehmen, zu mir, in mein Haus. Und wenn er mir nur ein wenig gefällt, so werde ich ihm ein ausreichendes Kapital verschreiben; wenn ich aber ganz mit ihm zufrieden bin, so kann ich ihn auch zum Erben meines ganzen Vermögens nach meinem Tode einsetzen wie einen leiblichen Sohn, aber unter der Bedingung, daß Euer Gnaden mein Haus außer an hohen Festtagen nicht betreten. Wenn du damit einverstanden bist, so bringe den Jungen morgen früh zu mir; er kann doch nicht immer nur mit Knöcheln spielen." Nach diesen Worten fuhr er davon und ließ die Mutter in einem Zustande völliger Fassungslosigkeit zurück. Die Leute, die von diesem

Anerbieten hörten, sagten zu ihr: „Wenn der Knabe heranwächst, wird er selbst es dir zum Vorwurf machen, daß du ihn eines solchen Glückes nicht hast teilhaftig werden lassen.“ Die ganze Nacht hindurch weinte die Mutter am Bette des Knaben; am Morgen aber brachte sie ihn hin. Der Knabe war mehr tot als lebendig.

Maxim Iwanowitsch kleidete ihn wie einen Herrensohn, nahm einen Lehrer für ihn an und ließ ihn sich sofort an die Bücher setzen, und es kam so weit, daß er ihn gar nicht mehr aus den Augen ließ, sondern immer um ihn war. Sowie der Knabe ein wenig pausierte, schrie er ihn auch schon an: „Setz dich ans Buch! Lerne etwas: ich will dich zu einem tüchtigen Menschen machen!“ Der Knabe aber war kränklich; gleich von der Zeit an, wo er geschlagen worden war, hatte er zu husten angefangen. „Hat er bei mir nicht ein gutes Leben?“ fragte Maxim Iwanowitsch verwundert. „Bei seiner Mutter ist er barfuß gelaufen und hat Brotrinden gekaut; woher kommt es, daß er jetzt noch kränklicher ist als früher?“ Der Lehrer aber erwiderte ihm: „Jeder Knabe muß auch umhertollen und nicht immer nur lernen; er braucht notwendig Bewegung,“ und er bewies ihm das alles mit Gründen. Maxim Iwanowitsch dachte nach und sagte dann: „Da hast du recht.“ Es war aber dieser Lehrer, namens Peter Stepanowitsch (Gott habe ihn selig), eigentlich ein Halbverrückter; er trank sehr viel, man konnte sogar sagen zuviel, und deswegen wurde er schon seit längerer Zeit aus jeder Stelle, die er bekam, bald wieder entlassen und lebte in der Stadt fast nur von milden Gaben; aber er besaß einen guten Verstand und war in den Wissenschaften wohlbewandert. „Ich müßte nicht hier sein,“ sagte er selbst von sich, „sondern Professor an einer Universität; hier bin ich im

Schmutz versunken, und selbst meine Kleider ekeln sich vor mir." Maxim Iwanowitsch setzte sich zu dem Knaben hin und schrie ihn an: „Tolle umher!" Der aber wagte in seiner Gegenwart kaum zu atmen. Und es kam so weit, daß das Kind nicht einmal seine Stimme ertragen konnte; gleich fing es am ganzen Leibe an zu zittern. Maxim Iwanowitsch aber wunderte sich immer mehr: „Es ist nicht aus ihm klug zu werden; ich habe ihn aus dem Schmutz herausgehoben, ihn in drap de dames gekleidet; er trägt seidene Halbstiefelchen und ein Hemd mit Stickerei; wie einen Generalssohn halte ich ihn: warum ist er gegen mich nicht zutunlich? Warum schweigt er immer wie ein kleiner Wolf?" Und obgleich alle Leute schon längst aufgehört hatten, sich über Maxim Iwanowitsch zu wundern, so wunderten sie sich jetzt doch wieder über ihn: der Mensch hatte seine Natur vollständig geändert; er hing an diesem kleinen Knaben und konnte gar nicht von ihm lassen. „Ich will nicht am Leben bleiben," sagte er, „wenn ich diesen Zug nicht aus seinem Charakter ausrotte. Sein Vater hat mich auf seinem Totenbette, nachdem er schon das Abendmahl genommen hatte, noch verflucht; diesen Charakterzug hat der Knabe von seinem Vater geerbt." Er bestrafte ihn niemals mit Schlägen (seit jenem Male hatte er davor Furcht); aber er verschüchterte ihn, das war's. Er verschüchterte ihn ohne Schläge.

Und da trug sich nun folgendes zu. Eines Tages war Maxim Iwanowitsch gerade eben erst aus dem Zimmer hinausgegangen, da sprang der Knabe von seinem Buche auf und stieg auf einen Stuhl: es war ihm vorher sein Ball auf die Chiffoniere geflogen, und den wollte er sich nun wieder holen; und da blieb er mit dem Ärmel an einer auf der Chiffoniere stehenden Porzellanlampe hängen;

die Lampe fiel krachend auf den Fußboden und zerbrach in kleine Stücke; es schallte durch das ganze Haus, und es war ein kostbarer Gegenstand, sächsisches Porzellan. Maxim Iwanowitsch hörte es vom dritten Zimmer aus und brüllte vor Zorn. In größter Angst rannte der Knabe davon, ohne zu überlegen, wohin; er lief auf die Veranda hinaus und durch den Garten und durch das Hinterpförtchen geradeswegs an das Flußufer. Aber am Flußufer zieht sich dort ein Boulevard entlang; es stehen dort alte Weidenbäume, und es ist eine hübsche Gegend. Er lief zum Wasser hinunter (die Leute sahen es), gerade bei der Stelle, wo die Fähre anlegt; und da schlug er die Hände zusammen (er erschrak wohl vor dem Wasser) und stand wie festgewurzelt. Der Fluß aber ist dort breit und hat eine schnelle Strömung, und es fahren dort Frachtschiffe vorüber; auf dem gegenüberliegenden Ufer sind Läden und ein freier Platz, und es steht da eine Kirche mit goldglänzenden Kuppeln. Und da kam gerade die Frau Oberst Fersing mit ihrem Töchterchen eilig zum Anlegeplatz der Fähre, um überzufahren; es lag nämlich dort ein Infanterieregiment in Garnison. Das Töchterchen, ebenfalls ein Kind von ungefähr acht Jahren, hatte ein weißes Kleidchen an; sie sah den Knaben an und lachte, in der Hand aber trug sie so ein kleines Spankörbchen, wie sie die Bauern haben, und in dem Körbchen einen kleinen Igel. „Sehen Sie nur, liebe Mama," sagte sie, „wie der Junge mein Igelchen ansieht." – „Nein," antwortete die Frau Oberst, „er ist über etwas erschrocken. Worüber bist du denn so erschrocken, du netter Junge?" (So haben sie das alles nachher erzählt.) „Und was für ein netter Junge es ist," sagte sie, „und wie gut gekleidet; wem gehörst du denn, Jungchen?" fragte sie. Er aber hatte noch

keinen Igel gesehen, trat näher heran, besah ihn und hatte schon alles vergessen – wie Kinder das eben machen! „Was ist denn das, was Sie da haben?" fragte er. – „Das ist ein Igel," sagte die Dame; „wir haben ihn soeben von einem Bauern gekauft; er hat ihn im Walde gefunden." – „Was ist das für ein Ding, ein Igel?" fragte er und lachte schon und tippte ihn mit dem Finger an; der Igel aber sträubte seine Stacheln, und das Mädchen freute sich über den Knaben. „Wir wollen ihn mit nach Hause nehmen und zahm machen," sagte sie. – „Ach," sagte er, „schenken Sie mir doch Ihren Igel!" Und er bat darum in so rührender Weise; aber kaum hatte er diese Bitte ausgesprochen, als auf einmal Maxim Iwanowitsch von oben, vom Abhang her, schrie: „Ah, da bist ja! Haltet ihn fest!" (er war so wütend, daß er ihm ohne Mütze vom Hause her nachgesetzt hatte). Da fiel dem Knaben alles wieder ein; er schrie auf, stürzte zum Wasser hin, drückte seine beiden kleinen Fäuste gegen die Brust, blickte gen Himmel (das haben die Leute gesehen, ja, das haben sie gesehen!) – und platsch! warf er sich ins Wasser. Na, die Leute schrien auf; einige stürzten sich an der Fähre ins Wasser und versuchten, ihn zu ergreifen, aber das Wasser hatte ihn schon fortgeführt; die Strömung war stark, und als man ihn endlich herauszog, hatte er schon zuviel Wasser geschluckt – er war tot. Er war ja nur schwach auf der Brust gewesen und hatte das Wasser nicht vertragen; und wieviel braucht denn auch ein solches Bürschchen? Und seit Menschengedenken war es in jenen Gegenden nicht vorgekommen, daß ein so kleines Kind sich das Leben genommen hätte! So eine Sünde! Und was kann dieses kleine Seelchen in jener Welt Gott dem Herrn antworten?

Über diesen Vorfall machte sich nun Maxim Iwano-

witsch seitdem viele Gedanken. Und der Mensch veränderte sich dermaßen, daß er gar nicht wiederzuerkennen war. Er war ganz tiefsinnig geworden. Er wollte es mit dem Trinken versuchen; er trank viel, ließ es dann aber wieder, weil es doch nicht half. Er fuhr auch nicht mehr nach der Fabrik; wenn ihm jemand etwas sagte, so hörte er nicht darauf hin; er schwieg dann nur oder winkte mit der Hand ab. So verbrachte er ungefähr zwei Monate; dann begann er mit sich selbst zu sprechen. Das in der Nähe der Stadt gelegene Dörfchen Waskowa war abgebrannt, neun Häuser waren ein Raub der Flammen geworden; Maxim Iwanowitsch fuhr hin, um es sich anzusehen. Die Abgebrannten umringten ihn jammernd; er versprach, ihnen zu helfen, und gab Befehl dazu; aber dann rief er seinen Verwalter und nahm alles wieder zurück. „Es soll ihnen nichts gegeben werden," sagte er, ohne einen Grund dafür anzugeben. „Gott hat mich", sagte er, „wie eine Art von Ungeheuer gesandt, um die Menschen niederzutreten; so mag es denn so sein! Wie der Wind", sagte er, „hat sich mein Ruf überallhin verbreitet." Der Archimandrit kam selbst zu ihm; er war ein ernster alter Mann und hatte im Kloster das Konvikt eingeführt. „Was ist denn mit dir?" fragte er ihn in strengem Tone. – „Hier steht es, was mit mir ist," anwortete Maxim Iwanowitsch, schlug das Neue Testament auf und zeigte dem Archimandriten die Stelle:

„Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist" (Matth. 18, 6).

„Ja," sagte der Archimandrit, „wenn das auch nicht geradezu von einem Falle, wie der deinige, gesagt ist, so steht es doch damit in Berührung. Es ist ein Unglück,

wenn ein Mensch das richtige Maß für sich verliert; ein solcher Mensch geht zugrunde. Du aber hast dich zu viel gedünkt."

Aber Maxim Iwanowitsch saß da, wie von einem Starrkrampf befallen. Der Archimandrit blickte ihn lange an.

„Höre zu," sagte er, „und präge es dir wohl ein! Es stehet geschrieben: ‚Die Worte eines Verzweifelten fliegen im Winde dahin.' Und bedenke noch dies, daß auch die Engel Gottes nicht vollkommen sind; vollkommen aber und sündlos ist nur unser Herr Jesus Christus; ihm dienen die Engel. Du hast ja aber den Tod dieses Knaben nicht gewollt, sondern bist nur unbedachtsam gewesen. Siehst du," sagte er, „eines erregt geradezu meine Verwunderung: du hast doch so viele noch schlimmere Übeltaten begangen, hast so viele Menschen an den Bettelstab gebracht, so viele ins Verderben gestürzt und zugrunde gerichtet, in ebenso sündhafter Weise, wie wenn du sie totgeschlagen hättest. Und sind nicht gerade die Schwestern dieses Knaben noch vor ihm alle dahingestorben, all die vier kleinen Kinderchen, und fast vor deinen Augen? Woher kommt es nun, daß dich gerade der Tod dieses einen so ergriffen hat? Alle früheren hast du ja, wie ich glaube, nicht bemitleidet; ja, du hast wohl nicht einmal an sie gedacht. Warum hat dich denn der Tod dieses Knaben so verstört, obwohl du doch daran nicht so besondere Schuld trägst?"

„Ich träume von dem Knaben," antwortete Maxim Iwanowitsch.

„Nun, und?"

Aber der machte ihm weiter keine Mitteilungen, sondern saß da und schwieg. Der Archimandrit wunderte sich, mußte aber wegfahren, ohne mehr gehört zu haben; es war da weiter nichts zu machen.

Und Maxim Iwanowitsch ließ den Lehrer, jenen Peter Stepanowitsch, zu sich rufen; seit dem Unglückstage hatten sie einander noch nicht wieder gesehen.

„Denkst du daran?" sagte er.

„Ja, ich denke daran," antwortete der andere.

„Du hast", sagte er, „hier für ein Wirtshaus Bilder mit Ölfarbe gemalt, und auch von dem Porträt des Bischofs hast du eine Kopie gemacht. Kannst du mir ein Bild mit Ölfarbe malen?"

„Ich kann alles," sagte der; „ich besitze jedes Talent", sagte er, „und kann alles."

„Nun, dann male mir ein ganz großes Bild, so groß wie die ganze Wand, und male darauf vor allen Dingen den Fluß, und den Abhang, und die Fähre; und es müssen auch alle Leute, die damals mit dabei waren, die müssen auch mit darauf sein. Auch die Frau Oberst und das Töchterchen müssen mit darauf sein, und auch der kleine Igel. Und auch das andere Ufer male mir hin; es soll zu sehen sein, wie es wirklich ist: die Kirche, und der freie Platz, und die Läden, und wo die Droschken stehen, – alles male mir so, wie es ist. Und da bei der Überfahrt den Knaben, dicht am Flusse, an eben jener Stelle, und er soll unbedingt die beiden kleinen Fäuste so gegen die Brust drücken, gegen die beiden Brustwarzen. So soll es unbedingt sein. Und auf dem andern Ufer mußt du vor ihm über der Kirche den Himmel auftun, und alle Engel im Himmelreiche müssen ihm entgegenfliegen. Kannst du das darstellen oder nicht?"

„Ich kann alles."

„Nicht als ob ich so einen Stiefel, wie du, nötig hätte; ich könnte mir auch den ersten Maler aus Moskau kommen lassen oder meinetwegen sogar aus London; aber du hast

sein Gesicht im Gedächtnis. Wenn er unähnlich wird oder nur wenig ähnlich, dann gebe ich dir nur fünfzig Rubel; aber wenn er ganz ähnlich wird, dann gebe ich dir zweihundert Rubel. Denk daran: die Augen waren blau ... Und es soll ein ganz, ganz großes Bild werden."

Es wurden alle Vorbereitungen getroffen, und Peter Stepanowitsch fing an zu malen; aber auf einmal kam er wieder an:

„Nein," sagte er, „in der Weise kann man das nicht malen."

„Warum denn nicht?"

„Weil diese Sünde, der Selbstmord, die größte von allen Sünden ist. Wie können ihn denn nach einer solchen Sünde die Engel empfangen?"

„Aber er war doch noch ein kleines Kind; er war unzurechnungsfähig."

„Nein, ein kleines Kind war er nicht mehr; er war doch schon herangewachsen, acht Jahre alt, als er das tat. Ein bißchen Rechenschaft wird er doch auch geben müssen."

Da erschrak Maxim Iwanowitsch noch mehr.

„Aber", sagte Peter Stepanowitsch, „ich habe mir das so ausgedacht: den Himmel wollen wir nicht auftun, und auch Engel zu malen ist hierbei nicht passend; aber ich werde aus dem Himmel, wie zu seiner Begrüßung, einen Strahl herabkommen lassen, nur so einen einzigen hellen Strahl; es ist ja ganz gleich, wenn nur etwas vom Himmel kommt."

So ließen sie denn den Strahl herabkommen. Ich habe selbst später das Bild gesehen, und diesen selben Strahl, und den Fluß; über die ganze Fläche hatte der Maler ihn hingezogen, ganz blau; und auch der kleine Knabe war da, beide Händchen preßte er gegen die Brust; und auch das

kleine Fräulein und das Igelchen, alles hatte er dargestellt. Aber Maxim Iwanowitsch ließ damals keinen Menschen das Bild sehen, sondern hielt es in seinem Zimmer vor jedem Auge verschlossen. Die Leute in der Stadt brannten vor Begierde, das Bild zu sehen; aber er ließ jeden, der kam, abweisen. Das gab ein großes Gerede. Peter Stepanowitsch aber war vor Stolz wie verrückt: „Ich kann jetzt geradezu alles," sagte er; „mein Platz ist jetzt nur am Hofe in Petersburg." Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch, aber er neigte zu maßloser Überhebung. Und so ereilte ihn sein Schicksal: sobald er die ganzen zweihundert Rubel bekommen hatte, fing er sogleich an zu trinken, allen Leuten sein Geld zu zeigen und zu prahlen; und als er in der Nacht betrunken war, erschlug ihn ein Kleinbürger aus unserer Stadt, mit dem er zusammen getrunken hatte, und raubte das Geld; das alles kam gleich am nächsten Morgen zutage.

Die ganze Sache aber nahm ein so merkwürdiges Ende, daß die Leute dort auch jetzt noch viel davon reden. Auf einmal kam Maxim Iwanowitsch wieder bei jener selben Witwe angefahren: sie hatte sich am Rande der Stadt bei einer Kleinbürgerin in einem elenden Häuschen eingemietet. Diesmal ging er ins Haus hinein, trat vor sie hin und verbeugte sich bis zur Erde. Sie aber war seit jenen Schicksalsschlägen krank und konnte sich kaum bewegen. „Mütterchen," bat er flehentlich, „ehrsame Witwe, heirate mich Unmenschen; mach es mir möglich, auf der Welt weiter zu leben!" Die sah ihn an und war mehr tot als lebendig. „Ich möchte," sagte er, „daß uns noch ein Knabe geboren werde, und wenn uns einer geboren wird, dann bedeutet das, daß uns jener Knabe verziehen hat, dir und mir. Das hat mir der Knabe befohlen." Sie

sah, daß der Mensch nicht seinen rechten Verstand hatte, sondern wie von Sinnen war; aber sie konnte sich doch nicht beherrschen, sondern antwortete ihm:

„Das ist lauter Torheit und nur seelische Schwäche. Durch diese selbe seelische Schwäche habe ich alle meine Kinderchen verloren. Ich kann nicht einmal Ihren Anblick ertragen, geschweige denn, daß ich eine solche lebenslängliche Qual auf mich nehmen sollte."

Maxim Iwanowitsch fuhr wieder weg, gab aber sein Vorhaben nicht auf. Die ganze Stadt erschallte von diesem wunderbaren Begebnis. Maxim Iwanowitsch aber schickte Brautwerberinnen zu ihr. Er ließ aus der Hauptstadt des Gouvernements zwei Tanten von sich kommen, die dort als Kleinbürgerinnen lebten. Ob es nun richtige Tanten waren oder nicht, jedenfalls waren es Verwandte von ihm, also für die Witwe eine Ehre; die fingen nun an, ihr zuzureden, suchten sie durch Schmeicheleien herumzubekommen und wichen gar nicht aus dem Hause. Er schickte auch Frauen aus der Stadt zu ihr, Kaufmannsfrauen, und die Gattin des ersten Geistlichen, und Beamtenfrauen; die ganze Stadt drang auf sie ein; sie aber antwortete mit heftigem Widerwillen: „Ja, wenn meine Waisen noch davon lebendig würden; aber was hat es jetzt für einen Zweck? Und wie sehr würde ich mich dadurch gegen meine Waisen versündigen!" Auch den Archimandriten hatte Maxim Iwanowitsch auf seine Seite gebracht, und der gab ihr zu verstehen: „Du kannst ihn zu einem neuen Menschen machen." Und sie entsetzte sich. Die Leute aber wunderten sich über sie: „Wie ist das nur möglich, ein solches Glück von sich zu stoßen?" Und nun hört, wodurch er schließlich ihren Widerstand doch besiegte! „Er ist doch immer ein Selbstmörder", sagte er, „und war kein kleines Kind mehr, sondern

schon herangewachsen, und im Hinblick auf sein Lebensalter wäre er nach einem Selbstmordversuche entschieden vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen worden; und daher hat er für seine Tat doch bis zu einem bestimmten Grade Gott dem Herrn Rechenschaft abzulegen. Wenn du aber meine Ehefrau wirst, so tue ich ein großes Gelübde: ich werde ein neues Gotteshaus erbauen, einzig und allein zum Gedächtnis seiner Seele." Diesem Grunde konnte sie nicht widerstehen, und sie willigte ein. So wurden sie denn getraut.

Und das schlug so aus, daß sich alle wunderten. Sie lebten gleich vom ersten Tage an in großer, ungeheuchelter Eintracht, beobachteten gewissenhaft ihre Pflichten als Eheleute und waren wie eine Seele in zwei Leibern. Sie wurde schon in demselben Winter schwanger, und sie besuchten nun viele Gotteshäuser und zitterten vor Gottes Zorne. Sie waren auch in drei Klöstern und merkten auf die Prophezeiungen, die sie da erhielten. Er erbaute seinem Gelübde gemäß eine Kirche und errichtete in der Stadt ein Krankenhaus und ein Armenhaus. Er setzte ein Kapital aus für Witwen und Waisen. Und er gedachte an alle, die er geschädigt hatte, und suchte es wieder gutzumachen; er gab in maßloser Weise Geld hin, so daß schon seine Frau und der Archimandrit ihm Einhalt taten und sagten: „Das ist bereits völlig ausreichend." Maxim Iwanowitsch gehorchte ihnen, nur sagte er: „Ich habe damals Foma zu wenig Lohn gegeben." Nun, Foma bekam das Seinige. Foma aber fing geradezu an zu weinen und sagte: „Ich war ja auch so schon . . . ich war auch ohne das ganz zufrieden und werde lebenslänglich für Sie beten." Alle waren durch dieses Verhalten ganz gerührt, und es bestätigte sich die Wahrheit des Sprichwortes, daß ein gutes

Beispiel belebend wirkt. Und die Leute dort sind gutherzig.

Die Leitung der Fabrik übernahm nun die Frau selbst, und sie machte das so gut, daß noch jetzt davon gesprochen wird. Zu trinken hatte er nicht aufgehört; aber sie fing an, ihn gerade in der betreffenden Zeit zu beobachten und ihn dann zu kurieren. Seine Art zu sprechen wurde ruhig und gemessen, und sogar seine Stimme veränderte sich. Er wurde außerordentlich mitleidig, sogar gegen die Tiere: wenn er vom Fenster aus sah, wie ein Bauer sein Pferd unbarmherzig mit der Peitsche gegen den Kopf schlug, so schickte er sogleich hin und kaufte ihm das Pferd für das Doppelte des Wertes ab. Auch hatte er die Gabe der Tränen erhalten: er brach immer in Tränen aus, wenn jemand mit ihm von etwas Rührendem zu reden anfing. Als aber für die Frau die Zeit gekommen war, da erhörte Gott endlich die Gebete der beiden und schenkte ihnen einen Sohn, und Maxim Iwanowitsch wurde zum erstenmal seit jenem Ereignisse wieder heiter; er verteilte viele Almosen, erließ viele Schulden und lud die ganze Stadt zur Taufe ein. Er hatte die ganze Stadt eingeladen; aber als er am andern Tage aus seinem Zimmer kam, machte er ein Gesicht finster wie die Nacht. Die Frau sah, daß mit ihm etwas vorgegangen war, und brachte ihm den Neugeborenen: „Der Knabe", sagte sie, „hat uns verziehen; unsere Tränen um ihn und unsere Gebete für ihn haben ihn gerührt." Es muß aber gesagt werden, daß sie über diesen Gegenstand während des ganzen Jahres niemals auch nur ein Wort miteinander gesprochen hatten; sie hatten beide diesen Gedanken nur in ihrem Herzen bewahrt. Und Maxim Iwanowitsch sah sie an mit einem Gesicht finster wie die Nacht und sagte: „Freue dich nicht zu früh; er ist

das ganze Jahr über nicht gekommen; aber in dieser Nacht ist er mir wieder im Traum erschienen." – „Da drang bei diesen schrecklichen Worten zum ersten Male die Angst auch in mein Herz ein," äußerte sie später.

Und nicht umsonst hatte Maxim Iwanowitsch von dem Knaben geträumt. Kaum hatte er das ausgesprochen, als beinahe sozusagen in demselben Augenblicke etwas mit dem Neugeborenen vorging: er erkrankte plötzlich. Und das Kind war acht Tage lang krank, und sie beteten unermüdlich und riefen Ärzte herbei und ließen den allerersten Arzt aus Moskau auf der Eisenbahn kommen. Der Arzt kam und wurde sehr ärgerlich: „Ich bin der allererste Arzt," sagte er; „ganz Moskau wartet auf mich." Er verschrieb dem Kinde Tropfen und reiste eilig wieder ab. Achthundert Rubel nahm er mit. Aber das Kindchen starb am Abend.

Und was geschah danach? Maxim Iwanowitsch verschrieb sein ganzes Besitztum seiner lieben Frau, übergab ihr alle seine Kapitalien und Dokumente und erledigte alles regelrecht und in gesetzlicher Ordnung; dann aber trat er vor sie hin und verbeugte sich vor ihr bis zur Erde: „Laß mich ziehen, teure Gattin," sagte er, „damit ich meine Seele rette, solange es noch möglich ist. Wenn es mir nicht gelingt, für meine Seele einen Erfolg zu erzielen, so werde ich nicht mehr zurückkehren. Ich bin hart und grausam gewesen und habe anderen das Leben schwer gemacht; aber ich meine, daß der Herr das Leid und die Pilgerfahrten, die mir bevorstehen, nicht unbelohnt lassen wird; denn all dies zu verlassen ist kein kleines Kreuz und kein kleines Leid." Und seine Frau redete ihm unter vielen Tränen gütlich zu, er möchte doch dableiben: „Du bist jetzt der einzige, den ich auf der Erde habe; auf wen soll ich mich stützen, wenn du mich verläßt? Ich habe dich in diesem

Jahre von Herzen lieb gewonnen," sagte sie. Und die ganze Stadt suchte ihn einen ganzen Monat lang von seinem Vorhaben abzubringen, und sie baten ihn und wollten ihn mit Gewalt zurückhalten. Aber er hörte nicht auf sie und ging heimlich in einer Nacht fort und kehrte nicht mehr zurück. Und wie man hört, zieht er noch bis auf den heutigen Tag mühselig in Geduld als Pilger umher und schickt seiner lieben Frau jährlich einmal Nachricht von sich.

Viertes Kapitel

I

Ich komme jetzt zu der endgültigen Katastrophe, die den Schluß meiner Aufzeichnungen bilden soll. Aber um fortfahren zu können, muß ich vorher vorgreifen und etwas darlegen, was ich zur Zeit meines Handelns noch nicht wußte, sondern erst viel später erfuhr und mir daher auch erst viel später völlig erklären konnte, das heißt damals, als bereits alles zu Ende war. Auf andere Weise verstehe ich mich nicht verständlich zu machen, da ich alles würde in Rätseln schreiben müssen. Und daher setze ich eine schlichte, einfache Darlegung hierher, unter Verzicht auf das sogenannte Kunstprinzip, und tue so, als ob nicht ich es wäre, der dies schreibt, sondern schreibe ohne Anteilnahme meines Herzens, in der Art eines Zeitungsentrefilets.

Die Sache ist die, daß mein Schulfreund Lambert mit vollem Rechte zu jenen schändlichen kleinen Halunken gezählt werden mußte, die sich in Banden zusammentun, um Erpressungen zu verüben – ein Vergehen, für das man jetzt im Strafgesetzbuch eine Definition gesucht und eine Strafe festgesetzt hat. Die Bande, bei welcher Lambert mit tätig gewesen war, hatte sich in Moskau gebildet gehabt und dort

eine ziemliche Anzahl übler Streiche ausgeführt (in der Folge ist ihr Treiben zum Teil aufgedeckt worden). Ich habe später gehört, daß sie in Moskau eine Zeitlang einen höchst erfahrenen, klugen Anführer gehabt hätten, einen schon älteren Mann. Die Unternehmungen wurden je nachdem von der ganzen Bande oder nur von Teilen derselben ins Werk gesetzt. Sie führten, außer den schmutzigsten Streichen, deren Wiedergabe die Zensur nicht gestatten würde, über die aber doch schon Mitteilungen in den Zeitungen erschienen sind, unter der Leitung ihres Chefs auch ganz komplizierte, schlaue Unternehmungen aus. Von einigen derselben habe ich später Kenntnis erlangt, will aber nicht näher darauf eingehen. Ich erwähne nur, daß ihr Verfahren im wesentlichen darin bestand, irgendwelche Geheimnisse aus dem Leben von Leuten auszukundschaften, die manchmal höchst ehrenwert waren und recht hohe Stellungen einnahmen; dann erschienen sie bei diesen Personen und drohten mit der Veröffentlichung von Schriftstücken (die sie manchmal gar nicht besaßen) und forderten für ihr Schweigen Geld. Es gibt Dinge, die nicht sündhaft und ganz und gar nicht kriminell strafbar sind, deren Veröffentlichung aber sogar ein ordentlicher, charakterfester Mensch fürchtet. Vorzugsweise hatten sie es auf Familiengeheimnisse abgesehen. Um zu zeigen, wie geschickt ihr Chef manchmal operierte, will ich ohne alle Einzelheiten in wenigen Zeilen eines ihrer Stückchen berichten. In einer sehr ehrenhaften Familie begab sich tatsächlich etwas Sündhaftes, Strafbares: nämlich die Frau eines allgemein bekannten und geachteten Mannes ließ sich in eine geheime Liaison mit einem jungen, reichen Offizier ein. Sie schnüffelten das aus und verfuhren nun folgendermaßen: sie teilten dem jungen Manne geradezu mit, daß sie den

Ehemann benachrichtigen würden. Beweise hatten sie nicht die geringsten in Händen, und der junge Mann wußte das ganz genau, ja sie selbst machten ihm kein Geheimnis daraus; aber die ganze Geschicklichkeit des Manövers und die ganze Schlauheit der Spekulation bestand in diesem Falle nur in der Kombination, daß der benachrichtigte Ehemann auch ohne alle Beweise ganz ebenso vorgehen und ganz dieselben Schritte tun werde, wie wenn er die zwingendsten mathematischen Beweise erhalten hätte. Sie verließen sich dabei auf ihre Kenntnis des Charakters dieses Mannes und auf ihre Kenntnis seiner Familienverhältnisse. Die Hauptsache war, daß zu dieser Bande auch ein junger Mensch aus den besten Kreisen gehörte, dem es gelungen war, vorher die erforderlichen Nachrichten zu beschaffen. Von dem Liebhaber erpreßten sie eine sehr beträchtliche Summe, und zwar ohne jede Gefahr für sich, weil dem Opfer selbst an der Geheimhaltung der Sache sehr viel gelegen war.

Lambert hatte bei diesen Streichen zwar mitgeholfen, hatte jedoch nicht als ordentliches Mitglied zu jener Moskauer Bande gehört; nachdem er aber erst einmal in Geschmack gekommen war, hatte er so nach und nach versuchsweise angefangen, auf eigene Hand zu operieren. Ich will gleich im voraus sagen: er war zu dieser Tätigkeit nicht sonderlich befähigt. Er war durchaus nicht dumm, auch ein spekulativer Kopf, aber zu hitzig und überdies von beschränktem Gesichtskreise oder, richtiger gesagt, von ziemlicher Naivität; das heißt, er kannte weder die Charaktere der Menschen noch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Er hatte zum Beispiel, wie es schien, überhaupt keinen rechten Begriff von der geistigen Bedeutung jenes Moskauer Chefs und dachte es sich sehr leicht, solche Unternehmungen ein-

zuleiten und zu organisieren. Und ferner hielt er fast alle Menschen für ebensolche Schufte, wie er selbst einer war. Oder wenn er zum Beispiel einmal sich die Vorstellung zurechtgemacht hatte, der und der fürchte sich aus dem und dem Grunde vor etwas oder müsse sich davor fürchten, dann zweifelte er auch nicht mehr daran, daß der Betreffende sich tatsächlich fürchte, sondern betrachtete das als eine feststehende Tatsache. Ich verstehe das nicht recht auszudrücken; in der Folge werde ich es durch die Erzählung der Ereignisse deutlicher machen; aber meiner Ansicht nach war er nur mangelhaft gebildet, und an manche guten, edlen Empfindungen glaubte er nicht, oder, richtiger gesagt, er hatte von ihnen überhaupt keinen Begriff.

Nach Petersburg war er gekommen, weil er diese Stadt schon seit langer Zeit ins Auge gefaßt gehabt hatte, in der Meinung, hier ein weiteres Feld für seine Tätigkeit zu finden als in Moskau, und dann auch, weil er in Moskau irgendwo und irgendwie in Ungelegenheiten geraten war und ihm jemand mit sehr schlechten Absichten gegen ihn nachspürte. Nach seiner Ankunft in Petersburg trat er sogleich wieder in Beziehung mit einem seiner früheren Kumpane; aber er fand nur ein mageres Arbeitsfeld und kümmerliche Sachen. Sein Bekanntenkreis vergrößerte sich dann; aber es kam doch nichts Ordentliches zustande. „Es ist hier ein jämmerliches Volk, lauter dumme Jungen," hat er selbst später einmal zu mir gesagt. Aber siehe da, eines schönen Morgens, beim Tagesgrauen, fand er mich auf einmal halberfroren an einer Hofmauer und kam damit direkt auf die Spur einer nach seiner Meinung „sehr fetten Sache".

Die ganze Sache kam durch mein Geschwätz heraus, als ich damals in seiner Wohnung auftaute. Oh, ich befand

mich damals in einer Art von Fieberdelirium! Aber aus meinen Worten ging doch so viel klar hervor, daß von all den Kränkungen, die mir jener verhängnisvolle Tag gebracht hatte, keine mir so zu Herzen gegangen war und so in meinem Gedächtnisse haftete wie die mir von Bjoring und „ihr" angetane: sonst wäre das doch nicht die einzige gewesen, von der ich bei Lambert phantasierte; ich hätte zum Beispiel auch von Serschtschikow phantasiert; indessen kam nur die erstere zutage, wie ich in der Folge von Lambert selbst erfuhr. Und überdies war ich ganz entzückt und sah in Lambert und Alfonsina an jenem schrecklichen Morgen gewissermaßen meine Befreier und Retter. Wenn ich dann später während meiner Genesung, noch im Bette liegend, darüber nachdachte, was wohl Lambert aus meinem Geschwätze entnommen haben mochte, und bis zu welchem Grade ich mich ihm gegenüber wohl verplappert hätte, dann kam mir kein einziges Mal auch nur der Verdacht, daß er damals so viel erfahren haben könne! O gewiß, nach meinen Gewissensbissen zu urteilen, ahnte ich schon damals, daß ich wahrscheinlich viel Überflüssiges geredet hatte; aber ich wiederhole: ich konnte in keiner Weise annehmen, daß ich darin so weit gegangen war! Ich gründete meine Hoffnung auch auf die Erwägung, daß ich damals bei ihm nicht einmal imstande gewesen sei, die Worte deutlich herauszubringen, wovon mir eine bestimmte Erinnerung verblieben war; indessen stellte sich tatsächlich heraus, daß ich damals weit deutlicher geredet hatte, als ich nachher annahm und hoffte. Aber die Hauptsache war, daß das alles erst später herauskam, erst lange nachher, und gerade das war für mich das Verhängnisvolle.

Aus meinem irren Geschwätz, meinem Phantasieren, meinem Gerede, meinem entzückten Gestammel usw. hatte

er entnommen, erstens: beinahe alle Familiennamen in genauer Form und sogar einige Adressen. Zweitens hatte er sich eine ziemlich zutreffende Vorstellung davon bilden können, was für eine Stellung diese Personen einnahmen, nämlich der alte Fürst, „sie", Bjoring, Anna Andrejewna und sogar Wersilow; drittens: er hatte erfahren, daß ich mich beleidigt fühlte und Rache zu nehmen drohte, und endlich viertens die Hauptsache: er hatte erfahren, daß ein geheimes, verborgenes Schriftstück existierte, ein Brief, den man dem halbverrückten alten Fürsten nur zu zeigen brauche, und wenn dieser ihn dann durchgelesen und daraus ersehen haben werde, daß seine eigene Tochter ihn für verrückt halte und schon „Juristen konsultiert" habe über die Möglichkeit, ihn einzusperren, dann werde er entweder vollständig den Verstand verlieren oder sie aus dem Hause jagen und enterben oder eine gewisse Mademoiselle Wersilowa heiraten, die er jetzt schon heiraten wolle, was man ihm aber nicht erlaube. Kurz, Lambert hatte sehr vieles verstanden; ohne Zweifel war ihm auch sehr vieles dunkel geblieben, aber der berufsmäßige Erpresser war doch auf eine zuverlässige Spur geraten. Als ich dann von Alfonsina weggelaufen war, hatte er sich unverzüglich meine Adresse verschafft (auf die einfachste Weise: im Adreßbüro) und demnächst schleunigst die erforderlichen Nachforschungen angestellt, aus denen er erfahren hatte, daß alle diese Personen, von denen ich in meinem fieberhaften Zustande geredet hatte, wirklich existierten. Dann hatte er sofort den ersten Schritt unternommen.

Die Hauptsache war, daß ein Schriftstück existierte, und daß ich sein Besitzer war; und daß dieses Schriftstück einen hohen Wert hatte, daran zweifelte Lambert nicht. Ich lasse hier einen Umstand weg, von dem besser erst in der

Folge und an seinem Platze zu reden sein wird, und erwähne hier nur, daß es ganz besonders dieser Umstand war, durch den Lambert in seiner Überzeugung von der tatsächlichen Existenz und hauptsächlich von dem hohen Werte dieses Schriftstücks befestigt wurde. Es war dies, wie ich hier vorausschicke, ein verhängnisvoller Umstand, auf den ich in keiner Weise verfallen konnte, weder damals noch bis zum Ende all dieser Ereignisse, als alles auf einmal zusammenstürzte und von selbst seine Aufklärung fand. Da er also auf diese Weise über den Hauptpunkt zu einer bestimmten Überzeugung gelangt war, so bestand sein erster Schritt darin, daß er zu Anna Andrejewna hinfuhr.

Dabei aber ist es für mich bis auf den heutigen Tag ein Rätsel, wie er, Lambert, es fertiggebracht hat, zu einer so unzugänglichen, vornehmen Dame wie Anna Andrejewna durchzudringen und mit ihr Beziehungen anzuknüpfen. Allerdings hatte er Erkundigungen eingezogen; aber was wollte das besagen? Allerdings war er elegant gekleidet, sprach französisch wie ein Pariser und trug einen französischen Namen; aber Anna Andrejewna mußte doch mit Notwendigkeit in ihm sogleich den Schurken erkennen. Oder man müßte annehmen, daß sie gerade einen Schurken damals gut gebrauchen konnte. Aber sollte es sich wirklich so verhalten haben?

Ich habe Einzelheiten über die erste Begegnung der beiden nicht in Erfahrung bringen können; aber ich habe nachher oft versucht, mir diese Szene mittels der Einbildungskraft vorzustellen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Lambert vom ersten Worte und der ersten Gebärde an vor ihr meinen Jugendfreund gespielt hat, der um seinen lieben, teuren Kameraden ängstlich besorgt sei. Aber natürlich wird er es schon bei dieser ersten Begegnung verstanden

haben, auch sehr deutlich darauf hinzuweisen, daß ich ein Schriftstück besäße, zu verstehen zu geben, daß dies ein Geheimnis sei, daß er, Lambert, der einzige Mensch sei, der um dieses Geheimnis wisse, und daß ich vorhätte, mich mittels dieses Schriftstücks an der Generalin Achmakowa zu rächen, usw. usw. Und vor allen Dingen war er imstande, ihr mit möglichster Genauigkeit die Bedeutung und den Wert dieses Schriftstücks auseinanderzusetzen. Was Anna Andrejewna anlangt, so befand sie sich gerade in einer solchen Lage, daß sie nach einer derartigen Nachricht begierig greifen, sie mit größter Aufmerksamkeit anhören und „im Kampfe ums Dasein" an die Angel gehen mußte. Gerade um diese Zeit hatte man ihr ihren Bräutigam weggenommen, ihn nach Zarskoje Selo gebracht und dort unter Vormundschaft gestellt; ja auch sie selbst war unter Vormundschaft gestellt worden. Und nun plötzlich ein solcher Fund: hier handelte es sich nicht um Ohrenbläsereien von Weibern, nicht um weinerliche Klagen, nicht um Verleumdungen und Klatschereien; sondern hier war ein Brief, ein Schriftstück, das heißt ein zwingender Beweis für die tückischen Absichten seiner Tochter und all derer, die ihn von ihr getrennt hatten, ein zwingender Beweis für die Notwendigkeit, sich zu retten, sei es auch durch die Flucht, durch die Flucht zu ihr, zu Anna Andrejewna, und sich mit ihr trauen zu lassen, am besten innerhalb eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden. Denn sonst werde er ins Irrenhaus gesteckt werden.

Aber auch etwas anderes ist möglich: daß Lambert diesem jungen Mädchen gegenüber nicht einmal einen Augenblick lang listige Künste zur Anwendung gebracht, sondern gleich von vornherein mit der Tür ins Haus gefallen ist: „Mademoiselle, entweder werden Sie eine alte Jungfer, oder Sie werden eine Fürstin und Millionärin; da ist ein Schrift-

stück; das werde ich dem unreifen jungen Menschen stehlen und Ihnen übergeben ... für einen von Ihnen auszustellenden Wechsel über dreißigtausend Rubel." Ich glaube sogar, daß es wirklich so zugegangen ist. Oh, er hielt alle Menschen für ebensolche Schufte, wie er selbst einer war; ich wiederhole, er hatte als Schuft einen beschränkten Gesichtskreis und besaß eine gewisse Naivität ... Mag es nun so oder so gewesen sein, sehr möglich, daß Anna Andrejewna sogar bei einem solchen Sturmangriff keinen Augenblick in Verwirrung geriet, sondern es vorzüglich verstand, sich zu beherrschen und den Erpresser, der in dem ihm eigenen Stil sprach, zu Ende anzuhören, und das alles aus „Großzügigkeit". Nun, selbstverständlich wird sie zuerst ein wenig errötet sein; aber dann wird sie sich zusammengenommen und ihn bis zu Ende angehört haben. Und wenn ich mir dieses unnahbare, stolze, wirklich vornehm-würdevolle, mit solchem Verstande begabte Mädchen Hand in Hand mit Lambert vorstelle, so ... aber das ist es ja eben: mit solchem Verstande begabt! Wenn der russische Verstand solche Dimensionen annimmt, so neigt er zur Großzügigkeit, und besonders der weibliche Verstand, und besonders unter solchen Umständen!

Jetzt fasse ich das Gesagte zusammen: an dem Tage und in der Stunde, als ich zum erstenmal nach meiner Krankheit wieder ausging, hatte Lambert (das weiß ich jetzt völlig sicher) sich die folgenden beiden Projekte zurechtgelegt: erstens, sich von Anna Andrejewna für das Schriftstück einen Wechsel über nicht weniger als dreißigtausend Rubel geben zu lassen, ihr dann bei der Einschüchterung des Fürsten zu helfen, ihn zu entführen und sie schnell mit ihm trauen zu lassen – kurz, etwas von der Art. Der Plan war sogar schon vollständig ausgearbeitet; sie warteten nur auf meine Hilfe, das heißt auf das Schriftstück.

Das zweite Projekt war dieses: Anna Andrejewna zu verraten, im Stich zu lassen und das Schriftstück an die Generalin Achmakowa zu verkaufen, wenn das vorteilhafter sein sollte. Dabei spekulierte er auch auf Bjoring. Aber bei der Generalin hatte sich Lambert noch nicht gezeigt; er hatte erst um sie herumspioniert. Auch bei diesem Projekte wartete er auf mich.

Oh, er bedurfte meiner, das heißt, nicht meiner, sondern des Schriftstücks! In bezug auf mich hatte er ebenfalls zwei Pläne entworfen. Der erste bestand darin, wenn es denn schon nicht anders ginge, mit mir zusammen zu operieren und mit mir halbpart zu machen, nachdem er sich meiner vorher sowohl in moralischer als auch in physischer Hinsicht bemächtigt hätte. Aber der zweite Plan gefiel ihm weit besser; er bestand darin, mich wie einen dummen Jungen hinters Licht zu führen und mir das Schriftstück zu stehlen oder es mir sogar einfach mit Gewalt wegzunehmen. Mit diesem Plane liebäugelte er besonders gern in seinen stillen Träumereien. Ich wiederhole: es war da ein gewisser Umstand, infolgedessen er an dem Gelingen des zweiten Planes beinahe nicht zweifelte; aber, wie ich schon gesagt habe, ich werde das erst später klarmachen. Jedenfalls wartete er auf mich mit krampfhafter Ungeduld; alles hing von mir ab: welche Schritte er tun und wozu er sich entschließen sollte.

Aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: vorläufig hatte er sich beherrscht, trotz seines hitzigen Temperamentes. Er war während meiner Krankheit nicht bei mir im Hause erschienen; nur einmal war er gekommen und hatte mit Werssilow gesprochen; er hatte mich nicht beunruhigt, mich nicht erschreckt, er hatte mir gegenüber bis zu dem Tage und der Stunde meines ersten Ausganges

den Schein bewahrt, als interessiere er sich für die Sache gar nicht. Was die Möglichkeit anlangte, ich könnte das Schriftstück jemandem übergeben oder jemandem davon Mitteilung machen oder es vernichten, so war er darüber beruhigt. Aus dem, was ich damals bei ihm gesagt hatte, konnte er schließen, welchen Wert ich selbst auf die Geheimhaltung legte, und wie sehr ich fürchtete, daß jemand etwas von dem Schriftstücke erfahren könnte. Und daß ich gleich am ersten Tage nach meiner Genesung zuerst zu ihm und keinem andern gehen würde, daran zweifelte er in keiner Weise: Darja Onisimowna war teilweise in seinem Auftrage zu mir gekommen, und er wußte, daß bei mir bereits Neugier und Furcht erregt waren und ich nicht würde warten können . . . Und außerdem hatte er alle Maßregeln getroffen und konnte sogar den Tag meines ersten Ausganges wissen, so daß ich ihm schlechterdings nicht entgehen konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte.

Aber wenn Lambert auf mich wartete, so wartete Anna Andrejewna auf mich vielleicht mit noch größerer Ungeduld. Ich sage geradezu: Lambert war vielleicht zum Teil im Recht, wenn er vorhatte, sie zu verraten, und die Schuld war auf ihrer Seite. Denn obwohl sie zweifellos miteinander einig geworden waren (in welcher Form, das weiß ich nicht; aber an der stattgefundenen Einigung selbst habe ich keinen Zweifel), so war doch Anna Andrejewna bis zum letzten Augenblicke nicht völlig offen gegen ihn. Sie ließ ihn nicht auf den Grund ihrer Seele blicken. Sie hatte ihm angedeutet, daß sie ihrerseits mit allem einverstanden sei und ihm die Erfüllung aller seiner Forderungen verspreche, aber sie hatte das eben auch nur angedeutet; sie hatte seinen ganzen Plan vielleicht mit allen Einzelheiten angehört, ihn aber nur durch Schweigen gebilligt. Ich

habe bestimmte Anhaltspunkte, aus denen ich das schließe; der Grund aber für dieses ganze Verhalten war, daß sie auf mich wartete. Sie wollte lieber mit mir zu tun haben als mit dem Gauner Lambert; das ist für mich eine zweifellose Tatsache! Dafür habe ich Verständnis; aber ihr Fehler bestand darin, daß dies schließlich auch Lambert durchschaute. Für ihn aber wäre es doch gar zu unvorteilhaft gewesen, wenn sie mit Übergehung seiner Person mir das Schriftstück entlockt und sich mit mir geeinigt hätte. Überdies war er damals bereits von der Solidität des Geschäftes überzeugt. Ein anderer wäre an seiner Stelle ängstlich gewesen und hätte immer noch gezweifelt; aber Lambert war jung, dreist, voll der ungeduldigsten Gewinnsucht; er kannte die Menschen wenig und hielt sie unzweifelhaft alle für Schurken; ein solcher Mensch konnte nicht wankend werden, um so weniger, da er von Anna Andrejewna schon die wichtigsten Bestätigungen seiner Annahmen herausgelockt hatte.

Nun noch ein letzter, besonders wichtiger Punkt: wußte Werssilow schon an jenem Tage etwas, und hatte er schon damals Anteil an irgendwelchen, wenn auch noch fernliegenden Plänen Lamberts? Nein, nein, nein, d a m a l s noch nicht, wenn auch vielleicht schon ein verhängnisvolles Wort gefallen war ... Aber genug davon, genug davon; ich greife zu sehr vor.

Nun, und wie stand es mit mir? Wußte ich schon etwas am Tage meines ersten Ausganges, und was wußte ich? Als ich dieses Entrefilet begann, habe ich erklärt, ich hätte am Tage meines ersten Ausganges noch nichts gewußt; ich hätte alles erst viel später erfahren, sogar erst, als schon alles zu Ende war. Das ist die Wahrheit; aber ist es auch die volle Wahrheit? Nein, die volle Wahrheit ist es nicht;

ich wußte ohne Zweifel dies und das; ich wußte sogar recht viel, aber wie wußte ich es? Der Leser erinnere sich an jenen Traum! Wenn ich schon so etwas träumen konnte, wenn schon ein solcher Traum sich aus meinem Herzen herausringen und Gestalt annehmen konnte, so wußte ich zwar offenbar noch nicht, aber ich ahnte doch schon sehr vieles von dem, was ich soeben dargelegt habe, und was ich in Wirklichkeit erst dann erfuhr, als schon alles zu Ende war. Wissen tat ich nichts; aber mein Herz pochte heftig von bangen Ahnungen, und böse Geister beherrschten meine Träume. Und nun zog es mich zu einem solchen Menschen hin, obwohl ich genau wußte, was das für ein Mensch war, und obwohl ich sogar die Einzelheiten seiner Pläne ahnte! Und warum zog es mich zu ihm hin? Man denke sich: jetzt, gerade in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, scheint es mir, als hätte ich schon damals bis in alle Einzelheiten gewußt, warum es mich zu ihm hinzog, während ich doch zu jener Zeit noch nichts wußte. Vielleicht versteht das der Leser. Jetzt aber will ich zur Sache kommen und lauter Tatsachen berichten.

II

Es begann damit, daß schon zwei Tage vor meinem ersten Ausgange Lisa am Abend in großer Aufregung nach Hause kam. Sie fühlte sich beleidigt, und in der Tat war das, was ihr widerfahren war, nicht zu ertragen.

Ich habe schon ihrer Beziehungen zu Wasin Erwähnung getan. Sie ging zu ihm hin, nicht nur, um uns zu zeigen, daß sie uns nicht nötig habe, sondern auch, weil Wasin wirklich sehr hoch in ihrer Achtung stand. Die Bekanntschaft hatte schon in Luga begonnen, und ich hatte immer die Empfindung gehabt, daß Wasin sich für sie interessierte.

In dem Unglück, das sie betroffen hatte, konnte sie natürlich den Wunsch haben, einen charakterfesten, ruhigen, immer hochsinnigen Mann, für den sie Wasin hielt, um Rat zu fragen. Zudem verstehen es die Frauen nicht besonders, den Verstand eines Mannes zu beurteilen, wenn ihnen der Mann selbst gefällt, und nehmen dann paradoxe Behauptungen gern für streng logische Schlüsse, wenn dieselben mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmen. An Wasin gefiel meiner Schwester seine Teilnahme für ihre Situation und, wie es ihr bei den ersten Besuchen vorkam, seine Teilnahme auch für den Fürsten. Da sie zudem seine Neigung zu ihr ahnte, mußte sie seine Teilnahme für seinen Rivalen ihm besonders hoch anrechnen. Der Fürst aber, dem sie selbst gesagt hatte, daß sie manchmal zu Wasin gehe, um sich bei ihm Rats zu erholen, hatte diese Mitteilung gleich vom ersten Male an mit großer Beunruhigung aufgenommen; er war eifersüchtig geworden. Lisa fühlte sich dadurch gekränkt und setzte nun aus Trotz ihre Besuche bei Wasin erst recht fort. Der Fürst sagte nun nichts mehr darüber, machte aber ein finsteres Gesicht. Lisa selbst hat mir später (sehr lange nachher) gestanden, daß Wasin ihr damals sehr bald nicht mehr gefallen habe; er war ruhig, und gerade diese stete, gleichmäßige Ruhe, die ihr am Anfang so zugesagt hatte, machte ihr später einen ziemlich unangenehmen Eindruck. Er schien in Dingen des praktischen Lebens Erfahrung zu besitzen und gab ihr tatsächlich einige anscheinend gute Ratschläge; aber es traf sich wunderlich, daß sich diese Ratschläge sämtlich als unausführbar erwiesen. Er urteilte sehr von oben herab und legte sich ihr gegenüber keinerlei Zwang auf; diese Zwanglosigkeit wurde mit der Zeit immer größer, was Lisa seiner wachsenden unwill-

kürlichen Verachtung für ihre Lage zuschrieb. Einmal hatte sie ihm dafür gedankt, daß er sich gegen mich beständig so freundlich benehme und, obwohl er an Verstand hoch über mir stehe, dennoch mit mir wie mit seinesgleichen rede (das heißt, sie hatte ihm meine eigenen Worte wiederholt). Er antwortete ihr:

„So ist das nicht; das ist nicht der Grund. Der Grund ist der, daß ich zwischen ihm und anderen Menschen keinen Unterschied sehe. Ich halte ihn weder für dümmer als die Klugen noch für schlechter als die Guten. Ich benehme mich gegen alle Menschen in gleicher Weise, weil sie in meinen Augen alle gleich sind."

„Wie? Sehen Sie wirklich keine Unterschiede?"

„O gewiß, alle unterscheiden sich in diesem oder jenem Punkte voneinander; aber in meinen Augen existieren keine Unterschiede, weil die Unterschiede der Menschen mich nicht berühren: für mich sind alle gleich und ist alles gleich; und daher bin ich gegen alle gleichmäßig freundlich."

„Und wird Ihnen das nicht langweilig?"

„Nein, ich bin immer mit mir zufrieden."

„Und Sie haben keine Wünsche?"

„Wie sollte ich keine Wünsche haben? Aber keine aufregenden. Ich brauche fast nichts, nicht einen Rubel mehr, als ich habe. Ob ich ein goldenes Kleid trage oder ein solches, wie ich es jetzt anhabe, das ist ganz gleich. Das goldene Kleid würde Wasins Wert nicht erhöhen. Leckere Speisen verlocken mich nicht; könnten etwa äußere Ehren und Würden einen Platz meiner wert machen?"

Lisa beteuerte mir, daß er sich buchstäblich so ausgedrückt habe. Übrigens kann man über solche Aussprüche nicht so ohne weiteres urteilen; man muß die Umstände kennen, unter denen sie getan sind.

Allmählich kam Lisa zu der Anschauung, daß er auch über den Fürsten vielleicht nur deshalb nachsichtig urteilte, weil für ihn alle Menschen gleich waren und keine Unterschiede existierten, und keineswegs aus Teilnahme für ihn; schließlich aber begann er offensichtlich seinen Gleichmut zu verlieren und den Fürsten nicht nur zu tadeln, sondern sich auch über ihn mit geringschätziger Ironie zu äußern. Darüber war Lisa aufgebracht; aber Wasin verblieb bei diesem Benehmen. Eigenartig war dabei, daß er sich immer sehr milde ausdrückte und sogar seinen Tadel nicht im Tone des Unwillens aussprach, sondern ihr einfach durch logische Schlüsse die Geringwertigkeit ihres Helden bewies; aber gerade in dieser logischen Beweisführung lag die Ironie. Schließlich bewies er ihr fast unverblümt die ganze Unverständigkeit ihrer Liebe, die ganze eigensinnige Forciertheit dieser Liebe. „Sie haben sich in Ihren Gefühlen verirrt, und Gefühlsverirrungen muß man, sobald man sich ihrer bewußt geworden ist, unter allen Umständen korrigieren."

Das hatte er gerade an jenem Tage gesagt; Lisa war empört aufgestanden, um wegzugehen; aber was tat dieser verständige Mensch nun zum Schluß? Mit der edelsten Miene und sogar in gefühlvoller Weise trug er ihr seine Hand an. Lisa sagte ihm sogleich ins Gesicht, er sei ein Dummkopf, und ging hinaus.

Einer Frau vorzuschlagen, sie solle einem Unglücklichen deshalb untreu werden, weil dieser Unglückliche ihrer nicht wert sei, und besonders dies einer Frau vorzuschlagen, die von diesem Unglücklichen schwanger ist – da sieht man den Verstand dieser Leute! Ich nenne das eine arge theoretische Verstiegenheit und eine vollständige Unkenntnis des Lebens, die aus maßloser Eigenliebe hervorgeht. Und überdies er-

kannte Lisa mit größter Klarheit, daß er sogar auf seine Handlungsweise stolz war, vielleicht deswegen, weil er schon von ihrer Schwangerschaft wußte. Mit Tränen der Entrüstung eilte sie zum Fürsten, und was tat der? Er überbot Wasin noch: man sollte meinen, nach dieser Erzählung hätte er davon überzeugt sein können, daß zur Eifersucht kein Anlaß war; aber gerade nun benahm er sich wie ein Verrückter. Übrigens machen es ja alle Eifersüchtigen so! Er machte ihr eine furchtbare Szene und kränkte sie dermaßen, daß sie nahe daran war, alle Beziehungen zu ihm sofort abzubrechen.

Dennoch beherrschte sie sich noch, als sie nach Hause gekommen war; nur konnte sie sich nicht enthalten, Mama alles zu bekennen. Oh, an jenem Abend schlossen sie sich wieder ganz so eng aneinander an wie früher: das Eis war gebrochen. Beide weinten sich selbstverständlich, wie das ihre Gewohnheit war, einander umschlungen haltend, aus, und Lisa beruhigte sich anscheinend, wiewohl sie sehr ernst und trüb blieb. Den Abend über saß sie bei Makar Iwanowitsch, ohne ein Wort zu reden, aber auch ohne das Zimmer zu verlassen. Sie hörte aufmerksam mit an, was er sagte. Seit jener Geschichte mit der Fußbank erwies sie ihm eine große, sozusagen schüchterne Ehrerbietung, wiewohl sie immer schweigsam blieb.

Aber diesmal gab Makar Iwanowitsch dem Gespräche eine unerwartete Wendung, die alle in Erstaunen versetzte; ich bemerke, daß Werssilow und der Arzt am Vormittag mit sehr ernsten Gesichtern über sein Befinden gesprochen hatten. Ich bemerke ferner, daß in unserer Familie schon seit mehreren Tagen Vorbereitungen zur Feier von Mamas Geburtstag getroffen wurden, der in fünf Tagen bevorstand, und daß häufig davon gesprochen wurde. Anläßlich

dieser Gespräche geriet Makar Iwanowitsch auf einmal in alte Erinnerungen hinein und erzählte von Mamas Kindheit und von der Zeit, wo sie noch nicht habe „auf den Beinchen stehen" können. „Sie ging mir nicht vom Arm," erzählte der Alte; „manchmal lehrte ich sie auch gehen: ich stellte sie drei Schritte von mir entfernt in eine Ecke und rief sie dann; und sie wackelte durchs Zimmer auf mich los und fürchtete sich nicht und lachte; und wenn sie dann zu mir hingelaufen war, stürzte sie auf mich zu und schlang die Arme um meinen Hals. Und Märchen habe ich dir nachher erzählt, Sofja Andrejewna; von meinen Märchen warst du eine große Freundin; du konntest ein paar Stunden lang auf meinen Knien sitzen und zuhören. Alle im Hause wunderten sich: ‚Nun seht mal an, wie sie an Makar hängt!' Manchmal nahm ich dich auch mit in den Wald, suchte einen Himbeerstrauch, setzte dich zu den Himbeeren und schnitzte dir unterdes eine Pfeife aus Holz. Und wenn wir dann genug spazieren gegangen waren, trug ich dich auf dem Arm nach Hause, – und das Kindchen schlief. Und einmal hast du solche Angst vor einem Wolfe bekommen und kamst, am ganzen Leibe zitternd, zu mir gestürzt; aber es war gar kein Wolf da."

„Daran erinnere ich mich noch," sagte Mama.

„Erinnerst du dich wirklich?"

„Ich erinnere mich noch an vieles andere. Seit ich von mir selbst im Leben weiß, habe ich mich von Ihrer Liebe und Freundlichkeit umgeben gesehen," sagte sie gerührt und wurde auf einmal ganz rot.

Makar Iwanowitsch wartete ein Weilchen und fuhr dann fort:

„Lebt wohl, Kinderchen; ich gehe jetzt von euch. Das

Ende meines Lebens ist nun herangekommen. Ich habe in meinen alten Tagen Trost für alle Leiden gefunden; ich danke euch, meine Lieben."

„Reden Sie doch nicht so, liebster Makar Iwanowitsch!" rief Werssilow, einigermaßen beunruhigt. „Der Arzt hat mir erst vorhin noch gesagt, daß es Ihnen sehr viel besser geht . . ."

Mama horchte ängstlich auf.

„Na, was weiß denn der, dein Alexander Semjonowitsch," erwiderte Makar Iwanowitsch lächelnd. „Er ist ein sehr lieber Mensch, weiter aber auch nichts. Laßt das nur gut sein, liebe Freunde; oder glaubt ihr, daß ich mich vor dem Tode fürchte? Ich hatte heute nach dem Morgengebete so ein Gefühl im Herzen, daß ich aus diesem Zimmer nicht mehr hinausgehen werde; eine innere Stimme sagte mir das. Nun gut also; der Name des Herrn sei gelobt! Nur an euch allen möchte ich mich noch einmal sattsehen. Auch der Dulder Hiob fand Trost beim Anblick seiner neuen Kinderchen; aber vergaß er seine früheren, und konnte er sie überhaupt vergessen? Das ist unmöglich! Nur daß sich im Laufe der Jahre die Trauer gleichsam mit der Freude vermischt, sich zu einem freudigen Seufzen verklärt. So ist es nun einmal auf Erden: eine jede Seele wird geprüft und getröstet. Ich habe mir vorgenommen, Kinderchen, euch ein Wörtchen zu sagen, ein kleines Wörtchen," fuhr er mit einem stillen, schönen Lächeln fort, das ich nie vergessen werde, und wandte sich auf einmal an mich: „Du, mein Lieber, hänge treu und eifrig der heiligen Kirche an, und wenn die Zeit ruft, so stirb auch für sie; aber warte, erschrick nicht, es braucht nicht sogleich zu sein," fügte er lächelnd hinzu. „Jetzt denkst du vielleicht an dergleichen nicht; aber später wirst du vielleicht daran

denken. Und was ich noch sagen wollte: wenn du etwas Gutes zu tun gedenkst, so tue es um Gottes willen, und nicht, um beneidet zu werden. An deinem Werke aber halte fest, und laß dich nicht durch Anwandlungen von Kleinmut davon abbringen; wirke mit Ruhe, ohne Überhastung und ohne Unterbrechung! Nun, das ist ja wohl alles, was ich dir zu sagen hatte. Nur noch dies: gewöhne dich, täglich und unweigerlich zu beten! Ich wollte dir das nur sagen; vielleicht erinnerst du dich einmal daran. Auch Ihnen, gnädiger Herr Andrei Petrowitsch, möchte ich gern etwas sagen; aber Gott wird auch ohne mich Ihr Herz zu finden wissen. Wir beide, Sie und ich, haben schon lange nicht mehr davon gesprochen, seit der Zeit, wo dieser Pfeil mein Herz durchbohrte. Jetzt aber, wo ich hinweggehe, will ich Sie nur an das erinnern, was Sie mir damals versprochen haben . . ."

Die letzten Worte flüsterte er beinahe nur . . .

„Makar Iwanowitsch!" sagte Werssilow verlegen und stand vom Stuhle auf.

„Nun, nun, beunruhigen Sie sich nicht, gnädiger Herr; ich wollte nur daran erinnern . . . Die Schuld Gott gegenüber trage in dieser Sache vor allen ich; denn obgleich Sie mein Herr waren, so hätte ich doch diese Schwäche nicht zulassen sollen. Darum quäle auch du, Sofja, deine Seele nicht allzu sehr; denn deine ganze Sünde ist meine Sünde, und ich glaube, du hast damals kaum ein hinreichendes Verständnis dafür besessen, und vielleicht Sie auch nicht, gnädiger Herr, ebensowenig wie sie," fügte er lächelnd mit schmerzlich zuckenden Lippen hinzu. „Und wiewohl ich dich damals hätte belehren können als meine Gattin, sogar mit dem Stocke, und es auch hätte tun müssen, so tatest du mir doch leid, als du weinend vor

mir niederfielst und nichts verschwiegst ... und mir die Füße küßtest. Nicht um dir einen Vorwurf zu machen, erwähne ich das, liebe Sofja, sondern nur um Andrei Petrowitsch zu erinnern ... denn Sie werden sich ja auch selbst an Ihr Versprechen als Edelmann erinnern, gnädiger Herr; die Brautkrone aber bedeckt alles ... Ich sage das in Gegenwart der Kinder, gnädiger Herr ..."

Er befand sich in großer Aufregung und blickte Wersilow an, wie wenn er von ihm eine zustimmende Antwort erwartete. Ich wiederhole: das alles war so unerwartet, daß ich dasaß, ohne mich zu rühren. Wersilow war nicht weniger aufgeregt als er; er trat schweigend zu Mama heran und umarmte sie innig; dann ging Mama, ebenfalls schweigend, zu Makar Iwanowitsch hin und verbeugte sich ganz tief vor ihm.

Kurz, es war eine ergreifende Szene; im Zimmer waren diesmal nur die Familienmitglieder anwesend. Nicht einmal Tatjana Pawlowna war da. Lisa saß gerade aufgerichtet auf ihrem Stuhle und hörte schweigend zu; auf einmal stand sie auf und sagte in festem Tone zu Makar Iwanowitsch:

„Segnen Sie auch mich, Makar Iwanowitsch, zu einer großen Qual, die mir bevorsteht. Morgen wird sich mein ganzes Schicksal entscheiden ... beten Sie heute für mich!"

Nach diesen Worten ging sie aus dem Zimmer. Ich weiß, daß Makar Iwanowitsch schon von Mama alles, was ihr begegnet war, erfahren hatte. Aber ich sah an diesem Abend zum erstenmal Wersilow und Mama als ein Paar zusammen; bis dahin war mir Mama neben ihm immer wie eine Dienerin erschienen. Sehr, sehr vieles hatte ich noch nicht bemerkt gehabt, nicht gekannt gehabt

an diesem Menschen, über den ich doch schon den Stab gebrochen hatte, und daher kehrte ich in großer Verwirrung in mein Zimmer zurück. Und ich muß sagen, daß sich gerade zu dieser Zeit alle meine Zweifel über ihn verdichtet hatten; noch nie vorher war er mir so geheimnisvoll und rätselhaft erschienen wie gerade zu dieser Zeit; aber davon handelt ja die ganze Geschichte, die ich hier niederschreibe; alles zu seiner Zeit.

„Aber", dachte ich damals im stillen, als ich bereits im Begriffe war, mich schlafen zu legen, „da hat sich doch herausgestellt, daß er Makar Iwanowitsch sein Wort als Edelmann gegeben hat, Mama zu heiraten, falls sie Witwe werden sollte. Das hat er verschwiegen, als er mir früher so vieles von Makar Iwanowitsch erzählte."

Am folgenden Tage war Lisa den ganzen Tag über nicht zu Hause, und als sie ziemlich spät zurückkehrte, ging sie geradeswegs zu Makar Iwanowitsch hinein. Ich wollte eigentlich nicht hineingehen, um die beiden nicht zu stören; aber bald merkte ich, daß auch Mama und Wersilow schon dort waren, und ging ebenfalls hin. Lisa saß neben dem alten Manne und weinte an seiner Schulter; der aber streichelte ihr mit traurigem Gesichte schweigend den Kopf.

Wersilow teilte mir, als wir uns nachher in meinem Zimmer befanden, mit, daß der Fürst auf seiner Absicht bestehe und sich mit Lisa so bald wie möglich, noch vor dem Urteilsspruche des Gerichtes, trauen lassen wolle. Lisa konnte sich nur schwer dazu entschließen, obgleich sie kaum noch ein Recht hatte, sich zu weigern. Und auch Makar Iwanowitsch hatte ihr „befohlen", sich trauen zu lassen. Natürlich hätte sich alles dies später ganz von selbst so gemacht, und sie hätte sich zweifellos aus eigenem Entschlusse trauen lassen, ohne Befehle und ohne Schwanken;

aber im gegenwärtigen Augenblicke fühlte sie sich so tief gekränkt von demjenigen, den sie liebte, und durch diese Liebe sogar in ihren eigenen Augen so erniedrigt, daß ihr der Entschluß schwer fiel. Aber auch abgesehen von der Kränkung war da noch ein neuer hindernder Umstand vorhanden, von dem ich noch gar keine Ahnung haben konnte.

„Hast du gehört, daß alle diese jungen Leute von der Peterburgskaja gestern verhaftet worden sind?" fügte Werssilow auf einmal hinzu.

„Was? Dergatschew?" rief ich.

„Ja, und Wasin ebenfalls."

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, besonders als ich von Wasins Verhaftung hörte.

„Aber ist er denn in irgend etwas verwickelt? Mein Gott, wie wird es ihnen jetzt ergehen? Und gerade in dem Augenblicke, wo Lisa über Wasin so empört gewesen ist! ... Was meinen Sie, daß ihnen geschehen kann? Da steckt Stebelkow dahinter! Ich versichere Sie, das ist Stebelkows Werk!"

„Lassen wir das," erwiderte Werssilow und sah mich mit einem seltsamen Blicke an, gerade so, wie man einen Menschen ansieht, der nichts begreift und nichts errät; „wer weiß denn, was sie da eigentlich haben, und wer kann wissen, wie es ihnen ergehen wird? Darüber wollte ich auch nicht mit dir reden; ich habe gehört, du hättest vor, morgen auszugehen: möchtest du nicht zu dem Fürsten Sergei Petrowitsch mit herangehen?"

„Das soll mein Erstes sein; ich muß allerdings gestehen, daß mir das sehr peinlich ist ... Aber soll ich ihm etwas von Ihnen bestellen?"

„Nein, nichts. Ich werde ihn selbst besuchen. Mir tut Lisa leid. Und was kann Makar Iwanowitsch ihr für

Ratschläge erteilen? Er weiß ja selbst nichts von den Menschen und vom Leben. Ja, was ich noch sagen wollte, mein Lieber" (er hatte mich schon lange nicht mehr „mein Lieber" genannt), „da sind auch noch ... so ein paar junge Leute ... von denen einer dein früherer Schulkamerad Lambert ist ... Mir scheint, die sind sämtlich arge Schurken ... Ich sage das nur, um dich zu warnen ... Übrigens ist das ja natürlich vollständig deine Sache, und ich weiß sehr wohl, daß ich kein Recht habe ..."

„Andrei Petrowitsch," versetzte ich und ergriff seine Hand, ohne Überlegung und beinahe in einer Art von Begeisterung, was bei mir oft vorkommt (unser Gespräch fand fast im Dunkeln statt), „Andrei Petrowitsch, ich habe geschwiegen, – Sie haben das ja gesehen; ich habe immer geschwiegen, bis jetzt; wissen Sie, warum? Um Ihren Geheimnissen aus dem Wege zu gehen. Ich habe geradezu den Entschluß gefaßt, sie nie kennen zu lernen. Ich bin feige; ich fürchte, daß Ihre Geheimnisse die Wirkung haben, Sie ganz aus meinem Herzen zu reißen, und das möchte ich nicht. Und wenn das so ist, wozu brauchen dann andrerseits Sie meine Geheimnisse zu wissen? Lassen Sie es sich, bitte, doch ebenfalls gleichgültig sein, wohin ich gehe! Nicht wahr?"

„Du hast recht; aber nun kein Wort mehr, ich bitte dich!" sagte er und ging aus dem Zimmer.

So war es unerwarteter Weise doch zu einer, wenn auch nur kurzen Aussprache zwischen uns gekommen. Aber er hatte nur die Erregung gesteigert, die ich vor dem neuen, für den folgenden Tag beabsichtigten Schritte ins Leben empfand, so daß ich die ganze Nacht über fortwährend aus dem Schlafe aufwachte; aber mir war wohl zumute.

III

Als ich am andern Tage das Haus verließ, gab ich mir, obgleich es schon zehn Uhr war, doch die größte Mühe, ganz leise hinauszukommen: ohne Lebewohl zu sagen und ohne mich zu melden, machte ich mich heimlich davon. Warum ich das tat, weiß ich nicht; aber selbst wenn Mama gesehen hätte, daß ich wegging, und mich angeredet hätte, so würde ich sogar ihr eine Bosheit geantwortet haben. Als ich auf die Straße hinaustrat und die kalte Straßenluft einatmete, ließ mich eine überaus starke Empfindung ordentlich zusammenfahren, eine beinahe tierische, ich möchte sagen raubtierhafte Empfindung. Warum ich ging, und wohin ich ging? Das war völlig unbestimmt und zugleich raubtierhaft. Meine Stimmung war eine grimmige und eine freudige, beides zugleich.

„Werde ich mich heute beschmutzen, oder werde ich mich nicht beschmutzen?" dachte ich frisch und mutig bei mir, obgleich ich recht wohl wußte, daß der heutige Schritt, wenn ich ihn einmal getan haben würde, ein entscheidender und im ganzen Leben nicht wieder korrigierbarer sein werde. Aber es ist zwecklos, in Rätseln zu sprechen.

Ich ging geradeswegs nach dem Gefängnis, in dem der Fürst saß. Ich hatte schon drei Tage vorher von Tatjana Pawlowna ein Briefchen an den Aufseher erhalten, und dieser empfing mich sehr freundlich. Ich weiß nicht, ob er ein guter Mensch war, und das ist ja auch hier belanglos, wie ich glaube; aber er gestattete mir eine Zusammenkunft mit dem Fürsten, und zwar in seinem eigenen Zimmer, das er so liebenswürdig war uns zu überlassen. Das Zimmer war von der Art, wie die Zimmer in den Dienstwohnungen von Beamten dieser Rangstufe gewöhnlich

sind, – auch dies zu beschreiben, halte ich für überflüssig. Auf diese Weise blieb ich mit dem Fürsten allein.

Er kam zu mir herein in einem halbmilitärischen Hausanzuge, aber in sehr reiner Wäsche, mit einer stutzerhaften Krawatte, gewaschen und gekämmt; aber er war gleichzeitig schrecklich mager und gelb geworden. Diese gelbe Färbung bemerkte ich sogar in seinen Augen. Kurz, sein Äußeres hatte sich dermaßen verändert, daß ich in das größte Erstaunen geriet.

„Wie Sie sich verändert haben!" rief ich.

„Das macht nichts! Setzen Sie sich, lieber Freund!" sagte er, wies mit einer etwas geckenhaften Bewegung auf einen Lehnstuhl und setzte sich mir selbst gegenüber. „Lassen Sie uns zur Hauptsache kommen: sehen Sie, mein lieber Alexei Makarowitsch . . ."

„Arkadi," verbesserte ich.

„Was? Ach ja; nun, das ist ja ganz gleich. Ach ja!" sagte er mit plötzlicher Überlegung. „Entschuldigen Sie, mein Teuerster; lassen Sie uns zur Hauptsache kommen . . ."

Kurz, er hatte es höchst eilig, zu irgendwelchem Thema überzugehen. Er war ganz und gar, vom Kopf bis zu den Füßen, von einem ihm sehr wichtig scheinenden Gedanken erfüllt, den er in bestimmte Gestalt zu kleiden und mir auseinanderzusetzen wünschte. Er sprach furchtbar viel und schnell, indem er mir mit qualvoller Anstrengung und lebhaften Gestikulationen etwas zu erklären suchte; aber in den ersten Minuten verstand ich absolut nichts.

„Kurz gesagt" (er hatte schon zehnmal vorher den Ausdruck „kurz gesagt" gebraucht), „kurz gesagt," schloß er, „wenn ich Ihnen, Arkadi Makarowitsch, so viel Umstände gemacht habe und Sie so dringlich gestern durch Lisa ersucht habe, herzukommen, so sieht das zwar wie Feuerlärm

aus, aber da dieser Entschluß seinem innersten Wesen nach ein überaus wichtiger, endgültiger sein soll, so müssen wir . . ."

„Erlauben Sie, Fürst," unterbrach ich ihn, „Sie haben mir gestern sagen lassen, daß ich herkommen möchte? Mir hat Lisa kein Wort davon bestellt."

„Wie?" rief er, plötzlich in das größte Erstaunen, ja beinahe in Schrecken geratend.

„Sie hat mir kein Wort davon bestellt. Als sie gestern abend nach Hause kam, war sie so zerstreut, daß sie überhaupt nicht dazu gekommen ist, mit mir auch nur ein Wort zu reden."

Der Fürst sprang von seinem Stuhle auf.

„Ist das wirklich wahr, Arkadi Makarowitsch? Dann ist das . . . dann ist das . . ."

„Aber was ist denn eigentlich dabei? Warum regen Sie sich so auf? Sie wird es einfach vergessen haben, oder es ist irgend etwas . . ."

Er setzte sich wieder hin; aber es hatte ihn eine Art Starrkrampf überkommen. Die Nachricht, daß Lisa mir nichts bestellt habe, schien ihn geradezu niedergeschmettert zu haben. Er begann auf einmal wieder schnell zu reden und zu gestikulieren; aber es war wieder furchtbar schwer, ihn zu verstehen.

„Halt!" sagte er plötzlich, indem er mit dem Reden innehielt und einen Finger in die Höhe hob. „Halt! Das ist . . . das ist . . . wenn ich mich nicht irre . . . das ist ein hinterlistiger Streich!" murmelte er mit dem Lächeln eines Irrsinnigen. „Und das bedeutet, daß . . ."

„Das bedeutet gar nichts!" unterbrach ich ihn. „Und ich begreife überhaupt nicht, warum Sie sich über einen so nichtssagenden Umstand so beunruhigen . . . Ach,

Fürst, seit damals, seit jener Nacht, – Sie erinnern sich wohl ..."

„Seit welcher Nacht? Und woran soll ich mich erinnern?" schrie er verstimmt; er ärgerte sich offenbar darüber, daß ich ihn unterbrochen hatte.

„Bei Serschtschikow, wo wir zum letzten Male zusammen waren, na, wissen Sie nicht? bevor Sie mir den Brief schrieben. Sie waren damals ebenfalls in furchtbarer Aufregung; aber damals und jetzt, das ist ein solcher Unterschied, daß ich mich geradezu um Sie ängstige ... Oder erinnern Sie sich nicht daran?"

„Ach ja," versetzte er im Tone eines Weltmannes, als ob es ihm plötzlich wieder einfiele; „ach ja! Jener Abend ... Ich habe davon gehört ... Nun, wie ist denn Ihr Befinden, und wie geht es Ihnen selbst jetzt nach alledem, Arkadi Makarowitsch? ... Aber lassen Sie uns zur Hauptsache kommen! Sehen Sie, ich verfolge eigentlich drei Ziele; ich habe drei Aufgaben vor mir, und ich ..."

Er fing wieder hastig von seiner „Hauptsache" zu sprechen an. Ich begriff endlich, daß ich einen Menschen vor mir sah, dem man zum mindesten sofort ein in Essig getauchtes Handtuch um den Kopf legen, wenn nicht zur Ader lassen mußte. Sein unzusammenhängendes Gerede drehte sich selbstverständlich um seinen Prozeß und um dessen möglichen Ausgang; dann sprach er davon, daß ihn sein Regimentskommandeur selbst besucht und ihm lange von etwas abgeraten, er aber nicht darauf gehört habe; dann von einer Eingabe, die er soeben irgendwo eingereicht habe; vom Staatsanwalt; davon, daß er wahrscheinlich mit Verlust der Standesrechte irgendwohin nach dem Norden Rußlands werde verschickt werden; von der Möglichkeit, in Taschkent Kolonist zu werden und sich wieder von unten heraufzu-

dienen; von den guten Lehren und Lebensregeln, mit denen er seinen Sohn (den ihm Lisa gebären werde) „in der Einöde, in Archangelsk, in Cholmogory," ausstatten wolle.

„Wenn ich den Wunsch hatte, Ihre Meinung zu hören, Arkadi Makarowitsch, so mögen Sie überzeugt sein, daß ich auf Ihr Urteil großen Wert lege ... Wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, Arkadi Makarowitsch, mein Teuerster, mein Bruder, was Lisa für mich bedeutet, was sie für mich hier, jetzt, diese ganze Zeit über bedeutet hat!" rief er auf einmal und griff sich dabei mit beiden Händen an den Kopf.

„Sergei Petrowitsch, wollen Sie sie denn wirklich zugrunde richten und mit sich nehmen? ... Nach Cholmogory!" Diese Frage entfuhr mir unwillkürlich, und ich konnte sie nicht zurückhalten.

Lisas Schicksal, lebenslänglich an der Seite dieses Irrsinnigen, kam mir plötzlich zum erstenmal klar zum Bewußtsein. Er sah mich an, stand von neuem auf, machte ein paar Schritte im Zimmer, drehte dann um und setzte sich wieder hin; dabei hielt er sich immer den Kopf mit den Händen.

„Mir träumt immer von Spinnen!" sagte er plötzlich.

„Sie befinden sich in einer schrecklichen Aufregung; ich würde Ihnen raten, Fürst, sich hinzulegen und einen Arzt zu verlangen."

„Nein, erlauben Sie, das kommt erst später. Ich habe Sie hauptsächlich zu mir bitten lassen, um Ihnen das Erforderliche über die Trauung mitzuteilen. Wissen Sie, die Trauung wird hier, hier in der Kirche, stattfinden; ich habe bereits alles besprochen. Die Erlaubnis zu allem ist schon erteilt, und man redet mir sogar zu ... Was Lisa anlangt, so ..."

„Fürst, lieber Fürst," rief ich, „haben Sie doch Mitleid mit Lisa; quälen Sie sie wenigstens jetzt nicht; seien Sie nicht eifersüchtig!"

„Wie!" schrie er, indem er mich mit weitaufgerissenen Augen starr ansah und das ganze Gesicht zu einem breiten, sinnlos fragenden Lächeln verzerrte.

Offenbar hatte der Ausdruck: „Seien Sie nicht eifersüchtig!" aus einem besonderen Grunde auf ihn einen furchtbaren Eindruck gemacht.

„Verzeihen Sie, Fürst; ich habe das nur so unüberlegt gesagt. O Fürst, in der letzten Zeit habe ich einen alten Mann kennen gelernt, meinen nominellen Vater ... Oh, wenn Sie ihn sähen, dann würden Sie ruhiger sein ... Auch Lisa schätzt ihn sehr hoch."

„Ach ja, Lisa ... ach ja, das ist Ihr Vater? Oder ... pardon, mon cher, so etwas Ähnliches ... Ich erinnere mich ... sie hat mir davon erzählt ... ein altes Männchen ... Ich bin davon überzeugt, ich bin davon überzeugt. Ich habe auch so ein altes Männchen gekannt ... Mais passons, vor allen Dingen müssen wir, um die ganze Wichtigkeit des Augenblicks zu erkennen ..."

Ich stand auf, um wegzugehen; es war mir schmerzlich, ihn anzusehen.

„Ich verstehe nicht!" sagte er in strengem, würdevollem Tone, als er sah, daß ich aufstand, um wegzugehen.

„Es ist mir schmerzlich, Sie anzusehen," sagte ich.

„Arkadi Makarowitsch, ein Wort, nur noch ein Wort!" sagte er mit ganz anderer Miene und Haltung, indem er mich bei den Schultern faßte und mich nötigte, mich auf einen Lehnstuhl zu setzen. „Haben Sie schon das von den jungen Leuten gehört, Sie verstehen?" fragte er, sich zu mir herabbeugend.

„Ach ja, Dergatschew! Da steckt gewiß Stebelkow dahinter!“ rief ich, unfähig, mich zu beherrschen.

„Ja, Stebelkow und ... Sie wissen nichts?“

Er brach ab und starrte mich wieder mit denselben weitaufgerissenen Augen und mit demselben breiten, krampfhaften, sinnlos fragenden Lächeln an, bei dem sich seine Mundwinkel immer weiter auseinanderzogen. Sein Gesicht wurde allmählich blasser. Auf einmal lief mir ein Schütteln durch den Leib: ich dachte an den Blick, mit dem mich Wersilow tags zuvor angesehen hatte, als er mir von Wasins Verhaftung Mitteilung machte.

„Oh, wirklich?“ rief ich erschrocken.

„Sehen Sie, Arkadi Makarowitsch, eben deshalb habe ich Sie bitten lassen herzukommen, um Ihnen das zu erklären ... ich wollte ...“ begann er hastig zu flüstern.

„Also Sie, Sie haben Wasin denunziert?“ rief ich.

„Nein; sehen Sie, es war da ein Manuskript. Wasin hatte es kurz vor dem letzten Tage Lisa übergeben ... zur Aufbewahrung. Die aber ließ es mir hier zum Durchsehen, und dann geschah es am folgenden Tage, daß sie sich miteinander überwarfen ...“

„Sie haben das Manuskript der Behörde zugestellt!“

„Arkadi Makarowitsch, Arkadi Makarowitsch!“

„Und also haben Sie,“ rief ich aufspringend und jedes Wort markierend, „also haben Sie ohne jeden anderen Beweggrund, ohne jeden anderen Zweck, einzig und allein, weil der unglückliche Wasin Ihr Nebenbuhler war, nur aus Eifersucht das Manuskript, das Lisa anvertraut war, ausgeliefert ... und wem ausgeliefert? Wem? Dem Staatsanwalt?“

Aber er antwortete nicht und hätte auch kaum antworten können; denn er stand vor mir wie ein Götzenbild, immer

mit demselben krankhaften Lächeln und demselben starren Blicke; aber auf einmal öffnete sich die Tür, und Lisa trat herein. Sie wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als sie uns beide zusammen sah.

„Du bist hier? Also du bist hier?" rief sie, während ihr Gesicht sich plötzlich verzerrte, und ergriff mich bei den Armen. „Also ... du weißt es?"

Aber sie las es schon auf meinem Gesichte, daß ich „es wußte". In unwiderstehlichem Affekte umarmte ich sie schnell und drückte sie fest und innig an meine Brust! Und in diesem Augenblicke begriff ich zum erstenmal in voller Ausdehnung, was für ein unabwendbares, endloses Leid ohne einen lichten Morgen lebenslänglich auf dem ganzen Schicksal dieser freiwilligen Märtyrerin lastete.

„Ist es denn etwa möglich, jetzt mit ihm zu reden?" rief sie, sich plötzlich von mir losreißend. „Ist es denn möglich, mit ihm zusammen zu sein? Warum bist du hier? So sieh ihn doch an, sieh ihn an! Ist es denn möglich, ist es denn möglich, ihn zu verdammen?"

Ein unendliches Leid und ein unendliches Mitleid prägten sich auf ihrem Gesichte aus, als sie bei diesen herausgeschrienen Worten auf den Unglücklichen zeigte. Er saß im Lehnstuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Und sie hatte recht; das war ein Mensch im Fieberdelirium, der für nichts zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er wurde noch an demselben Vormittage ins Lazarett gebracht, und am Abend war bei ihm schon eine Gehirnentzündung zum Ausbruch gekommen.

IV

Von dem Fürsten, den ich verließ, während Lisa bei ihm zurückblieb, fuhr ich gegen ein Uhr mittags nach meiner

früheren Wohnung. Ich habe vergessen zu sagen, daß es ein feuchter, trüber Tag war, mit beginnendem Tauwetter und mit einem warmen Winde, der sogar die Nerven eines Elefanten hätte in Unordnung bringen können. Mein Wirt begrüßte mich mit lebhafter Freude und mit großer Betulichkeit und Geschäftigkeit, was mir bei solchen Gelegenheiten im höchsten Grade zuwider ist. Ich benahm mich gegen ihn trocken und ging geradeswegs in mein Zimmer; aber er folgte mir dorthin, und wiewohl er nicht wagte, mir Fragen vorzulegen, so funkelten ihm doch die Augen nur so von Neugier, und er sah außerdem so aus, als hätte er sogar schon eine Art Recht darauf, neugierig zu sein. Ich mußte um meines eigenen Vorteils willen höflich gegen ihn sein; aber obgleich ich notwendigerweise einzelnes von ihm in Erfahrung bringen mußte (und ich wußte schon, was ich erfahren würde), so widerstrebte es mir doch, mit dem Fragen den Anfang zu machen. Ich erkundigte mich nach dem Befinden seiner Frau, und wir gingen zu ihr. Diese empfing mich zwar sehr zuvorkommend, aber mit außerordentlich geschäftsmäßigem, schweigsamem Gesichte; das versöhnte mich wieder ein wenig. Um es kurz zu machen, ich erfuhr diesmal sehr wunderbare Dinge.

Selbstverständlich war Lambert dagewesen; aber nachher war er noch zweimal gekommen und „hatte sich alle Zimmer angesehen", angeblich, weil er vielleicht eines mieten werde. Auch Darja Onisimowna war mehrere Male dagewesen, Gott weiß warum; „sie war ebenfalls sehr neugierig," fügte mein Wirt hinzu.

Aber ich machte ihm nicht die Freude, ihn zu fragen, wonach sie neugierig gewesen sei. Überhaupt fragte ich ihn nicht aus, sondern er führte das Gespräch ganz allein; ich aber tat, als kramte ich in meinem Koffer herum (in dem

in Wirklichkeit fast nichts mehr darin war). Aber am meisten ärgerte ich mich darüber, daß auch er auf den Einfall kam, den Geheimnisvollen zu spielen, und, als er merkte, daß ich mich aller Fragen enthielt, es gleichfalls für seine Pflicht hielt, wortkarger zu werden und beinahe in Rätseln zu sprechen.

„Das Fräulein ist auch dagewesen," fügte er hinzu, indem er mich mit einem seltsamen Blicke ansah.

„Was für ein Fräulein?"

„Anna Andrejewna; zweimal ist sie dagewesen; sie hat sich auch mit meiner Frau bekannt gemacht. Eine liebenswürdige Dame von sehr angenehmem Wesen. Auf eine solche Bekanntschaft kann man geradezu stolz sein, Arkadi Makarowitsch ..."

Nach diesen Worten tat er sogar einen Schritt auf mich zu: es lag ihm offenbar sehr daran, daß ich etwas begriffe.

„Ist sie wirklich zweimal hier gewesen?" fragte ich erstaunt.

„Das zweitemal war sie mit ihrem Bruder zusammen gekommen."

„Das heißt mit Lambert," dachte ich unwillkürlich.

„Nein, nicht mit Herrn Lambert," sagte er, meinen Gedanken mit solcher Sicherheit erratend, als ob er mit seinen Augen in meine Seele hineinschaute, „sondern mit ihrem wirklichen Bruder, dem jungen Herrn Wersilow. Er ist ja wohl Kammerjunker?"

Ich war höchst befremdet; er sah mich mit einem sehr schlauen Lächeln an.

„Ach ja, und dann war noch jemand da und fragte nach Ihnen, – diese Mamsell, die Französin, Mamsell Alfonsina de Verdaigne. Ach, wie schön die singt, und auch Verse deklamiert sie ganz prächtig! Sie fuhr damals im stillen

zum Fürsten Nikolai Iwanowitsch nach Zarskoje Selo; sie sagte, sie wolle ihm ein Hündchen verkaufen, ein seltenes Tierchen, ganz schwarz, nur so groß wie eine Faust ..."

Ich bat ihn, mich allein zu lassen, und gab vor, daß ich Kopfschmerzen hätte. Er tat mir sofort den Willen, sogar ohne den angefangenen Satz zu Ende zu sprechen, und zwar nicht nur ohne die geringste Empfindlichkeit, sondern beinahe mit Vergnügen, und machte dabei eine geheimnisvolle Geste mit der Hand, wie wenn er sagen wollte: „Ich verstehe, ich verstehe," und obwohl er das nicht sagte, so ging er doch auf den Fußspitzen aus dem Zimmer; dieses Vergnügen gönnte er sich. Es gibt doch auf der Welt Leute, über die man sich gar zu sehr ärgern muß.

Ich saß allein in meinem Zimmer und dachte anderthalb Stunden lang nach; übrigens dachte ich nicht nach, sondern war nur in Gedanken versunken. Ich befand mich zwar in starker Erregung, war aber in keiner Weise verwundert. Ich hatte sogar noch Seltsameres erwartet, noch größere Wunder. „Vielleicht haben sie die auch schon zuwege gebracht," dachte ich. Ich war schon längst, schon als ich noch zu Hause war, fest davon überzeugt gewesen, daß sie ihre Maschine angelassen hatten und diese in vollem Gange war. „Nun fehlt ihnen weiter nichts mehr als ich," dachte ich wieder mit einer Art von nervöser, angenehmer Selbstzufriedenheit. Daß sie auf mich mit der größten Begierde warteten und in meiner Wohnung irgend etwas vorzunehmen beabsichtigten, das war sonnenklar. „Ob vielleicht die Hochzeit des alten Fürsten? Auf ihn zielt ja doch die ganze Treibjagd ab. Aber ob ich es erlauben werde, meine Herrschaften, das ist noch die Frage!" schloß ich wieder mit hochmütiger Freude.

„Wenn ich anfange, werde ich auch sogleich wieder in den Strudel hineingezogen wie ein Spänchen. Bin ich denn jetzt, in diesem Augenblicke frei, oder bin ich nicht mehr frei? Kann ich, wenn ich heute abend zu Mama heimkehre, mir noch wie alle diese Tage her sagen: Ich bin mein eigener Herr?"

Das war die Quintessenz der Fragen, die ich mir vorlegte, oder, richtiger gesagt, meines unruhigen Herzklopfens während der anderthalb Stunden, die ich damals in der Ecke auf meinem Bette saß, mit den Ellbogen auf den Knien, den Kopf mit den Handflächen stützend. Aber ich wußte ja, ich wußte auch damals schon, daß alle diese Fragen der reine Unsinn waren, und daß das, was mich zog, nur „sie" war, sie, einzig und allein sie! Endlich habe ich das gerade herausgesagt und mit der Feder auf dem Papier niedergeschrieben; denn selbst jetzt, wo ich dies schreibe, ein Jahr später, weiß ich noch nicht, mit welchem Namen ich mein damaliges Gefühl bezeichnen soll!

O gewiß, Lisa tat mir leid, und mein Herz war von aufrichtigem Schmerze erfüllt! Und nur dieses Gefühl des Schmerzes um sie hätte, wie ich glaube, den Raubtiertrieb (ich bediene mich wieder dieses Ausdrucks) in mir wenigstens für einige Zeit besänftigen oder vertilgen können. Aber mich riß eine maßlose Neugier fort, und eine Art von Furcht, und noch ein Gefühl – ich weiß nicht, was es für eines war; aber ich weiß und wußte schon damals, daß es kein gutes Gefühl war. Vielleicht verlangte es mich danach, „ihr" zu Füßen zu fallen; vielleicht aber wollte ich sie auch allen Qualen übergeben und ihr „so schnell wie möglich, so schnell wie möglich" etwas beweisen. Kein Schmerz um Lisa und kein Mitleid mit Lisa konnte mich mehr aufhalten. Nun, konnte ich etwa unter solchen Um-

ständen aufstehen und nach Hause gehen ... zu Makar Iwanowitsch?

„Aber ist es denn nicht möglich, daß ich nur zu ihnen hingehe, von ihnen alles in Erfahrung bringe und dann auf einmal von ihnen für immer weggehe, an allen Wundern und Ungeheuern unbeschädigt vorbeipassierend?"

Um drei Uhr sammelte ich meine Gedanken, kam zum Bewußtsein, daß ich mich beinahe schon verspätet hatte, ging schnell hinaus, nahm mir eine Droschke und fuhr eilig zu Anna Andrejewna.

Fünftes Kapitel

I

Anna Andrejewna warf, sowie ich ihr gemeldet wurde, sogleich ihre Näharbeit hin und kam mir schnell bis ins erste Zimmer entgegen, um mich zu begrüßen, was sie früher nie getan hatte. Sie streckte mir beide Hände hin und errötete im selben Augenblick. Schweigend führte sie mich in ihr Zimmer, setzte sich wieder zu ihrer Handarbeit und wies mir einen Platz neben sich an; aber sie machte sich nicht wieder an ihre Näherei, sondern fuhr fort, mich mit derselben warmen Teilnahme anzusehen, ohne ein Wort zu sprechen.

„Sie haben Darja Onisimowna zu mir geschickt," begann ich unvermittelt; ich fühlte mich durch diese allzu stark herausgekehrte Teilnahme peinlich berührt, wiewohl sie mich angenehm kitzelte.

Sie fing auf einmal an zu sprechen, ohne auf meine Frage zu antworten.

„Ich habe alles gehört, ich weiß alles. Das muß eine furchtbare Nacht gewesen sein ... Oh, wieviel haben Sie

leiden müssen! Ist es wahr, ist es wahr, daß Sie schon bewußtlos waren, als man Sie in der Kälte fand?"

„Das hat Ihnen ... gewiß Lambert ..." murmelte ich errötend.

„Ich habe gleich damals von ihm alles erfahren; aber ich wartete auf Sie, um es aus Ihrem Munde zu hören. Oh, wie erschrocken er war, als er zu mir kam! In Ihrer Wohnung ... dort, wo Sie krank lagen, wollte man ihn nicht zu Ihnen lassen ... man empfing ihn in seltsamer Art ... Ich weiß allerdings nicht, wie das im einzelnen zugegangen ist; aber er hat mir allerlei von jener Nacht erzählt: er sagte, Sie hätten, gleich nachdem Sie die Besinnung wiedererlangt hätten, von mir und ... von Ihrer Anhänglichkeit an mich gesprochen. Ich war bis zu Tränen gerührt, Arkadi Makarowitsch, und weiß gar nicht, wodurch ich ein so warmes Interesse von Ihrer Seite verdient habe, und noch dazu in einer solchen Lage, wie damals die Ihrige war! Sagen Sie, Herr Lambert ist ein Jugendfreund von Ihnen?"

„Ja. Aber dieser Fall ... ich muß gestehen, ich bin unvorsichtig gewesen und habe ihm vielleicht damals zu viel gesagt."

„Oh, von dieser schwarzen, schrecklichen Intrige hätte ich auch ohne ihn erfahren. Ich habe das immer, immer geahnt, daß man Sie so weit bringen werde. Sagen Sie einmal, ist es wahr, daß Bjoring gewagt hat, die Hand gegen Sie zu erheben?"

Sie redete so, als ob nur Bjoring und „sie" die Schuld an meiner kritischen Situation bei der Mauer trügen. „Da hat sie ja auch recht," dachte ich im stillen; aber ich fuhr auf:

„Wenn er die Hand gegen mich erhoben hätte, so wäre

er nicht unbestraft davongekommen, und ich säße jetzt nicht vor Ihnen, ohne mich gerächt zu haben," antwortete ich hitzig.

Vor allen Dingen hatte ich die Empfindung, daß sie mich zu irgendwelchem Zwecke reizen, mich gegen jemand aufhetzen wolle (übrigens war es ja deutlich, gegen wen); aber dennoch ging ich darauf ein.

„Wenn Sie sagen, Sie hätten es vorhergesehen, daß man mich so weit bringen werde, so lag von seiten Katerina Nikolajewnas selbstverständlich nur eine mißverständliche Auffassung vor ... freilich hat sie gar zu schnell ihre guten Gefühle gegen mich mit dieser mißverständlichen Auffassung vertauscht ..."

„Das ist es eben, daß sie das gar zu schnell getan hat!" fiel Anna Andrejewna mit ordentlich enthusiastischem Mitgefühl ein. „Oh, wenn Sie wüßten, was da jetzt für eine Intrige im Werke ist! Sie werden es sich natürlich nur schwer vorstellen können, Arkadi Makarowitsch, wie peinlich meine Lage ist," fuhr sie, errötend und mit niedergeschlagenen Augen, fort. „Seit damals, gleich an dem Vormittage, als ich Sie zum letzten Male sah, habe ich einen Schritt getan, den nicht jeder so zu verstehen und zu begreifen fähig ist, wie ihn ein Mensch mit Ihrer ungetrübten Urteilskraft, mit Ihrem liebenden, unverdorbenen, frischen Herzen verstehen würde. Seien Sie überzeugt, mein Freund, daß ich Ihre Anhänglichkeit an mich zu würdigen weiß und sie Ihnen durch meine lebenslängliche Dankbarkeit lohnen werde. In der höheren Gesellschaft wird natürlich gar mancher einen Stein gegen mich aufheben, und gar mancher hat es schon getan. Aber selbst wenn diese Leute von ihrem abscheulichen Standpunkte aus recht hätten, wer von ihnen dürfte auch dann es wagen, den Stab über mich zu brechen?

Mein Vater hat mich verlassen, als ich noch ein kleines Kind war; wir Werssilows sind eine alte, vornehme russische Familie; aber wir haben kein eigenes Heim, und ich esse bei fremden Leuten das Brot, das sie mir aus Barmherzigkeit geben. War es da nicht ganz natürlich, daß ich mich an den Mann wandte, der schon seit meiner Kindheit Vaterstelle an mir vertreten hat, dessen Güte ich so viele Jahre lang an mir erfahren habe? Meine Gefühle gegen ihn kennt nur Gott, nur er kann über sie Richter sein; der Welt gestehe ich nicht das Recht zu, über den von mir getanen Schritt zu richten! Und wenn nun da die hinterlistigste, schwärzeste Intrige eingefädelt wird und die eigene Tochter eine Verschwörung anstiftet, um den vertrauensvollen, großmütigen Vater zugrunde zu richten, darf man das dann etwa dulden? Nein, und wenn ich selbst meinen guten Ruf dadurch zerstören sollte, ich will den edlen Mann retten! Ich bin bereit, bei ihm einfach als seine Wärterin zu leben, seine Hüterin und Pflegerin zu sein; aber ich werde nicht zulassen, daß die kalte, weltliche, garstige Spekulation triumphiere!"

Sie hatte außerordentlich lebhaft gesprochen, und diese Lebhaftigkeit war höchst wahrscheinlich zur Hälfte gekünstelt, dabei aber doch echt, da es klar war, wie sehr ihr die Sache am Herzen lag. Oh, ich fühlte es, daß sie log (wiewohl ehrlich; denn man kann auch ehrlich lügen), und daß sie jetzt schlecht war; aber es ist erstaunlich, wie es einem mit den Frauen geht: dieser äußere Anstand, diese höheren Umgangsformen, diese unnahbare Höhe der Vornehmheit und diese stolze Keuschheit, all das hatte die Wirkung, mich in Verwirrung zu setzen, und ich begann ihr in jeder Hinsicht zuzustimmen, das heißt, solange ich bei ihr saß; wenigstens brachte ich es nicht fertig, ihr zu widersprechen.

Oh, der Mann befindet sich einer Frau gegenüber geradezu im Zustande geistiger Sklaverei, namentlich wenn er ein hochherziger Mann ist! So eine Frau kann ihn überreden, wozu sie nur will. „Sie und Lambert – mein Gott!" dachte ich und blickte sie verständnislos an. Übrigens will ich alles freiheraus sagen: ich bin selbst heute noch nicht imstande, sie zu verurteilen; ihre Gefühle konnte in der Tat nur Gott sehen; und zudem ist der Mensch eine so komplizierte Maschine, daß man in manchen Fällen nicht daraus klug wird, und obendrein, wenn dieser Mensch eine Frau ist.

„Was erwarten Sie eigentlich von mir, Anna Andrejewna?" fragte ich aber doch in ziemlich energischem Tone.

„Wie? Was bedeutet diese Frage, Arkadi Makarowitsch?"

„Es scheint mir nach allem ... und auf Grund einiger anderer Erwägungen ..." erwiderte ich stockend und verlegen, „daß Sie mich haben rufen lassen, weil Sie etwas von mir erwarten; also was denn nun eigentlich?"

Ohne auf meine Frage zu antworten, fing sie sogleich wieder, ebenso schnell und lebhaft wie vorher, an zu reden:

„Aber es ist mir nicht möglich, ich bin zu stolz, um mich mit unbekannten Personen, wie dieser Herr Lambert, in Erörterungen und Abmachungen einzulassen. Ich habe auf Sie gewartet und nicht auf Herrn Lambert. Meine Lage ist eine schreckliche, eine ganz verzweifelte, Arkadi Makarowitsch! Von den Ränken dieser Frau rings umgeben, sehe ich mich gezwungen, mit List zu verfahren – und das ist mir unerträglich. Ich erniedrige mich fast dazu, zu intrigieren, und habe auf Sie wie auf einen Erlöser gewartet. Man kann mich nicht dafür schelten, daß ich sehnsüchtig Umschau halte, um wenigstens *einen* Freund zu finden; und daher konnte ich nicht anders als mich darüber freuen,

daß ich einen Freund hatte: der Mann, der sogar in jener Nacht, beinahe erfroren, meiner gedacht und immer nur meinen Namen wiederholt hatte, der war mir gewiß treu ergeben. So habe ich diese ganze Zeit her gedacht, und darum habe ich auf Sie gehofft."

Sie sah mir in die Augen, als warte sie ungeduldig auf meine Antwort. Und siehe da, es mangelte mir wieder an Mut, sie zu enttäuschen und ihr geradeheraus zu sagen, daß Lambert sie belogen habe, und daß ich ihm damals ganz und gar nicht gesagt hätte, ich sei ihr so besonders ergeben, und ganz und gar nicht immer nur ihren Namen genannt hätte. So bekräftigte ich gewissermaßen durch mein Stillschweigen Lamberts Lüge. Oh, sie selber (davon bin ich überzeugt) wußte ja recht gut, daß Lambert übertrieben und sie sogar einfach belogen hatte, nur um einen anständig aussehenden Vorwand zu haben, unter dem er zu ihr kommen und Beziehungen zu ihr anknüpfen könnte; und wenn sie mir mit solcher Innigkeit in die Augen sah, als sei sie von der Wahrheit jener meiner angeblichen Äußerungen und meiner Ergebenheit überzeugt, so wußte sie dabei natürlich, daß ich sozusagen aus Zartgefühl und wegen meiner Jugendlichkeit nicht wagen würde, es in Abrede zu stellen. Ob ich übrigens mit dieser Vermutung das Rechte treffe, weiß ich nicht. Vielleicht ist sie nur eine Folge arger sittlicher Verderbtheit auf meiner Seite.

„Mein Bruder wird mich beschützen," sagte sie auf einmal in einer gewissen Erregung, als sie sah, daß ich nicht antworten wollte.

„Es ist mir gesagt worden, Sie seien mit ihm in meiner Wohnung gewesen," murmelte ich verwirrt.

„Ja, der unglückliche Fürst Nikolai Iwanowitsch kann sich ja jetzt vor dieser ganzen Intrige oder, richtiger gesagt,

vor seiner leiblichen Tochter fast nirgendhin retten als in Ihre Wohnung, das heißt in die Wohnung eines Freundes; wenigstens ist er ja doch berechtigt, Sie für seinen Freund zu halten! ... Und wenn Sie wirklich etwas zu seinem Beistande tun wollen, so tun Sie dies – wenn anders Sie Hochherzigkeit und Kühnheit genug besitzen ... und endlich, wenn Sie überhaupt etwas tun können. Oh, es handelt sich da nicht darum, mir zu helfen, sondern dem unglücklichen alten Manne, dem einzigen Menschen, der Sie aufrichtig liebt, dem alten Manne, der Sie wie einen Sohn in sein Herz geschlossen hat und sich bis jetzt immer noch nach Ihnen sehnt! Für mich erhoffe ich nichts, nicht einmal von Ihnen – wenn sogar mein leiblicher Vater mir einen so hinterlistigen, boshaften Streich gespielt hat!"

„Ich möchte meinen, daß Andrei Petrowitsch ..." begann ich.

„Andrei Petrowitsch," unterbrach sie mich mit einem bitteren Lächeln, „Andrei Petrowitsch hat mir damals auf meine direkte Frage ehrenwörtlich geantwortet, er habe nie auch nur die entferntesten Absichten auf Katerina Nikolajewna gehabt; ich habe dieser Angabe völlig Glauben geschenkt, als ich meinen Schritt tat; aber dabei stellte sich heraus, daß er nur so lange ruhig blieb, bis er die erste Nachricht über einen Herrn Bjoring erhielt."

„Das verhält sich anders," rief ich; „es hat einen Augenblick gegeben, wo auch ich nahe daran war, an seine Liebe zu dieser Frau zu glauben, – aber dem ist nicht so ... Und selbst wenn es so wäre, so könnte er, möchte ich meinen, jetzt vollständig beruhigt sein ... nachdem die Beziehungen zu diesem Herrn abgebrochen worden sind."

„Zu welchem Herrn?"

„Zu Bjoring."

„Wer hat Ihnen etwas von dem Abbruch der Beziehungen gesagt? Vielleicht hat dieser Herr noch nie so viel zu bedeuten gehabt wie jetzt," sagte sie mit einem giftigen Lächeln; es schien mir sogar, als ob sie auch mich spöttisch anblickte.

„Mir hat es Darja Onisimowna gesagt," murmelte ich in einer Verwirrung, die ich nicht imstande war zu verbergen, und die sie recht wohl bemerkte.

„Darja Onisimowna ist eine sehr liebe Person, und ich kann ihr natürlich nicht verbieten, mich gern zu haben; aber sie hat absolut nicht die Möglichkeit, Dinge in Erfahrung zu bringen, die sie nicht berühren."

Mein Herz zog sich schmerzlich zusammen, und wenn sie es tatsächlich darauf angelegt hatte, mich in Empörung zu versetzen, so hatte sie ihren Zweck erreicht; denn es loderte allerdings bei mir eine starke Empörung auf, aber nicht gegen jene Frau, sondern einstweilen nur gegen Anna Andrejewna selbst. Ich erhob mich von meinem Platze.

„Als ehrenhafter Mensch muß ich Sie im voraus darauf aufmerksam machen, Anna Andrejewna, daß Ihre Erwartungen . . . in bezug auf mich . . . sich vielleicht als durchaus falsch erweisen werden . . ."

„Ich erwarte, daß Sie mich beschützen," sagte sie, mich fest ansehend, „mich, die ich von allen verlassen bin, mich, Ihre Schwester, wenn Sie mich so nennen wollen, Arkadi Makarowitsch."

Noch ein Augenblick, und sie hätte angefangen zu weinen.

„Nun, erwarten Sie lieber nichts, weil vielleicht nichts geschehen wird," stammelte ich; ich hatte eine unaussprechlich peinliche Empfindung.

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen?" fragte sie; ihr Ton klang jetzt sehr furchtsam.

„In dem Sinne, daß ich von Ihnen allen fortgehen werde, und damit basta!“ rief ich plötzlich beinahe wütend; „und das Schriftstück werde ich zerreißen. Leben Sie wohl!“

Ich machte ihr eine Verbeugung und ging schweigend hinaus, wagte aber dabei kaum, sie anzusehen; aber ich war noch nicht die Treppe hinuntergestiegen, als mich Darja Onisimowna mit einem zusammengefalteten halben Briefbogen einholte. Woher Darja Onisimowna auf einmal auftauchte, und wo sie während meines Gespräches mit Anna Andrejewna gesteckt haben mochte, das ist mir unverständlich. Sie sagte kein Wort, sondern übergab mir nur das Blatt Papier und lief wieder zurück. Ich schlug das Blatt auseinander: es enthielt in sorgsamer, deutlicher Schrift Lamberts Adresse und war offenbar schon einige Tage vorher zurechtgemacht worden. Ich erinnerte mich auf einmal, daß ich, als Darja Onisimowna damals bei mir war, ihr gesagt hatte, ich wüßte nicht, wo Lambert wohne; aber ich hatte es so gemeint: „Ich weiß es nicht und will es nicht wissen.“ Im vorliegenden Augenblicke aber wußte ich Lamberts Adresse bereits durch Lisa, die ich expreß gebeten hatte, sich auf dem Adreßbureau danach zu erkundigen. Dieses Verfahren von seiten Anna Andrejewnas erschien mir nun doch allzu energisch, ja unverfroren: trotzdem ich mich geweigert hatte, ihr behilflich zu sein, schickte sie mich, als ob sie meinen Worten nicht den geringsten Glauben schenkte, geradeswegs zu Lambert. Es war mir ganz klar, daß sie über das Schriftstück bereits vollständig orientiert war, und von wem anders konnte sie es erfahren haben als von Lambert, zu dem sie mich deshalb auch hinschickte, damit ich mit ihm alles verabreden möchte.

„Sie halten mich entschieden alle ohne Ausnahme für

einen grünen Burschen ohne eigenen Willen und ohne festen Charakter und meinen, mit mir alles machen zu können," dachte ich empört.

II

Nichtsdestoweniger ging ich zu Lambert. Wo hätte ich auch sonst die Neugierde, die ich empfand, stillen können? Lambert wohnte, wie sich herausgestellt hatte, sehr weit entfernt, in der Kosoi-Gasse, beim Sommergarten, immer noch in denselben Chambres garnies; aber damals, als ich von ihm weglief, hatte ich so wenig auf den Weg und die Entfernung geachtet, daß, als Lisa mir vier Tage darauf seine Adresse mitteilte, ich ganz erstaunt war und es beinahe nicht glauben wollte, daß er dort wohne. An der Tür zu den Chambres garnies, in der dritten Etage, bemerkte ich, während ich noch die Treppe hinaufstieg, zwei junge Männer und dachte, sie hätten wohl vor mir geklingelt und warteten darauf, daß geöffnet werde. Während ich hinaufstieg, standen sie beide mit dem Rücken nach der Tür zu da und betrachteten mich angelegentlich. „Da sind Chambres garnies; die beiden werden gewiß zu einem andern Mieter wollen," dachte ich bei mir, als ich mich ihnen mit finsterem Gesichte näherte. Es wäre mir sehr unangenehm gewesen, bei Lambert jemand zu treffen. Indem ich es vermied, sie anzusehen, streckte ich die Hand nach dem Klingelgriff aus.

„Attendez!" rief mir der eine zu.

„Bitte, warten Sie noch mit dem Klingeln!" sagte der andere junge Mensch mit wohlklingender, angenehmer Stimme: er zog beim Reden die Worte in modischer Weise ein wenig in die Länge. „Wir sind hier gleich fertig und klingeln dann alle zusammen; ist es Ihnen recht?"

Ich hielt inne. Beide waren noch sehr junge Leute, etwa zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt; sie waren dort an

der Tür in einer sonderbaren Beschäftigung begriffen, und ich suchte erstaunt daraus klug zu werden. Derjenige, welcher „Attendez!“ gerufen hatte, war ein sehr hochaufgeschossener Bursche, hager und ausgemergelt, aber sehr muskulös, mit einem für seine Statur sehr kleinen Kopfe und einem sozusagen komisch-düsteren Ausdruck auf dem etwas pockennarbigen, aber ziemlich klugen und sogar angenehmen Gesichte. Seine Augen hatten einen Blick von auffallender Starrheit und ganz unnötiger, überflüssiger Energie. Sein Kostüm war sehr schäbig: er trug einen alten wattierten Mantel mit einem kleinen, ausgehaarten Kragen von Schuppenpelz (der Mantel war für seine Gestalt zu kurz und offenbar für eine andere Person angefertigt), häßliche, beinahe bäuerische Stiefel und einen schrecklich verbeulten, fuchsig gewordenen Zylinderhut. Der ganze Mensch machte den Eindruck eines Schmutzfinken: die handschuhlosen Hände waren unsauber, und die langen Nägel wiesen Trauerränder auf. Im Gegensatze zu ihm war sein Kamerad stutzerhaft gekleidet; das sah man an seinem leichten Iltispelz, an seinem eleganten Hute und an den neuen, hellfarbigen Handschuhen, in denen seine schlanken Finger steckten; an Körpergröße kam er mir ungefähr gleich, aber sein frisches, jugendliches Gesicht trug einen außerordentlich liebenswürdigen Ausdruck.

Der lange Bursche war dabei, sich die Krawatte abzubinden, ein ganz zerlumptes, schmieriges Band oder schon mehr eine Art Strippe; der nette junge Mensch aber zog eine andere, neue, eben gekaufte schwarze Krawatte aus der Tasche und bemühte sich, sie dem langen Burschen umzubinden, der ihm gehorsam und mit ernstem Gesichte seinen sehr langen Hals hinreckte und dabei den Mantel von den Schultern zurückschlug.

„Nein, bei einem so schmutzigen Hemde geht das nicht," sagte der mit dem Umbinden Beschäftigte; „es macht nicht nur keinen schönen Effekt, sondern das Ganze sieht noch schmutziger aus. Ich hatte dir doch gesagt, du solltest dir einen reinen Kragen umbinden. Ich bekomme es nicht zurecht ... Verstehen Sie es vielleicht?" wandte er sich plötzlich an mich.

„Was denn?" fragte ich.

„Sehen Sie, hier, ihm die Krawatte umzubinden. Wissen Sie, man muß es irgendwie so einrichten, daß sein schmutziges Hemd nicht zu sehen ist; sonst geht unfehlbar der ganze schöne Effekt verloren. Ich habe ihm eben erst expreß eine Krawatte beim Friseur Philippe gekauft, für einen Rubel."

„Für jenen Rubel?" murmelte der Lange.

„Ja, für jenen Rubel; jetzt habe ich keine Kopeke mehr. Also Sie verstehen es auch nicht? Dann werden wir Alfonsina bitten müssen."

„Zu Lambert?" fragte mich der Lange auf einmal in scharfem Tone.

„Ja, ich will zu Lambert," antwortete ich ihm nicht minder energisch und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Dolgorowki?" fragte er in demselben Tone und ebenso laut weiter.

„Nein, ich heiße nicht Korowkin," antwortete ich ebenso scharf; ich hatte falsch gehört gehabt.

„Dolgorowki?!" wiederholte der Lange, beinahe schreiend, und trat fast drohend auf mich zu.

Sein Kamerad fing an zu lachen.

„Er sagt Dolgorowki, nicht Korowkin," sagte er erklärend zu mir. „Wissen Sie, die Franzosen im Journal des Débats verdrehen oft die russischen Namen ..."

„In der Indépendance," brummte der Lange.

„Na, meinetwegen auch in der Indépendance. Für Dolgoruki zum Beispiel schreiben sie Dolgorowki, das habe ich selbst gelesen, und den Grafen W***w nennen sie immer comte Wallonieff."

„Doboyny!" schrie der Lange.

„Ja, da ist auch noch ein gewisser Doboyny; ich habe es selbst gelesen, und wir haben beide darüber gelacht: eine russische madame Doboyny im Auslande ... aber sag mal, wozu reden wir von denen allen?" wandte er sich plötzlich an den Langen.

„Entschuldigen Sie, sind Sie Herr Dolgoruki?"

„Ja, mein Name ist Dolgoruki; aber woher wissen Sie das?"

Der Lange flüsterte dem netten jungen Manne etwas ins Ohr; dieser runzelte die Stirn und machte eine verneinende Gebärde; aber der Lange wandte sich auf einmal an mich:

„Monsieur le prince, vous n'avez pas de rouble d'argent pour nous, pas deux, mais un seul, voulez-vous?"

„Ach, was bist du für ein gräßlicher Mensch!" rief der Nette, der Jüngere.

„Nous vous rendons," schloß der Lange; er sprach die französischen Worte in plumper, ungeschickter Manier aus.

„Wissen Sie, er ist ein Satiriker," sagte der Jüngere lachend zu mir. „Sie meinen wohl, er könne kein Französisch? Er spricht wie ein Pariser; er äfft nur den Russen nach, die in Gesellschaft leidenschaftlich gern miteinander französisch sprechen, ohne es doch zu können ..."

„Dans les wagons," fügte der Lange zur Erklärung hinzu.

„Na ja, auch in den Waggons: ach, was bist du für ein

langweiliger Peter! Es ist zwecklos, das breitzutreten. Eine wunderliche Passion, sich dumm zu stellen!"

Ich hatte unterdes einen Rubel hervorgeholt und reichte ihn dem Langen hin.

„Nous vous rendons," sagte er, indem er den Rubel einsteckte; dann wandte er sich plötzlich zur Tür und machte sich mit völlig unbewegtem, ernstem Gesichte und vor allen Dingen ohne die geringste Spur von Erregung daran, mit der Spitze seines riesigen, derben Stiefels dagegen zu hämmern.

„Ach, du wirst wieder mit Lambert Zank bekommen," bemerkte der Jüngere beunruhigt. „Dann, bitte, klingeln Sie lieber!"

Ich klingelte; aber der Lange fuhr dennoch fort, mit dem Stiefel zu hämmern.

„Ah, sacré . . ." ließ sich plötzlich Lamberts Stimme hinter der Tür vernehmen, die er schnell öffnete.

„Dites donc, voulez-vous que je vous casse la tête, mon ami?" schrie er den Langen an.

„Mon ami, voilà Dolgorowki, l'autre mon ami," erwiderte der Lange in würdevollem, ernstem Tone und sah dabei Lambert unverwandt an, der vor Zorn ganz rot geworden war.

Sowie dieser mich erblickte, änderte sich sein ganzes Wesen wie mit einem Schlage.

„Du bist da, Arkadi! Endlich! Na, also bist du wieder gesund, endlich wieder gesund?"

Er ergriff meine beiden Hände und drückte sie mir kräftig; kurz, er bekundete ein so aufrichtiges Entzücken, daß ich mich sogleich davon sehr angenehm berührt fühlte und ihn sogar liebgewann.

„Du bist der erste, zu dem ich komme!"

„Alphonsine!“ rief Lambert.

Diese kam sofort hinter dem Bettschirm hervorgesprungen.

„Le voilà!“

„C'est lui!“ rief Alfonsina, schlug die Hände zusammen und wollte, nachdem sie die Arme wieder auseinandergebreitet hatte, auf mich zustürzen, um mich zu umarmen; aber Lambert beschützte mich.

„Nein, nein, nein, tout beau!“ rief er ihr wie einem Hunde zu. „Siehst du, Arkadi, wir, das heißt ein paar junge Leute, haben uns heute verabredet, bei den Tataren zu dinieren. Ich lasse dich nicht mehr los; du mußt mit uns mitfahren. Wir wollen dinieren; nach Tische schmeiße ich diese hier sofort hinaus, und dann wollen wir beide nach Herzenslust miteinander plaudern. Komm nur herein, komm nur herein! Wir machen uns gleich auf; nur noch einen Augenblick!“

Ich trat ein, stellte mich mitten im Zimmer hin, sah mich rings um und überließ mich meinen Erinnerungen. Lambert kleidete sich hinter dem Bettschirm schnell um. Der Lange und sein Kamerad waren ebenfalls hinter uns her eingetreten, ohne sich durch Lamberts Worte zurückschrecken zu lassen.

„Mademoiselle Alphonsine, voulez-vous me baiser?“ brummte der Lange.

„Mademoiselle Alphonsine,“ begann der Jüngere, indem er an sie herantrat und ihr die Krawatte zeigte; aber sie stürzte grimmig auf die beiden los:

„Ah, le petit vilain!“ rief sie dem Jüngeren zu. „Ne m'approchez pas, ne me salissez pas, et vous, le grand dadais, je vous flanque à la porte tous les deux, savez-vous cela.“

Der Jüngere ließ es sich nicht anfechten, daß sie ihn so geringschätzig und verächtlich abgewehrt hatte, als fürchte sie wirklich, sich an ihm zu beschmutzen (was ich absolut nicht begriff, da er ein so nettes Gesicht hatte und, nachdem er den Pelz abgelegt, sich so gut gekleidet zeigte), sondern begann sie beharrlich zu bitten, sie möchte doch seinem langen Freunde die Krawatte umbinden und ihm vorher einen reinen Kragen von Lambert umknöpfen. Diese hätte, empört über eine solche Zumutung, beinahe auf die beiden losgeprügelt; aber Lambert, der es mit angehört hatte, rief ihr von der andern Seite des Bettschirmes her zu, sie solle sie alle nicht aufhalten, sondern tun, was von ihr verlangt würde; „sonst werden wir sie gar nicht los," fügte er hinzu, und Alfonsina holte sofort einen Kragen und band, ohne jetzt auch nur eine Spur von Widerwillen zu zeigen, dem Langen die Krawatte um. Dieser reckte, gerade wie vorher auf der Treppe, ihr während des Umbindens seinen Hals hin.

„Mademoiselle Alphonsine, avez-vous vendu votre bologne?" fragte er.

„Qu'est-ce que ça, ma bologne?"

Der Jüngere erklärte es ihr, daß „la bologne" das Bologneserhündchen bedeute.

„Tiens, quel est ce baragouin?"

„Je parle comme une dame russe sur les eaux minérales," bemerkte le grand dadais, der immer noch mit vorgestrecktem Halse dastand.

„Qu'est-ce que ça qu'une dame russe sur les eaux minérales et . . . où est donc votre jolie montre, que Lambert vous a donnée?" wandte sie sich plötzlich an den Jüngeren.

„Was? Hat er wieder keine Uhr mehr?" rief Lambert in gereiztem Tone hinter dem Bettschirme.

„Wir haben sie aufgegessen!“ brummte le grand dadais.

„Ich habe sie für acht Rubel verkauft; sie war ja nur silbervergoldet, und Sie hatten gesagt, es wäre eine goldene. Solche Uhren kosten jetzt auch im Laden nur sechzehn Rubel,“ sagte der Jüngere, der sich nur ungern rechtfertigte, zu Lambert.

„Dem muß ein Ende gemacht werden!“ fuhr Lambert noch ärgerlicher fort. „Ich kaufe Ihnen, mein junger Freund, nicht darum Kleider und andere schöne Sachen, damit Sie sie für Ihren langen Freund vergeuden... Was haben Sie denn da wieder für eine Krawatte gekauft?“

„Die kostet nur einen Rubel; die ist nicht von Ihrem Gelde. Er hatte überhaupt keine Krawatte, und einen Hut muß ich ihm auch noch kaufen.“

„Unsinn!“ rief Lambert, der jetzt wirklich böse geworden war. „Ich hatte ihm auch zu einem Hute genug Geld gegeben; aber er hat es sogleich für Austern und Champagner ausgegeben. Er stinkt geradezu, ein solcher Schmutzfink ist er; man kann ihn nirgend mit hinbringen. Wie soll ich ihn zum Essen mitnehmen?“

„In einer Droschke,“ brummte der dadais. „Nous avons un rouble d'argent que nous avons prêté chez notre nouvel ami.“

„Gib ihnen nichts, Arkadi, gar nichts!“ schrie Lambert wieder.

„Erlauben Sie, Lambert, ich fordere geradezu von Ihnen auf der Stelle zehn Rubel,“ sagte der Jüngere auf einmal; er war so zornig geworden, daß ihm das Blut ins Gesicht gestiegen war und er davon fast noch einmal so schön aussah. „Und wagen Sie es nie wieder, solche Dummheiten zu reden, wie jetzt eben zu Dolgoruki. Ich verlange zehn Rubel, um Herrn Dolgoruki sogleich seinen Rubel wieder-

geben zu können, und für das übrige Geld werde ich Andrejew sofort einen Hut kaufen; Sie werden es selbst sehen."

Lambert trat hinter dem Bettschirm hervor.

„Da sind drei Gelbe, drei Rubel, und mehr gibt es nicht bis Dienstag, und daß Sie sich nicht unterstehen ... sonst ..."

Le grand dadais riß ihm das Geld nur so aus der Hand.

„Dolgorowki, da ist der Rubel, nous vous rendons avec beaucoup de grâce. Peter, wir wollen fahren!" schrie er seinem Kameraden zu, und indem er dann auf einmal die beiden Scheine in die Höhe hob und umherschwenkte und Lambert dreist ins Gesicht blickte, brüllte er aus voller Kehle: „Ohé, Lambert! Où est Lambert? As-tu vu Lambert?" *)

„Daß Sie sich nicht unterstehen, daß Sie sich nicht unterstehen!" brüllte auch Lambert in fürchterlichstem Zorne.

Ich sah, daß alledem etwas früher Geschehenes zugrunde lag, was mir nicht bekannt war, und betrachtete die Szene mit Verwunderung. Aber der Lange ließ sich durch Lamberts Zorn in keiner Weise einschüchtern; er brüllte vielmehr noch ärger: „Ohé, Lambert!" usw. Unter solchem Geschrei gingen sie auf die Treppe hinaus. Lambert wollte ihnen zuerst nachlaufen, nahm aber sogleich wieder davon Abstand und kehrte zurück.

„Na wart, die werde ich bald wegjagen! Sie kosten immer mehr, als man von ihnen hat ... Wir wollen gehen, Arkadi! Ich habe mich schon verspätet. Es erwartet mich dort jemand ... Auch so ein Vieh ... Alle sind sie Viehzeug! Gesindel, Gesindel!" schrie er wieder und knirschte beinahe mit den Zähnen; aber auf einmal gewann er seine Selbstbeherrschung zurück. „Ich freue mich, daß du endlich

*) Ein Zitat aus Boileaus dritter Satire. Anm. des Übersetzers.

gekommen bist. Alphonsine, daß du keinen Schritt aus dem Hause gehst! Komm!"

Vor der Haustür erwartete ihn eine elegante, mit einem Traber bespannte Droschke. Wir stiegen ein; aber noch während der ganzen Fahrt konnte er von seiner Wut auf diese jungen Leute nicht loskommen und sich nicht beruhigen. Ich wunderte mich, daß er die Sache so ernst nahm, und auch darüber, daß sie sich gegen Lambert so respektlos benahmen und er sogar beinahe vor ihnen Furcht hatte. Infolge des alten Eindrucks, der bei mir noch von der Kinderzeit her haften geblieben war, hatte ich immer die Vorstellung, alle Leute müßten sich vor Lambert fürchten, so daß ich trotz all meiner Unabhängigkeit in jenem Augenblicke sicherlich auch selbst vor Lambert Angst hatte.

„Ich kann dir sagen, das ist alles ein schauderhaftes Gesindel," redete Lambert weiter, der sich noch immer nicht beruhigen konnte. „Kannst du es glauben: dieser lange, gräßliche Kerl hat mich vorgestern in guter Gesellschaft arg gepeinigt. Stellt er sich da vor mich hin und schreit: ‚Ohé, Lambert!' In guter Gesellschaft! Alle lachten und wußten, daß er das tat, damit ich ihm Geld gäbe – du kannst dir meine Lage vorstellen. Ich gab ihm welches. Oh, das sind Schurken! Kannst du es glauben: er war Fähnrich in einem Regimente und wurde weggejagt; und kannst du dir das vorstellen: er besitzt eine gute Bildung; er ist in einem guten Hause erzogen worden, kannst du dir das vorstellen? Er hat eigene Gedanken; er könnte ... Ach, hol's der Teufel! Und er ist stark wie ein Herkules. Er ist nützlich, aber nur wenig. Und er wäscht sich nicht die Hände, das hast du wohl selbst gesehen. Ich habe ihn einer Dame, einer alten vornehmen Dame, empfohlen und ihr gesagt, er bereue und wolle sich aus Gewissensbissen

das Leben nehmen; aber als er zu ihr kam, setzte er sich hin und fing an zu pfeifen. Und der andere, der Hübsche, ist der Sohn eines Generals; die Familie schämt sich seiner; ich habe ihn vor der gerichtlichen Verurteilung bewahrt, ihn gerettet; und nun sieh, wie er es mir dankt! Hier gibt es keine ordentlichen Leute! Ich werde diese Bande zum Teufel jagen!"

„Sie kennen meinen Namen; du hast mit ihnen von mir gesprochen?"

„Diese Dummheit habe ich begangen. Wenn man so nach Tische ein Weilchen mit den Menschen zusammen sitzt, da ist es schwer, sich Zwang aufzuerlegen ... Es kommt da heute noch so eine schreckliche Kanaille hin. Ich sage dir: das ist mal eine schreckliche Kanaille und ein furchtbar schlaues Subjekt! Hier sind alle Menschen Schufte, hier gibt es keinen einzigen ehrenhaften Menschen! Na, aber wenn ich erst mit ihnen werde Schluß gemacht haben, dann ... Was ißt du gern? Na, ganz egal; man speist dort gut. Ich werde bezahlen; mach dir keine Sorgen! Das ist gut, daß du anständig angezogen bist. Ich kann dir Geld geben. Komm nur immer zu mir! Stell dir vor, ich habe ihnen hier zu essen und zu trinken geben lassen, jeden Tag Fischpastete; diese Uhr, die er verkauft hat – das war schon zum zweitenmal. Dieser Kleine, Trischatow heißt er, – du hast wohl gesehen, Alfonsina ekelt sich davor, ihn auch nur anzusehen, und verbietet ihm, in ihre Nähe zu kommen – und auf einmal erklärt er im Restaurant, in Gegenwart von Offizieren: ‚Ich will Schnepfen.' Ich habe ihm Schnepfen geben lassen. Aber ich werde mich schon noch rächen!"

„Erinnerst du dich noch, Lambert, wie wir beide in Moskau nach einem Restaurant fuhren und du mich in dem

Restaurant mit einer Gabel stachest, und wie du damals fünfhundert Rubel hattest?"

„Jawohl, ich erinnere mich daran. Zum Teufel ja, gewiß! Ich kann dich gut leiden ... Das kannst du mir glauben. Niemand kann dich leiden; aber ich kann dich gut leiden; nur ich, vergiß das nicht ... Der, der da heute hinkommt, ein pockennarbiger Kerl, das ist eine ganz schlaue Kanaille; antworte ihm nichts, wenn er mit dir zu reden anfängt; und wenn er dich fragt, so antworte Unsinn oder schweige! ..."

Wenigstens fragte er infolge seiner Aufregung mich unterwegs über nichts aus. Ich fühlte mich sogar ordentlich beleidigt dadurch, daß er ein solches Vertrauen auf mich setzte und nicht einmal auf die Vermutung kam, ich könnte ihm vielleicht meinerseits mißtrauen. Es schien mir, als hätte er die dumme Anschauung, er könne mich noch so kommandieren wie früher. „Und außerdem ist er schrecklich ungebildet," dachte ich, als ich in das Restaurant trat.

III

In diesem Restaurant in der Morskaja-Straße hatte ich auch früher, in der Zeit meines schmählichen Falles und Lotterlebens, verkehrt, und der Anblick dieser Zimmer, der Anblick dieser Kellner, die mich musterten und in mir einen ehemaligen Besucher wiedererkannten, der Anblick dieser rätselhaften Gesellschaft von Freunden Lamberts, in der ich mich auf einmal befand, und zu der ich schon untrennbar zu gehören schien, und vor allem ein dunkles Vorgefühl, daß ich da freiwillig mit irgendwelchen Schändlichkeiten in Berührung trat und zweifellos damit endigen würde, eine schlechte Handlung zu begehen: dies alles rief bei mir ein Gefühl der Beklemmung hervor. Es gab einen Augen-

blick, wo ich beinahe weggegangen wäre; aber dieser Augenblick ging vorüber, und ich blieb.

Jener Pockennarbige, vor dem Lambert aus einem mir unklaren Grunde solche Angst hatte, erwartete uns bereits. Er gehörte zu den Menschen, deren Gesicht eine große Gewandtheit in Geschäften des praktischen Lebens und daneben eine arge Dummheit auf anderen Gebieten erkennen läßt, ein Typus, den ich beinahe schon seit meiner Kindheit hasse. Er mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein und war von Mittelgröße; sein Haar zeigte schon Spuren von Grau; das flache, boshafte Gesicht war in geradezu abstoßender Weise glatt rasiert; nur auf jeder Backe war ein kleiner, regelmäßiger, grauer, kurzgeschnittener Bartstreifen stehen gelassen, der wie eine kleine Wurst aussah. Selbstverständlich war er langweilig, ernst, wortkarg und sogar nach Art solcher Menschen, Gott weiß warum, hochmütig. Er musterte mich sehr aufmerksam, sagte aber kein Wort. Lambert hielt, obwohl er uns an ein und demselben Tische hatte Platz nehmen lassen, es doch in seiner Dummheit nicht für nötig, uns miteinander bekannt zu machen, und somit konnte jener mich für einen der mit Lambert mitgekommenen Erpresser halten. Mit diesen jungen Leuten, die fast gleichzeitig mit uns eingetroffen waren, sprach er während des ganzen Essens nicht; aber es war dennoch klar, daß er sie genau kannte. Er redete über irgend etwas nur mit Lambert, und zwar fast im Flüstertone, und dabei redete fast nur Lambert, während der Pockennarbige nur kurze, ärgerliche, wie Ultimata klingende Antworten gab. Er benahm sich hochmütig, boshaft und spöttisch; Lambert dagegen befand sich in großer Aufregung und suchte ihn offenbar zu etwas zu überreden; wahrscheinlich suchte er ihn für irgendein Unternehmen zu gewinnen. Einmal streckte

ich die Hand nach einer Flasche mit Rotwein aus; da ergriff der Pockennarbige plötzlich eine Flasche mit Sherry und reichte sie mir, obwohl er bis dahin noch kein Wort mit mir gesprochen hatte.

„Versuchen Sie einmal diesen hier!" sagte er, indem er mir die Flasche hinhielt.

Da erriet ich auf einmal, daß auch ihm ohne Zweifel schon alles mögliche über mich bekannt war: meine Geschichte und mein Name und vielleicht auch die Spekulation, die Lambert auf mich gründete. Der Gedanke, daß er mich möglicherweise für einen Gehilfen Lamberts halte, versetzte mich wieder in Wut; aber auf Lamberts Gesichte prägte sich sofort die stärkste, dümmste Unruhe aus, als jener mich angeredet hatte. Der Pockennarbige bemerkte das und lachte.

„Lambert ist entschieden von all diesen Menschen abhängig," dachte ich und haßte ihn in diesem Augenblicke von ganzer Seele.

So saßen wir zwar während des ganzen Diners an ein und demselben Tische, teilten uns aber doch in zwei Gruppen: einerseits der Pockennarbige und Lambert, nahe am Fenster, einander gegenüber, andrerseits ich neben dem schmierigen Andrejew und mir gegenüber Trischatow. Lambert beschleunigte den Gang des Diners, indem er alle Augenblicke den Kellner zu schnellem Servieren antrieb. Als der Champagner gebracht wurde, hielt er mir auf einmal sein Glas hin.

„Auf dein Wohl! Laß uns anstoßen!" sagte er, sein Gespräch mit dem Pockennarbigen unterbrechend.

„Erlauben Sie auch mir, mit Ihnen anzustoßen?" sagte der hübsche Trischatow und hielt mir sein Glas über den Tisch hin.

Bis zum Champagner war er sehr nachdenklich und

schweigsam gewesen. Der dadais aber hatte überhaupt nicht geredet, sondern geschwiegen und viel gegessen.

„Mit Vergnügen," antwortete ich Trischatow.

Wir stießen miteinander an und tranken aus.

„Ich für meine Person werde nicht auf Ihr Wohl trinken," wandte sich auf einmal der dadais zu mir, „nicht etwa weil ich Ihnen den Tod wünschte, sondern damit Sie hier heute nicht mehr trinken." Er sprach in düsterem Tone und mit starkem Nachdruck. „Sie haben auch an drei Gläsern genug. Sie betrachten, wie ich sehe, meine ungewaschene Faust?" fuhr er fort und legte dabei seine Faust auf den Tisch. „Ich wasche sie nicht und vermiete sie so ungewaschen an Lambert zum Einschlagen fremder Köpfe, falls Lambert einmal in eine kitzliche Situation gerät."

Und nach diesen Worten schlug er plötzlich mit der Faust so kräftig auf den Tisch, daß alle Teller und Gläser in die Höhe sprangen. Außer uns waren in diesem Zimmer noch an vier anderen Tischen dinierende Gäste vorhanden, lauter Offiziere und allerlei andere Herren von sehr anständigem Äußern; das Restaurant war eben Mode. Alle unterbrachen für einen Augenblick ihre Gespräche und sahen nach unserer Ecke hin; aber ich glaube, wir hatten auch schon seit längerer Zeit eine gewisse Neugierde erregt. Lambert war ganz rot geworden.

„Na, fängt er schon wieder an! Ich habe Sie ja wohl gebeten, sich zu menagieren, Nikolai Semjonowitsch," flüsterte er Andrejew zornig zu.

Der sah ihn lange mit ernstem Blicke an.

„Ich will nicht, daß mein neuer Freund Dolgorowki hier heute viel Wein trinkt."

Lambert wurde noch röter. Der Pockennarbige hörte schweigend zu, aber mit offensichtlichem Vergnügen. Andre-

jews herausforderndes Benehmen gefiel ihm aus irgendwelchem Grunde. Ich war der einzige, der nicht verstand, weswegen ich keinen Wein mehr trinken sollte.

„Er tut das nur, um Geld von mir zu bekommen! Sie sollen noch sieben Rubel bekommen, hören Sie wohl? nach Tische; aber lassen Sie uns unser Diner beenden, und blamieren Sie uns nicht!" sagte Lambert zähneknirschend zu ihm.

„Aha!" brummte der dadais triumphierend.

Das versetzte den Pockennarbigen nun vollends in Entzücken, und er kicherte boshaft.

„Hör mal, du bist schon sehr . . ." sagte Trischatow beunruhigt und mit einem beinahe schmerzlichen Ausdruck zu seinem Freunde, den er augenscheinlich zurückzuhalten wünschte.

Andrejew verstummte, aber nicht für lange; das stimmte nicht zu seinen Absichten. An dem zweitnächsten Tische von uns, etwa fünf Schritte von uns entfernt, speisten zwei Herren und unterhielten sich lebhaft miteinander. Beide standen in mittleren Jahren und sahen so aus, als sei mit ihnen nicht gut Kirschen essen. Der eine war groß und sehr dick, der andere ebenfalls sehr dick, aber klein. Sie sprachen polnisch über die neuesten Vorgänge in Paris. Der dadais hatte schon lange neugierig nach ihnen hingesehen und hingehorcht. Der kleine Pole erschien ihm offenbar als eine komische Figur, und er hatte sogleich einen Haß auf ihn geworfen, nach Art aller gallen- und leberleidenden Leute, bei denen das immer ganz plötzlich und sogar ohne jede Veranlassung vorgeht. Auf einmal nannte der kleine Pole den Namen des Deputierten Madier de Montjau, sprach ihn aber nach der Gewohnheit sehr vieler Polen polnisch aus, das heißt mit dem Ton auf der

vorletzten Silbe, so daß der Name nicht Madier de Montjáu, sondern Madier de Móntjau klang. Das genügte dem dadais, um sich einzumischen. Er wendete sich zu den Polen, richtete sich wichtigtuerisch gerade und sagte auf einmal deutlich markiert und laut im Tone einer Frage:

„Madier de Montjáu?"

Die Polen drehten sich wütend nach ihm um.

„Was wünschen Sie?" rief der große, dicke Pole laut auf russisch.

Der dadais wartete eine Weile.

„Madier de Montjáu," wiederholte er dann auf einmal so laut, daß es durch den ganzen Saal schallte, aber ohne irgendwelche Erklärung zu geben, gerade so dumm, wie er eine Weile vorher an der Flurtür, auf mich zutretend, die Frage: „Dolgorowki?" wiederholt hatte.

Die Polen sprangen auf; auch Lambert sprang eilends vom Tische auf und wollte auf Andrejew losstürzen, ließ dann aber von diesem ab, lief zu den Polen hin und begann, sie demütig um Entschuldigung zu bitten.

„Das sind ja Hanswurste, Pane, das sind ja Hanswurste," sagte der kleine Pole verächtlich, der vor Empörung rot geworden war wie eine Mohrrübe. „Man wird bald nicht mehr hierher kommen können."

Auch im Saale war eine Bewegung entstanden; es wurde gemurrt, größtenteils aber gelacht.

„Kommen Sie hinaus . . . bitte . . . kommen Sie mit!" murmelte Lambert ganz fassungslos, bemüht, Andrejew auf irgendeine Weise aus dem Zimmer hinauszuschaffen.

Dieser blickte Lambert prüfend an, gelangte zu der Überzeugung, daß der ihm jetzt Geld geben werde, und zeigte sich bereit, ihm zu folgen. Wahrscheinlich hatte er schon öfters durch ein derartiges schamloses Benehmen von Lam-

bert Geld erpreßt. Trischatow wollte ihnen schon ebenfalls nachlaufen; aber dann sah er mich an und blieb da.

„Ach, wie widerwärtig!" sagte er und bedeckte seine Augen mit den schmalen Fingern.

„Ja, sehr widerwärtig," flüsterte der Pockennarbige, der jetzt ein recht grimmiges Gesicht machte.

Unterdessen kehrte Lambert, der ganz blaß aussah, zurück und begann, dem Pockennarbigen unter lebhaften Gestikulationen etwas zuzuflüstern. Dieser hatte inzwischen dem Kellner befohlen, recht schnell den Kaffee zu bringen; er hörte mit mißmutiger Miene zu und beabsichtigte offenbar, möglichst bald wegzugehen. Und doch war die ganze Geschichte nur ein einfacher Schuljungenstreich gewesen. Trischatow kam mit seiner Kaffeetasse von seinem Platze zu mir herum und setzte sich neben mich.

„Ich habe ihn sehr gern," begann er mit so offenherziger Miene zu mir zu reden, als ob er schon wer weiß wie oft mit mir darüber gesprochen hätte. „Sie glauben gar nicht, wie unglücklich Andrejew ist. Er hat die Mitgift seiner Schwester durch die Gurgel gejagt und überhaupt alles, was sie hatten, in dem Jahre, wo er beim Militär diente, vergeudet, und ich sehe, daß ihn jetzt die Reue quält. Und daß er sich nicht wäscht, das tut er nur aus Verzweiflung. Und er hat ganz sonderbare Ideen: er sagt einem auf einmal, ein Schuft und ein ehrenhafter Mann, das sei ganz dasselbe, dazwischen sei gar kein Unterschied; man solle nichts tun, weder Gutes noch Schlechtes; oder es sei ganz gleich, man könne sowohl Gutes wie Schlechtes tun; am besten aber sei es, wenn man sich hinlege, ohne einen Monat lang die Kleider auszuziehen, und trinke, esse und schlafe, weiter nichts. Aber Sie können glauben: er sagt das nur so. Und wissen Sie, ich glaube sogar, diese Torheit

hat er jetzt nur deshalb begangen, weil er mit Lambert vollständig Schluß machen wollte. Das hat er noch gestern zu mir gesagt. Können Sie es glauben: manchmal in der Nacht, oder wenn er lange allein sitzt, fängt er an zu weinen, und wissen Sie, wenn er weint, so macht er das in ganz sonderbarer Weise, wie sonst kein Mensch weint; er heult, heult schrecklich, und wissen Sie, da tut er einem noch mehr leid ... Und dabei ist er doch ein so großer, starker Mensch; aber auf einmal heult er laut los. Was für ein armer Kerl, nicht wahr? Ich möchte ihn retten; aber ich bin ja selbst ein so schändlicher, verlorener Bursche, Sie glauben es gar nicht! Würden Sie mich empfangen, Dolgoruki, wenn ich einmal zu Ihnen käme?"

„O gewiß, kommen Sie nur; ich habe Sie sogar sehr gern."

„Womit verdiene ich das? Nun, ich danke Ihnen. Hören Sie mal, wir wollen noch ein Glas trinken. Aber was rede ich da? Sie tun besser, nichts mehr zu trinken. Darin hat er recht gehabt, daß Sie nicht mehr trinken dürfen" (er blinzelte mir bedeutsam zu); „aber ich werde doch noch etwas trinken. Mir verschlägt es nichts mehr; aber werden Sie es glauben? ich kann mich in keiner Beziehung beherrschen. Sie brauchen mir nur zu sagen, ich müsse darauf verzichten, in feinen Restaurants zu dinieren, dann bin ich auch sofort zu allem bereit, um nur doch dort dinieren zu können. Oh, ich versichere Sie, wir haben den aufrichtigen Wunsch, ehrenhaft zu sein; aber wir schieben es immer auf.

‚Und so vergehn die schönsten, besten Jahre!'

Aber was ihn betrifft, so habe ich eine furchtbare Angst, daß er sich noch einmal aufhängt. Er wird hingehen, ohne einem Menschen vorher ein Wort zu sagen. So ein Mensch

ist er. Heutzutage hängen sich alle auf; wer weiß, vielleicht gibt es viele solche Menschen wie wir. Ich zum Beispiel kann nicht leben ohne Geld zu unnötigen Ausgaben. Es ist mir viel mehr daran gelegen, Geld zu unnötigen Ausgaben zu haben als zu notwendigen. Hören Sie mal, lieben Sie die Musik? Ich liebe sie schrecklich. Wenn ich zu Ihnen komme, werde ich Ihnen etwas vorspielen. Ich spiele sehr gut Klavier und habe lange Musik studiert. Ich habe ernsthaft studiert. Wissen Sie, wenn ich eine Oper komponierte, würde ich den Stoff aus dem Faust entnehmen. Ich liebe dieses Sujet sehr. Ich komponiere immer die Szene im Dom, das heißt, ich lege mir alles so im Kopfe zurecht. Ein gotischer Dom, Inneres; Chöre, Hymnen; Gretchen tritt herein; und wissen Sie, mittelalterliche Chöre, damit man sich gleich in das fünfzehnte Jahrhundert versetzt fühlt. Gretchen in tiefem Gram; zuerst ein Rezitativ, leise, aber schrecklich, qualvoll, und die Chöre brausen düster, streng, teilnahmlos:

‚Dies irae, dies illa!'

Und auf einmal die Stimme des Teufels, die Arie des Teufels. Er ist unsichtbar, nur ein Gesang, der neben den Hymnen, zugleich mit den Hymnen erklingt und fast mit ihnen zusammenfällt, aber dabei doch etwas ganz anderes ist; das muß man auf irgendeine Weise so zustande bringen. Die Arie ist lang, unermüdlich; es ist Tenor, unbedingt Tenor. Sie beginnt leise und sanft: ‚Denkst du noch daran, Gretchen, wie du, noch unschuldig, noch ein Kind, mit deiner Mutter in diesen Dom kamst und aus dem alten Buche Gebete lalltest?' Aber die Arie schwillt immer stärker, heftiger an; die Töne werden höher: man hört in ihnen Tränen, unablässigen, hoffnungslosen Gram und endlich die Verzweiflung: ‚Keine Vergebung, Gretchen;

für dich gibt es hier keine Vergebung!' Gretchen will beten; aber nur Schreie entringen sich ihrer Brust – wissen Sie, wenn von den Tränen ein Krampf die Brust zusammenzieht – aber die Arie des Satans verstummt immer noch nicht; immer tiefer bohrt sie sich in das Herz hinein, wie ein spitzes Messer; immer höher werden die Töne – und auf einmal bricht es beinahe wie ein Schrei heraus: ‚Alles ist zu Ende; du bist verdammt!' Gretchen fällt auf die Knie, drückt die Hände vor der Brust zusammen, – und nun folgt ihr Gebet, etwas ganz Kurzes, halb Rezitativ, aber naiv, ohne alles gemachte Wesen, etwas im höchsten Grade Mittelalterliches, vier Verse, im ganzen nur vier Verse (bei Stradella kommen ein paar solche Töne vor), und bei dem letzten Tone fällt sie in Ohnmacht! Verwirrung. Sie wird aufgehoben und hinausgetragen, – und nun ertönt ein gewaltiger Chor. – Es ist wie ein Donnergeroll von Stimmen, ein begeisterter, siegreicher, überwältigender Chor, so daß alles in seinen Grundfesten schüttert, und alles geht dann in den entzückten, jauchzenden, allgemeinen Ruf hosianna über! Es ist wie ein Schrei des ganzen Weltalls; sie aber wird immer noch getragen, und in diesem Augenblicke fällt der Vorhang! Nein, wissen Sie, wenn ich könnte, würde ich etwas schaffen! Aber ich kann jetzt nichts mehr leisten, sondern überlasse mich immer nur leeren Träumereien. Immer nur Träumereien und Träumereien; mein ganzes Leben hat sich in eine einzige Träumerei verwandelt; auch in der Nacht hänge ich solchen Träumereien nach. Ach, Dolgoruki, haben Sie den ‚Raritätenladen' von Dickens gelesen?"

„Ja, ich habe ihn gelesen. Wieso?"

„Erinnern Sie sich (warten Sie, ich will noch ein Glas trinken), erinnern Sie sich da an eine Stelle am Schlusse,

wo die beiden, dieser irrsinnige Alte und dieses reizende, dreizehnjährige Mädchen, seine Enkelin, nach ihrer phantastischen Irrfahrt endlich irgendwo am Rande von England ein Asyl gefunden haben, in der Nähe eines mittelalterlichen, gotischen Domes; und das Mädchen hat da so eine Art Amt bekommen: sie muß den Besuchern den Dom zeigen. Und da geht nun eines Abends die Sonne unter, und dieses Kind steht, ganz von den letzten Strahlen übergossen, in der Vorhalle und blickt, still und nachdenklich sinnend, in den Sonnenuntergang, und seine Kinderseele ist erstaunt, als stände sie vor einem Rätsel; denn es ist ja auch das eine wie das andere eine Art von Rätsel: die Sonne als ein Gedanke Gottes und der Dom als ein Gedanke der Menschen ... nicht wahr? Ach, ich verstehe das nicht auszudrücken; aber Gott liebt solche ersten Gedanken von Kindern ... Und da neben ihr auf den Stufen sitzt dieser irrsinnige alte Großvater und blickt sie unverwandt an ... Wissen Sie, es ist ja eigentlich nichts Besonderes daran an diesem Bildchen bei Dickens, absolut nichts; aber Sie werden es Ihr lebelang nicht vergessen, und in ganz Europa hat sich der Eindruck, den es macht, erhalten – woher wohl? Es ist etwas Herrliches! Da ist Unschuld! Ach, ich weiß nicht, was da ist; aber es ist schön. Auf dem Gymnasium habe ich immer Romane gelesen. Wissen Sie, ich habe eine Schwester auf dem Lande; sie ist nur ein Jahr älter als ich ... Oh, jetzt ist da schon alles verkauft, und wir haben kein Gut mehr! Ich saß einmal mit ihr in der Veranda, unter unsern alten Linden, und wir lasen diesen Roman, und die Sonne ging auch gerade unter, und auf einmal hörten wir auf zu lesen und sagten zueinander, daß auch wir gute Menschen, edle Menschen werden wollten – ich bereitete mich damals zum Eintritt in die Universität

vor, und ... Ach, Dolgoruki, wissen Sie, jeder hat so seine Erinnerungen! ..."

Und auf einmal lehnte er seinen hübschen Kopf an meine Schulter und brach in Tränen aus. Er tat mir leid, sehr leid. Allerdings hatte er viel Wein getrunken; aber er hatte so aufrichtig und so brüderlich mit mir gesprochen und mit so tiefer Empfindung ... Aber gerade in diesem Augenblicke erscholl auf der Straße Geschrei, und es klopfte jemand da, wo wir saßen, heftig mit dem Knöchel ans Fenster (das Restaurant hatte große, aus je einer Scheibe bestehende Fenster und lag im Erdgeschoß, so daß man von der Straße aus mit der Hand anklopfen konnte). Es war der hinausbeförderte Andrejew.

„Ohé, Lambert! Où est Lambert? As-tu vu Lambert?" schrie er wild auf der Straße.

„Ach, er ist noch hier! Also er ist nicht weggegangen?" rief mein junger Bekannter und sprang vom Stuhle auf.

„Die Rechnung!" rief Lambert zähneknirschend dem Kellner zu.

Die Hände zitterten ihm nur so vor Wut, als er zu bezahlen anfing; aber der Pockennarbige erlaubte nicht, daß er für ihn bezahle.

„Warum denn nicht? Ich habe Sie ja doch eingeladen, und Sie haben meine Einladung angenommen!"

„Nein, erlauben Sie schon!" erwiderte der Pockennarbige, zog sein Portemonnaie heraus, berechnete seinen Anteil und bezahlte für sich besonders.

„Sie kränken mich, Semjon Sidorowitsch!"

„Ich will es nun einmal so," erwiderte Semjon Sidorowitsch in scharfem Tone, nahm seinen Hut und ging, ohne jemandem Adieu zu sagen, allein aus dem Saale.

Lambert warf dem Kellner das Geld hin und lief eilig

hinaus ihm nach, wobei er sogar in seiner Verwirrung mich ganz vergaß. Ich und Trischatow gingen zuletzt von allen hinaus. Andrejew stand wie ein Werftpfahl an der Haustür und wartete auf Trischatow.

„Taugenichts!" rief ihm Lambert zu, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

„Oho!" brüllte Andrejew zur Antwort und schlug ihm, weit ausholend, mit einem einzigen Schlage seines Armes den Zylinderhut ab, der auf dem Trottoir dahinkollerte.

Lambert lief in unwürdiger Weise hinterher, um ihn aufzuheben.

„Vingt-cinq roubles!" sagte Andrejew zu Trischatow und zeigte ihm die Banknote, die er Lambert kurz vorher abgepreßt hatte.

„So hör doch auf!" rief ihm Trischatow zu. „Warum machst du immer Krakeel? Und warum hast du ihm fünfundzwanzig abgezwackt? Du hattest doch nur sieben von ihm zu bekommen."

„Warum ich ihm soviel abgezwackt habe? Er hatte uns ein Diner à part mit hübschen Weibern versprochen, und statt der Weiber hat er uns den Pockennarbigen serviert, und außerdem habe ich nicht zu Ende gegessen und hier in der Kälte für achtzehn Rubel gefroren. Sieben Rubel war er mir noch schuldig – siehst du, das macht gerade fünfundzwanzig."

„Scheren Sie sich beide zum Teufel!" schrie Lambert. „Ich werde Ihnen beiden den Laufpaß geben; ich werde Sie schon klein kriegen . . ."

„Lambert, ich werde Ihnen den Laufpaß geben; ich werde Sie klein kriegen," schrie Andrejew. „Adieu, mon prince, trinken Sie keinen Wein mehr! Peter, marsch! Ohé, Lambert! Où est Lambert? As-tu vu Lambert?"

brüllte er zum letztenmal, während er sich mit gewaltigen Schritten entfernte.

„Ich werde also zu Ihnen kommen; ja? darf ich?" flüsterte mir Trischatow noch schnell zu und eilte dann seinem Freunde nach.

Ich blieb allein mit Lambert zurück.

„Na . . . dann komm!" sagte er; er schien nur mühsam Atem zu holen und ganz benommen zu sein.

„Wohin soll ich mitgehen? Ich gehe nirgendhin mit dir mit!" beeilte ich mich ihm herausfordernd zuzurufen.

„Was soll das heißen, daß du nicht mitkommen willst?" erwiderte er erschrocken und ängstlich; er kam auf einmal wieder zu sich. „Ich habe ja nur darauf gewartet, daß wir beide allein blieben!"

„Aber wohin soll es denn gehen?"

Ich muß gestehen, es summte mir auch ein bißchen im Kopf von den drei Gläsern Champagner und den zwei Gläsern Sherry.

„Dahin, gleich dahin, siehst du?"

„Aber da steht ja ‚Frische Austern' angeschrieben. Da riecht es so greulich . . ."

„Das ist nur, weil du eben vom Diner kommst; das ist ja das Geschäft von Miljutin; wir brauchen ja keine Austern zu essen, aber du sollst Champagner zu trinken bekommen . . ."

„Ich will nicht. Du willst mich betrunken machen."

„Das haben dir die beiden in den Kopf gesetzt; sie haben sich über dich lustig gemacht. Wie kannst du solchen Schuften glauben!"

„Nein, Trischatow ist kein Schuft. Und ich verstehe auch selbst vorsichtig zu sein – nun weißt du's!"

„Was? Hast du einen eigenen Willen?"

„Ja, ich habe einen eigenen Willen, mehr als du; denn du machst dich ja zum Sklaven des ersten besten. Du hast uns blamiert; du hast die Polen wie ein Lakai um Verzeihung gebeten. Du hast gewiß schon oft in Restaurants Prügel besehen?"

„Aber wir müssen doch miteinander reden, Schafskopf!" rief er mit einer verächtlichen Ungeduld, die beinahe sagte: ‚Du willst auch noch reden?' „Du fürchtest dich wohl, wie? Bist du mein Freund oder nicht?"

„Ich bin nicht dein Freund, und du bist ein Gauner. Aber ich will mitkommen, bloß um dir zu zeigen, daß ich mich nicht vor dir fürchte. Ach, wie greulich das hier riecht; es riecht nach Käse! Ekelhaft!"

Sechstes Kapitel

I

Ich bitte noch einmal, nicht zu vergessen, daß es mir ein bißchen im Kopfe summte; wäre das nicht der Fall gewesen, so würde ich anders geredet und gehandelt haben. In diesem Ladengeschäfte konnte man in einem Hinterzimmer tatsächlich Austern essen, und wir setzten uns an ein mit einer widerwärtig schmutzigen Serviette gedecktes Tischchen. Lambert ließ Champagner bringen; das Glas mit dem kalten, goldfarbenen Weine stand vor mir und sah mich verführerisch an, aber ich war ärgerlich.

„Siehst du, Lambert, vor allen Dingen ist es mir beleidigend, daß du denkst, du könntest mir jetzt noch so befehlen wie ehemals bei Touchard, während du doch hier selbst der gehorsame Diener aller möglichen Leute bist."

„Schafskopf! Na, laß uns anstoßen!"

„Du hältst es nicht einmal für nötig, dich vor mir zu

verstellen; du solltest es wenigstens zu verheimlichen suchen, daß du mich betrunken machen willst."

„Du schwatzt Unsinn und bist schon betrunken. Nun mußt du noch mehr trinken, dann wirst du lustig werden. Nimm doch dein Glas, nimm es doch!"

„Ja, sage du nur: ‚Nimm es doch!' Ich gehe weg, und damit abgemacht."

Ich stand wirklich auf. Er wurde furchtbar zornig.

„Das hat dir Trischatow gegen mich in den Kopf gesetzt: ich habe es gesehen, wie ihr da zusammen flüstertet. Du benimmst dich wie ein Schafskopf. Alfonsina ekelt sich sogar, wenn er bloß in ihre Nähe kommt ... Er ist ein Greusal. Ich werde dir erzählen, was er für ein Mensch ist."

„Das hast du schon mal gesagt. Du immer mit deiner Alfonsina; du bist furchtbar beschränkt."

„Beschränkt?" wiederholte er; er hatte nicht verstanden, was ich damit meinte. „Sie sind jetzt zu dem Pockennarbigen übergegangen. Das ist's. Deswegen habe ich ihnen den Laufpaß gegeben. Das sind ehrlose Gesellen. Dieser Pockennarbige ist ein Bösewicht und verdirbt sie. Ich dagegen habe verlangt, daß sie sich immer anständig benehmen sollen."

Ich setzte mich wieder hin, ergriff mechanisch das Glas und trank einen Schluck.

„Ich stehe an Bildung unermeßlich hoch über dir," sagte ich.

Aber er freute sich viel zu sehr darüber, daß ich mich wieder hingesetzt hatte, und goß mir sogleich noch Wein zu.

„Aber du hast ja Angst vor denen," fuhr ich fort, ihn zu hänseln; ich war in dem Augenblicke gewiß garstiger als er selbst. „Andrejew hat dir den Hut vom Kopfe ge-

schlagen, und du hast ihm dafür fünfundzwanzig Rubel gegeben."

„Ich habe sie ihm gegeben, aber er wird es mir büßen. Sie rebellieren, aber ich werde sie schon unterkriegen ..."

„Du regst dich sehr über den Pockennarbigen auf. Aber weißt du, mir scheint, daß ich jetzt der einzige bin, der dir geblieben ist. Alle deine Hoffnungen beruhen jetzt ausschließlich auf mir; nicht?"

„Ja, Arkadi, so ist es: du bist der einzige Freund, der mir geblieben ist; das war schön von dir gesagt!" erwiderte er und klopfte mir auf die Schulter.

Was sollte man mit einem Menschen anfangen, der so schwer von Begriffen war. Er war völlig ungebildet und nahm meinen Spott für eine Eloge.

„Du könntest mir aus einer üblen Lage heraushelfen, wenn du dich als guter Kamerad zeigen wolltest, Arkadi," fuhr er, mich freundlich anblickend, fort.

„Wodurch könnte ich dir helfen?"

„Du weißt selbst, womit. Du würdest ohne meine Mitwirkung wie ein Schafskopf handeln und die Sache sicherlich sehr ungeschickt angreifen; aber ich würde dir zu dreißigtausend Rubeln verhelfen, die wir uns teilen würden; du weißt selbst, wie sich das alles machen läßt. Na, überlege mal, was du eigentlich bist: du hast nichts, weder einen Namen noch eine Familie. Aber da bekommst du auf einen Schlag einen ganzen Haufen Geld, und wenn du soviel Geld hast, kannst du eine großartige Karriere machen!"

Ich war geradezu erstaunt über ein solches Verfahren von seiner Seite. Ich hatte bestimmt erwartet, er werde List anwenden; aber statt dessen benahm er sich gegen mich mit einer solchen Offenheit, mit einer solchen knabenhaften

Offenheit. Ich beschloß, ihn anzuhören, einerseits weil ich diese Sache von einem freien Standpunkt aus betrachtete, und andererseits, weil ich schrecklich neugierig war.

„Siehst du, Lambert, du verstehst das nicht; aber ich bin bereit, dich anzuhören, weil ich die Sache von einem freien Standpunkte aus betrachte," erklärte ich mit fester Stimme und nahm wieder einen Schluck aus dem Glase.

Lambert goß sogleich nach.

„Weißt du, Arkadi, wenn mir gegenüber so ein Mensch wie dieser Bjoring es gewagt hätte, in Gegenwart einer Dame, die ich verehrte, Schimpfworte zu gebrauchen und mich zu schlagen, so weiß ich nicht, was ich getan hätte! Aber du hast es dir gefallen lassen, und ich verachte dich deswegen: du bist ein Waschlappen!"

„Wie kannst du zu behaupten wagen, daß mich Bjoring geschlagen hätte!" rief ich errötend. „Eher kann man sagen, daß ich ihn geschlagen habe, aber nicht er mich."

„Nein, nein, er ist's gewesen, der dich geschlagen hat, nicht du ihn."

„Du faselst; ich habe ihm auch noch auf den Fuß getreten!"

„Aber er hat dich mit der Hand zurückgestoßen und den Bedienten befohlen, dich wegzureißen ... und sie hat dabeigesessen und von der Kutsche aus zugesehen und über dich gelacht; sie weiß, daß du keinen Vater hast und man dich ungestraft beleidigen kann."

„Ich weiß nicht, Lambert, unser Gespräch klingt, als ob ein paar dumme Jungen miteinander redeten; ich schäme mich ordentlich. Du sagst das, um mich aufzuhetzen, und zwar so plump und offen, als ob du mit einem Sechzehnjährigen sprächest. Du hast dich mit Anna Andrejewna

verabredet!" rief ich, vor Wut zitternd, und schlürfte dabei fortwährend, ohne es selbst zu wissen, von dem Weine.

„Anna Andrejewna ist eine durchtriebene Person! Sie wird dich und mich und die ganze Welt hinters Licht führen. Ich habe auf dich gewartet, weil du die Sache besser mit der andern zu Ende bringen kannst."

„Mit welcher andern?"

„Mit Madame Achmakowa. Ich weiß alles. Du hast mir selbst gesagt, daß sie sich vor dem Brief fürchtet, der sich in deinen Händen befindet . . ."

„Was für ein Brief . . . du faselst . . . hast du sie gesehen?" murmelte ich verwirrt.

„Ja, ich habe sie gesehen. Sie ist ein schönes Weib. Très belle; du hast einen guten Geschmack."

„Ich weiß, daß du sie gesehen hast; aber du hast nicht gewagt, mit ihr zu reden, und ich will, daß du auch von ihr nicht zu reden wagst."

„Du bist noch ein Junge, und sie macht sich über dich lustig – das ist die Sache! Wir hatten in Moskau mit einer solchen tugendhaften Dame zu tun: ach, wie hoch die die Nase trug! Aber als wir ihr drohten, alles zu erzählen, da fing sie an zu zittern und wurde sogleich gefügig; und wir erreichten sowohl das eine als das andere: sowohl das Geld als auch – du verstehst wohl, was noch. Jetzt spielt sie wieder in der vornehmen Gesellschaft die Unnahbare – Donnerwetter, wie stolz sie ist, und in was für einer feinen Kutsche sie fährt! Aber wenn du gesehen hättest, in was für einem elenden Kämmerchen das geschah! Du kennst das Leben noch nicht; wenn du wüßtest, was für elende Kämmerchen zu betreten solche Damen sich nicht scheuen . . ."

„Das habe ich mir gedacht," murmelte ich unwillkürlich.

„Sie sind verdorben bis in die Fingerspitzen hinein; du weißt nicht, wozu die fähig sind! Alfonsina hat in einer solchen Familie gelebt und hat geradezu einen Ekel bekommen."

„Das habe ich mir gedacht," stimmte ich ihm wieder bei.

„Aber du läßt dich schlagen und hast noch Mitleid mit ihr . . ."

„Lambert, du bist ein Schurke, ein verdammter Schurke!" rief ich, indem ich plötzlich meine Gedanken sammelte und vor Erregung zitterte. „Das alles habe ich schon im Traum gesehen; du und Anna Andrejewna, ihr standet beide da ... Oh, du bist ein verdammter Schurke! Hast du mich wirklich für einen solchen Schuft gehalten? Ich habe es ja gerade deswegen geträumt, weil ich ordentlich vorherwußte, daß du das sagen würdest. Und schließlich kann das auch alles nicht so einfach sein, wie du es mir darstellst."

„Nun sieh mal an, wie ärgerlich du geworden bist! Ei, ei, ei!" sagte Lambert langgezogen und lachte triumphierend. „Na, Bruder Arkadi, jetzt habe ich alles erfahren, was ich zu wissen nötig habe. Eben darum habe ich auf dich gewartet. Hör mal, du liebst sie also und willst dich an Bjoring rächen – das war's, was ich wissen wollte. Ich habe das auch schon die ganze Zeit her vermutet, während ich auf dich wartete. Ceci posé, cela change la question. Und das ist um so besser, da auch sie selbst dich liebt. Also heirate sie unverzüglich, das ist das beste. Und etwas anderes kannst du auch gar nicht tun; du hast das Richtige getroffen. Und dann wisse, Arkadi, daß du einen Freund hast, nämlich mich, den du zu allen möglichen Dienstleistungen verwenden kannst. Dieser Freund wird dir auch zum Heiraten behilflich sein, und wenn ich alles Erforderliche klaftertief aus der Erde

ausgraben müßte, Arkadi! Du aber schenke dafür nachher einem alten Kameraden so ein dreißigtausend Rubelchen für seine Mühe, ja? Ich werde dir schon helfen, da kannst du ganz sicher sein. Ich kenne bei all solchen Geschäften alle Schliche, und du wirst ihre ganze Mitgift erhalten und ein reicher Mann werden und eine großartige Karriere machen."

Obgleich sich mir alles im Kopfe herumdrehte, sah ich doch Lambert erstaunt an. Er redete ernsthaft, das heißt, ernsthaft redete er eigentlich nicht, aber er glaubte, wie ich deutlich sah, selbst fest an die Möglichkeit, mich mit ihr zu verheiraten, und war von dieser Idee sogar ganz entzückt. Selbstverständlich sah ich auch, daß er mich zu fangen suchte wie einen kleinen Jungen (sicherlich sah ich das schon damals); aber der Gedanke, sie zu heiraten, durchdrang mein ganzes Wesen dermaßen, daß ich, wenn ich mich auch über Lambert wunderte, wie er nur an ein solches Phantasiegebilde glauben könne, doch gleichzeitig selbst eifrig daran glaubte, dabei jedoch auch nicht für einen Augenblick aufhörte, mir bewußt zu sein, daß sich das natürlich unter keinen Umständen verwirklichen könne. All das fand eigentümlicherweise in meinem Geiste nebeneinander Platz.

„Ist denn das möglich?" stammelte ich.

„Warum nicht? Du zeigst ihr das Schriftstück, sie bekommt es mit der Angst und heiratet dich, um nicht ihr Geld zu verlieren."

Ich beschloß, Lambert in der Darlegung seiner Gemeinheiten nicht zu unterbrechen, weil er sie mir mit solcher Harmlosigkeit auseinandersetzte, daß er gar nicht auf den Verdacht kam, ich könnte plötzlich dagegen revoltieren; aber ich murmelte doch undeutlich etwas in dem Sinne, daß es

nicht meinen Wünschen entsprechen würde, sie nur durch Zwang zu heiraten.

„Ich will sie unter keinen Umständen dazu zwingen; wie kannst du so gemein sein, mir so etwas zuzutrauen?"

„Was redest du nur! Sie wird dich aus freien Stücken heiraten, du brauchst gar nichts weiter dazu zu tun; sie wird Angst bekommen und dich von selbst heiraten. Und sie wird dich auch deswegen heiraten, weil sie dich liebt," fügte Lambert, als wenn ihm das noch nachträglich einfiele, hinzu.

„Du faselst. Du machst dich über mich lustig. Woher weißt du, daß sie mich liebt?"

„Das ist ganz sicher. Ich weiß es. Auch Anna Andrejewna glaubt es. In allem Ernst und der Wahrheit gemäß kann ich dir sagen, daß Anna Andrejewna es glaubt. Und dann will ich dir, wenn du zu mir kommst, noch etwas erzählen, und du wirst einsehen, daß sie dich liebt. Alfonsina ist in Zarskoje Selo gewesen; da hat sie auch dies und das erfahren . . ."

„Was kann sie denn da erfahren haben?"

„Komm nur mit zu mir nach Hause: sie wird es dir selbst erzählen, und du wirst dich darüber freuen. Und in welcher Hinsicht bist du denn auch schlechter als ein anderer? Du bist hübsch, du bist gebildet . . ."

„Ja, gebildet bin ich," flüsterte ich; ich konnte kaum atmen.

Mein Herz klopfte heftig, und natürlich nicht allein vom Weine.

„Du bist hübsch, du bist gut gekleidet."

„Ja, gut gekleidet bin ich."

„Und du bist ein guter Mensch . . ."

„Ja, ein guter Mensch bin ich."

„Warum sollte sie da nicht ja sagen? Und Bjoring, der nimmt sie doch nicht ohne Geld; des Geldes aber kannst du sie berauben, eben deswegen wird sie Angst bekommen; du wirst sie heiraten und dich dadurch an Bjoring rächen. Du hast mir ja damals selbst in jener Nacht, als du aus der Kälte zu mir gekommen warst, gesagt, sie sei in dich verliebt."

„Habe ich das wirklich zu dir gesagt? Das habe ich gewiß nicht gesagt."

„Doch, das hast du gesagt."

„Das war dann im Fieberdelirium. Gewiß habe ich dir damals auch etwas von einem Schriftstücke gesagt?"

„Ja, du hast gesagt, du hättest einen solchen Brief; und ich habe gleich gedacht: wie kann er nur, wenn er einen solchen Brief hat, das nicht zu seinem Vorteil ausnutzen?"

„Das sind alles nur leere Phantasiegebilde, und ich bin durchaus nicht so dumm, daß ich das glauben sollte," murmelte ich. „Erstens, der Unterschied in den Jahren, und zweitens habe ich keinen vornehmen Namen."

„Sie wird dich schon heiraten; sie kann gar nicht anders, da ihr sonst soviel Geld verloren geht; das werde ich alles einzurichten wissen. Und außerdem liebt sie dich. Du weißt ja, daß dir dieser alte Fürst sehr wohlgesinnt ist; durch seine Protektion kannst du alle möglichen Verbindungen anknüpfen; und was das anlangt, daß du keinen vornehmen Namen hast, so ist ein solcher heutzutage durchaus nicht nötig: wenn du erst einmal Geld in die Hände bekommst, dann wirst du aufsteigen und aufsteigen und nach zehn Jahren ein solcher Millionär sein, daß ganz Rußland von deinem Ruhm erschallen wird; also was brauchst du da einen vornehmen Namen? In Österreich kann man sich den Baronstitel kaufen. Wenn du sie aber heiratest, dann

halte sie fest im Zügel. Die Weiber muß man gehörig ducken. Wenn eine Frau liebt, so hat sie es gern, daß der Mann sie seine Herrschaft fühlen läßt. Die Frau liebt an dem Manne einen festen Charakter. Und wenn du ihr mit dem Briefe einen Schreck eingejagt haben wirst, dann wird es dir von da an ein leichtes sein, ihr einen festen Charakter zu zeigen. ‚Ah,‘ wird sie sagen, ‚er ist noch so jung, aber er hat einen festen Charakter!‘“

Ich saß da wie betäubt. Mit keinem andern Menschen hätte ich mich zu einem so dummen Gespräche herabgewürdigt. Aber hier brachte mich eine Art von wollüstigem Verlangen dazu, ein solches Gespräch zu führen. Zudem war Lambert so dumm und gemein, daß kein Anlaß war, sich vor ihm zu schämen.

„Nein, weißt du, Lambert,“ sagte ich plötzlich, „vieles von dem, was du da sagst, ist doch rechter Unsinn; ich habe nur darum mit dir darüber gesprochen, weil wir Schulkameraden sind und uns nicht voreinander zu schämen brauchen; aber mit einem andern würde ich mich um keinen Preis so weit erniedrigen. Vor allen Dingen: woher bist du so fest davon überzeugt, daß sie mich liebt? Was du da soeben von dem Kapital sagtest, war sehr richtig; aber siehst du, Lambert, du kennst die höheren Gesellschaftskreise nicht; diese Leute legen den höchsten Wert auf die patriarchalischen, sozusagen angeborenen Beziehungen, so daß es ihr jetzt, solange sie meine Fähigkeiten noch nicht kennt und nicht weiß, wie weit ich es im Leben noch bringen kann, doch peinlich sein wird, daß ihr Mann nicht aus diesen Kreisen stammt. Aber ich will dir nicht verhehlen, Lambert, daß da tatsächlich auch wieder ein Punkt ist, der einem Hoffnung machen kann. Siehst du, sie kann mich aus Dankbarkeit heiraten, weil ich sie dann vor dem Hasse

eines gewissen Menschen sicherstelle. Und sie fürchtet ihn, diesen Menschen."

„Ach, du meinst deinen Vater? Wie steht es? Liebt er sie sehr?" fragte Lambert höchst neugierig; er war auf einmal zusammengefahren.

„O nein!" rief ich. „Wie gräßlich du bist und zugleich wie dumm, Lambert! Na, könnte ich denn, wenn er sie liebte, beabsichtigen, sie zu heiraten? Wir sind ja doch Sohn und Vater; da müßte ich mich doch schämen. Er liebt Mama, jawohl, und ich habe gesehen, wie er sie umarmt hat, und ich habe früher selbst gedacht, er liebe Katerina Nikolajewna; aber jetzt habe ich klar erkannt, daß er sie vielleicht früher einmal geliebt hat, sie jetzt aber schon lange haßt . . . und sich an ihr rächen will; und sie fürchtet sich vor ihm; denn ich sage dir, Lambert, er ist ganz schrecklich, wenn er anfängt, sich zu rächen. Er wird dann beinahe irrsinnig. Wenn er auf sie zornig wird, ist er zu allem fähig. Das ist eine Feindschaft nach der alten Art, eine Feindschaft um der hohen Prinzipien willen. In unserer Zeit scheren sich die Menschen nicht mehr um die allgemeinen Prinzipien; in unserer Zeit sind nicht die allgemeinen Prinzipien, sondern nur die zufälligen persönlichen Verhältnisse von Wichtigkeit. Ach, Lambert, du verstehst nichts, du bist dumm wie ein Stock; da rede ich nun zu dir von diesen Prinzipien, aber du verstehst gewiß nichts davon. Du bist schrecklich ungebildet. Weißt du noch, wie du mich früher geprügelt hast? Ich bin jetzt stärker als du; weißt du das?"

„Arkadi, komm mit zu mir nach Hause! Wir wollen den Abend über gemütlich zusammen sitzen und noch eine Flasche trinken, und Alfonsina soll uns etwas zur Gitarre vorsingen."

„Nein, ich komme nicht mit. Hör mal, Lambert, ich habe eine ‚Idee'. Wenn das mit der Heirat nicht gelingt, dann widme ich mich ganz meiner Idee; aber du hast keine Ideen."

„Gut, gut; das kannst du mir nachher erzählen, komm nur mit!"

„Ich komme nicht mit," sagte ich und stand auf. „Ich will nicht mitkommen und werde nicht mitkommen. Ich werde schon einmal zu dir kommen; aber du bist ein Schuft. Ich werde dir die dreißigtausend Rubel geben, meinetwegen; aber ich bin moralisch reiner als du und stehe über dir ... Ich sehe ja, daß du mich in jeder Hinsicht betrügen willst. Aber was sie anlangt, so verbiete ich dir, an sie auch nur zu denken: sie steht höher als alle andern Menschen, und deine Pläne sind eine solche Gemeinheit, daß ich geradezu erstaunt über dich bin, Lambert. Ich will sie heiraten, das steht auf einem andern Blatte; aber ein Kapital habe ich nicht nötig, ich verachte das Kapital. Und wenn sie mir ihr Kapital auf den Knien anböte, ich würde es nicht annehmen ... Aber heiraten, heiraten, das steht auf einem andern Blatte. Und weißt du, das war von dir eine sehr richtige Bemerkung, daß man die Frauen seine Herrschaft fühlen lassen muß. Man mag sie lieben, leidenschaftlich lieben, mit all der Hochherzigkeit, die der Mann besitzt, und die beim Weibe nie vorhanden sein kann; aber man muß dabei ein Despot sein, das ist das Richtige. Denn, weißt du, Lambert, das Weib liebt den Despotismus. Du, Lambert, kennst die Weiber. Aber in allen übrigen Beziehungen bist du erstaunlich dumm. Und weißt du, Lambert, du bist nicht ganz so greulich, wie du scheinst; du bist ein treuherziger Mensch. Ich habe dich gern. Ach, Lambert, warum bist du ein solcher Spitzbube? Wenn du das nicht wärst, dann könnten wir so vergnügt

zusammen leben! Weißt du, Trischatow ist ein netter Mensch."

Alle diese letzten unzusammenhängenden Sätze stammelte ich, als wir schon auf der Straße waren. Oh, ich erzähle das so eingehend, damit der Leser sehe, daß ich trotz all meiner Begeisterung und trotz aller Schwüre und Gelöbnisse, ein neuer, besserer Mensch zu werden und die „edle Schönheit" zu suchen, doch damals auf das leichteste zu Fall kommen konnte, und gerade in den ärgsten Schmutz hinein! Und ich schwöre, wenn ich nicht fest und völlig davon überzeugt wäre, daß ich jetzt schon ein ganz anderer Mensch bin und mir bereits durch das praktische Leben Charakterfestigkeit erworben habe, so würde ich all das dem Leser um keinen Preis bekennen.

Wir waren aus dem Laden hinausgetreten, und Lambert stützte mich, indem er mich leicht mit dem Arm umschlang. Auf einmal sah ich ihn an und gewahrte, daß sein unverwandter, forschender und im höchsten Grade nüchterner Blick fast ganz denselben Ausdruck hatte wie damals, an jenem Morgen, als ich fast erfroren war und er mich, den Arm genau ebenso um mich herumlegend, zu der Droschke führte und mit Augen und Ohren aus meinem unzusammenhängenden Gestammel klug zu werden suchte. Bei Betrunkenen, die noch nicht vollständig ihrer geistigen Fähigkeiten beraubt sind, kommen manchmal Augenblicke völliger Nüchternheit vor.

„Um keinen Preis komme ich mit dir mit!" erklärte ich in festem Tone und zusammenhängender Sprache, wobei ich ihn spöttisch ansah und mit der Hand zurückschob.

„Ach was, ich werde Alfonsina sagen, sie soll uns Tee machen; komm nur!"

Er war fest überzeugt, daß ich mich nicht von ihm los-

reißen würde; er umschlang und stützte mich mit einer Art von Genuß, wie wenn er ein schönes Stück Vieh zum Schlachten führte; und allerdings hatte er gerade mich nötig und gerade an diesem Abend und in einem solchen Zustande! Später wird das alles klar werden, warum.

„Ich komme nicht mit!" sagte ich noch einmal. „Droschke!"

Sofort kam ein Droschkenkutscher herangejagt, und ich sprang in seinen Schlitten.

„Wo willst du hin? Was hast du?" brüllte Lambert in gewaltiger Angst und hielt mich an meinem Pelze fest.

„Untersteh dich nicht, mir zu folgen!" schrie ich. „Daß du mir nicht nachsetzt!"

In diesem Augenblicke trieb der Kutscher das Pferd an, und mein Pelz wurde Lambert aus den Händen gerissen.

„Schadet nichts, du wirst schon kommen!" schrie er mir wütend nach.

„Ich werde kommen, wenn ich will – nach eigenem Ermessen!" rief ich, mich im Schlitten umwendend, ihm zu.

II

Er verfolgte mich nicht, selbstverständlich, weil gerade keine andere Droschke bei der Hand war, und es gelang mir, ihm aus den Augen zu kommen. Ich fuhr aber nur bis zum Heumarkt, stieg dort aus und entließ den Kutscher. Ich hatte ein starkes Verlangen, zu Fuße zu gehen. Ich verspürte weder Müdigkeit noch stärkere Betrunkenheit; ich fühlte vielmehr nur eine Art von Kühnheit, eine Kraftzunahme, eine außerordentliche Fähigkeit zu jedem Unternehmen; und in meinem Kopfe tummelten sich unzählige angenehme Gedanken.

Mein Herz klopfte angestrengt und stark; ich hörte jeden seiner Schläge. Und alles gefiel mir so gut, und mir war

so leicht zumute. Als ich auf dem Heumarkte an der Hauptwache vorbeikam, bekam ich die größte Lust, zu der Schildwache heranzugehen und ihr einen Kuß zu geben. Es war Tauwetter; der Platz sah schwarz aus und roch schlecht; aber auch der Platz gefiel mir sehr.

„Ich will jetzt auf den Obuchowski-Prospekt gehen," dachte ich, „und dann wende ich mich links und gehe nach dem Semjonowski-Polk; ich mache einen Umweg, das ist schön, alles ist schön. Den Pelz habe ich auseinander geschlagen; aber warum nimmt ihn mir denn niemand weg? Wo sind denn die Räuber? Es heißt doch, auf dem Heumarkte gebe es Räuber; meinetwegen mögen sie kommen, vielleicht gebe ich ihnen den Pelz hin. Wozu brauche ich einen Pelz? Ein Pelz ist ein Eigentum. La propriété, c'est le vol. Übrigens, was ist das für dummes Zeug, und wie schön ist alles! Es ist schön, daß Tauwetter ist. Was hat man von der Kälte? Kälte braucht überhaupt nicht zu sein. Es ist auch schön, dummes Zeug im Kopfe herumzutragen. Was habe ich da zum Beispiel zu Lambert von den Prinzipien gesagt? Ich habe gesagt, es gebe keine allgemeinen Prinzipien, sondern nur zufällige persönliche Verhältnisse; da habe ich Unsinn geredet, den reinen Unsinn! Das habe ich absichtlich getan, um mich aufzuspielen. Ich schäme mich ein bißchen; indessen – das schadet nichts, ich mache es wieder gut. Schämen Sie sich nicht, grämen Sie sich nicht, Arkadi Makarowitsch! Arkadi Makarowitsch, Sie gefallen mir. Sie gefallen mir sogar sehr gut, mein junger Freund. Schade, daß Sie ein kleiner Spitzbube sind . . . und . . . und . . . ach ja . . . ach!"

Ich blieb plötzlich stehen, und das ganze Herz tat mir wieder weh von einem Wonnerausche:

„O Gott, was hat er da gesagt? Er hat gesagt, daß

sie mich liebe. Oh, er ist ein Halunke, er hat mir vieles vorgelogen; das hat er getan, damit ich mit in seine Wohnung käme und da übernachtete. Aber vielleicht ist es auch nicht gelogen. Er hat gesagt, Anna Andrejewna glaube es auch ... Pah! Aber auch Darja Onisimowna konnte ihm da etwas auskundschaften; die treibt sich ja überall herum. Und warum bin ich nicht zu ihm gefahren? Ich hätte alles erfahren! Hm! Er hat einen Plan, und ich habe das alles bis in die geringsten Einzelheiten vorhergeahnt. Der Traum. Großzügig ausgesonnen, Herr Lambert; aber Sie irren sich, es wird Ihnen nicht gelingen. Aber vielleicht gelingt es doch! Vielleicht gelingt es doch! Und kann er sie mir etwa zur Frau verschaffen? Vielleicht bekommt er es fertig. Er ist naiv und glaubt es. Er ist dumm und dreist, wie alle diese Geschäftsleute. Dummheit und Dreistigkeit miteinander vereint, die bilden eine große Macht. Aber gestehen Sie es nur, Arkadi Makarowitsch, daß Sie sich vor Lambert gefürchtet haben! Und wozu braucht er ehrenhafte Menschen? Er sagt ganz ernsthaft: ‚Es gibt hier keinen einzigen ehrenhaften Menschen!' Aber was bist du selbst denn für ein Mensch? Ach, was rede ich da! Als ob die Schufte keine ehrenhaften Menschen nötig hätten. Bei Gaunereien sind ehrenhafte Leute noch notwendiger als sonst überall. Haha! Das haben Sie nur bisher in Ihrer völligen Unschuld nicht gewußt, Arkadi Makarowitsch. Herrgott! Wenn er sie mir wirklich zur Frau verschaffte!"

Ich blieb von neuem stehen. Ich muß hier eine Dummheit bekennen (ich kann das tun, da sie schon längst der Vergangenheit angehört), ich muß bekennen, daß ich schon lange vorher hatte heiraten wollen, – das heißt, ich hatte es nicht gewollt, und es würde niemals geschehen sein (und

es wird auch in Zukunft nicht geschehen, mein Wort darauf); aber ich hatte schon zu wiederholten Malen und schon lange vor jener Zeit es mir in Gedanken ausgemalt, wie schön es wäre, zu heiraten, das heißt, furchtbar oft hatte ich mir das ausgemalt, besonders jeden Abend vor dem Einschlafen. Das hatte bei mir schon in meinem sechzehnten Lebensjahre angefangen. Ich hatte auf dem Gymnasium einen mit mir gleichaltrigen Kameraden namens Lawrowski, ein sehr angenehmer, stiller, netter Junge, der sich übrigens sonst durch nichts weiter auszeichnete. Ich unterhielt mich fast nie mit ihm. Da traf es sich, daß wir einmal beide allein zusammen saßen; er war sehr nachdenklich und sagte plötzlich zu mir: „Ach, Dolgoruki, wie denken Sie darüber, jetzt müßte man heiraten; wirklich, wann soll man heiraten, wenn man es jetzt nicht tut? Jetzt wäre gerade die beste Zeit, und doch geht es absolut nicht!" Und das sagte er so ganz offenherzig. Und ich stimmte ihm von ganzem Herzen bei; denn ich hatte mir selbst schon derartige Gedanken gemacht. Darauf kamen wir mehrere Tage nacheinander zusammen und sprachen immer insgeheim über dieses Thema, und zwar nur über dieses allein. Dann aber, ich weiß nicht, wie es zuging, kamen wir auseinander, und diese Gespräche hörten auf. Ja, und seit jener Zeit fing ich an, mir das in Gedanken auszumalen. Das würde selbstverständlich keine Erwähnung verdienen; ich wollte nur zeigen, wie weit das manchmal zurückreicht . . .

„Es gibt da nur einen einzigen ernsthaften Einwand," phantasierte ich weiter, während ich meinen Weg fortsetzte. „Oh, natürlich kann der unbedeutende Unterschied in unserem Lebensalter kein Hindernis bilden; aber da ist noch etwas anderes: sie ist eine solche Aristokratin, und ich

bin ‚bloß Dolgoruki'! Sehr unangenehm! Hm! Könnte Werssilow nicht, wenn er Mama heiratet, bei der Regierung um die Erlaubnis, mich zu adoptieren, einkommen . . . sozusagen zur Belohnung für seine Verdienste? Er hat ja ein Amt bekleidet, folglich wird er auch seine Verdienste haben; er ist Friedensrichter gewesen . . . Oh, hol's der Teufel, was ist das von mir für eine Gemeinheit!"

Das rief ich auf einmal laut aus und blieb zum dritten Male stehen, aber nun so, als ob ich auf meinem Platze niedergeschmettert wäre. Das ganze qualvolle Gefühl der Beschämung infolge des Bewußtseins, daß ich etwas so Schmachvolles wie die Änderung meines Familiennamens durch eine Adoption hatte wünschen können, dieser Verrat an meiner ganzen Kindheit, alles dies hatte die Wirkung, beinahe in einem Augenblicke meine ganze frühere gute Laune zu vernichten, und meine ganze Freude zerflatterte wie Rauch. „Nein, das werde ich keinem Menschen weitersagen," dachte ich unter starkem Erröten; „daß ich etwas so Unwürdiges gedacht habe, das kommt daher, daß ich verliebt und dumm bin . . . Nein, wenn Lambert in irgendeinem Punkte recht hat, so hat er darin recht, daß heutzutage, in unserem Zeitalter, die Hauptsache der Mensch selbst ist und dann sein Geld. Wenn ich mich mit einem solchen Kapitale an die Verwirklichung meiner Idee mache, so wird nach zehn Jahren ganz Rußland von meinem Ruhme erschallen, und ich werde mich an allen rächen. Mit ihr aber viele Umstände zu machen, dazu ist wirklich kein Anlaß; darin hat Lambert wieder recht. Sie wird Angst bekommen und mich einfach nehmen. Auf die einfachste, gemeinste Weise wird sie ja sagen und mich nehmen." Mir fielen die Worte ein, die ich kurz vorher von Lambert gehört hatte: „Du weißt nicht, in was für

einem elenden Kämmerchen das geschehen ist." „Auch das ist so," stimmte ich bei; „Lambert hat in allen Punkten recht; er hat tausendmal mehr recht als ich und Werssilow und alle Idealisten. Er ist ein Realist. Sie wird sehen, daß ich Charakterfestigkeit besitze, und wird sagen: ‚Ah, er besitzt Charakterfestigkeit!' Lambert ist ein Schurke und will weiter nichts als von mir dreißigtausend Rubel herausholen; aber doch ist er der einzige Freund, den ich habe. Eine andere Freundschaft gibt es nicht und kann es nicht geben; das haben sich unpraktische Leute alles nur so ausgedacht. Und in meinem Verhalten ihr gegenüber liegt keine Herabwürdigung; oder würdige ich sie etwa herab? Durchaus nicht: alle Weiber sind von dieser Art! Gibt es etwa ein Weib, das von Gemeinheit frei wäre? Eben darum muß das Weib den Mann über sich haben; eben darum ist das Weib als ein untergeordnetes Wesen erschaffen. Das Weib ist Laster und Verführung, der Mann Edelsinn und Hochherzigkeit. So wird das in alle Ewigkeit bleiben. Und daß ich vorhabe, das Schriftstück auszunutzen, das ist nichts Schlimmes. Das hindert mich nicht, edel und hochherzig zu sein. Menschen mit vollkommen reiner Moral, wie sie bei Schiller vorkommen, gibt es nicht; das sind nur Erfindungen der Phantasie. Es macht nichts aus, wenn auch etwas Schmutz dabei ist, wenn nur das Ziel ein erhabenes ist! Das kann später alles abgewaschen, alles wieder gutgemacht werden. Jetzt aber ist das nur Großzügigkeit, nur echtes Leben, nur Recht des Lebens – so nennt man das jetzt!"

Oh, ich wiederhole es: man möge es mir verzeihen, daß ich all die irren Gedanken, die mir damals in der Trunkenheit kamen, bis auf das letzte Strichelchen hierher setze. Das Obige ist allerdings nur die Quintessenz meiner da-

maligen Gedanken; aber ich glaube, ich habe sie mit diesen selben Worten gedacht. Ich mußte sie anführen, weil ich mich zum Schreiben hingesetzt habe, um über mich selbst Gericht zu halten. Und was verdient mehr zum Gegenstand dieser gerichtlichen Untersuchung gemacht zu werden als dies? Kann es denn im Leben etwas Ernsthafteres geben? Der Wein konnte jedenfalls nicht zu meiner Rechtfertigung dienen. In vino veritas.

Mit solchen phantastischen Träumereien beschäftigt und ganz darin versunken, hatte ich gar nicht bemerkt, daß ich endlich nach Hause gekommen war, das heißt zu Mamas Wohnung. Ich bemerkte es auch dann noch nicht einmal, als ich in die Wohnung hineinging; aber kaum war ich in unser winziges Vorzimmer eingetreten, als ich sofort begriff, daß bei uns etwas Ungewöhnliches vorgegangen war. In den Zimmern wurde laut gesprochen und aufgeschrien, und es war zu hören, daß Mama weinte. In der Tür rannte mich beinahe Lukerja um, die hastig von Makar Iwanowitschs Zimmer nach der Küche lief. Ich warf meinen Pelz ab und ging zu Makar Iwanowitsch hinein, weil dort alle versammelt waren.

Dort standen Werssilow und Mama. Mama lag in seinen Armen, und er drückte sie fest an sein Herz. Makar Iwanowitsch saß wie gewöhnlich auf seiner Fußbank, schien aber ganz kraftlos zu sein, so daß Lisa ihn mit Anstrengung an der Schulter halten mußte, damit er nicht umfalle; und es war sogar deutlich, daß er immer mehr zur Seite sank und zu fallen drohte. Ich trat eilig näher heran und erriet zusammenzuckend, was geschehen war: der alte Mann war tot.

Er war soeben gestorben, etwa eine Minute vor meiner Ankunft. Zehn Minuten vorher hatte er sich noch gefühlt

wie immer. Lisa war allein bei ihm gewesen: sie hatte bei ihm gesessen und ihm von ihrem Kummer erzählt, und er hatte ihr, wie am vorhergehenden Tage, den Kopf gestreichelt. Auf einmal hatte er angefangen, am ganzen Leibe zu zittern (so erzählte Lisa), hatte versucht aufzustehen, hatte schreien wollen und hatte sich schweigend auf die linke Seite geneigt. („Eine Herzruptur!" sagte Werssilow.) Lisa hatte aufgeschrien, so daß man es durch das ganze Haus hörte, und da waren sie alle zusammengelaufen, und das alles war nur ungefähr eine Minute vor meiner Ankunft geschehen.

„Arkadi!" rief mir Werssilow zu, „lauf gleich zu Tatjana Pawlowna. Sie ist bestimmt zu Hause. Sage ihr, sie möchte sofort herkommen! Nimm eine Droschke! Schnell, schnell, ich bitte dich dringend!"

Seine Augen funkelten; ich erinnere mich daran deutlich. Auf seinem Gesichte bemerkte ich nichts, was wie Mitleid ausgesehen hätte, und keine Tränen; es weinten nur Mama, Lisa und Lukerja. Vielmehr (auch das ist mir genau in der Erinnerung) prägte sich auf seinem Gesichte der Ausdruck einer ungewöhnlichen Erregung, beinahe des Entzückens aus. Ich lief davon, um Tatjana Pawlowna zu holen.

Der Weg zu ihr hin war, wie aus dem früheren bekannt ist, nicht weit. Ich nahm keine Droschke, sondern lief die ganze Strecke ohne Unterbrechung. In meinem Kopfe herrschte Verwirrung, und es war dort sogar ebenfalls beinahe eine Art von Entzücken vorhanden. Ich begriff, daß etwas Entscheidendes geschehen war. Die Betrunkenheit und mit ihr zugleich auch alle unedlen Gedanken waren bis auf die letzte Spur von mir gewichen, als ich bei Tatjana Pawlowna klingelte.

Die Finnländerin öffnete. „Nicht zu Hause," sagte sie und wollte die Tür sogleich wieder zumachen.

„Unsinn!" erwiderte ich und drängte mich mit Gewalt in das Vorzimmer hinein. „Das ist unmöglich! Makar Iwanowitsch ist gestorben."

„Wa-as!" hörte ich auf einmal Tatjana Pawlowna hinter der geschlossenen Tür zum Wohnzimmer aufschreien.

„Er ist gestorben! Makar Iwanowitsch ist gestorben! Andrei Petrowitsch läßt Sie bitten, sofort hinzukommen!"

„Du schwatzt wohl dummes Zeug . . ."

Der Riegel kreischte; aber die Tür wurde nur ein paar Finger breit geöffnet: „Was ist los? Erzähle!"

„Ich weiß es selbst nicht; ich bin eben erst nach Hause gekommen, und da war er schon tot. Andrei Petrowitsch sagt: eine Herzruptur!"

„Sofort, im Augenblick. Lauf, sage, daß ich kommen werde; geh doch, geh doch, geh doch! Na, was stehst du denn noch?"

Aber ich hatte durch die Türspalte deutlich gesehen, daß auf einmal jemand hinter der Portiere hervorgekommen war, hinter der sich Tatjana Pawlownas Bett befand, und nun im Hintergrunde des Zimmers hinter Tatjana Pawlowna stand. Mechanisch und instinktiv griff ich nach der Klinke und verhinderte so, daß die Tür wieder zugemacht werde.

„Arkadi Makarowitsch, es ist wirklich wahr, daß er gestorben ist?" ertönte eine mir wohlbekannte, sanfte, ruhige, metallische Stimme, von deren Klange mit einem Male meine ganze Seele erzitterte: man hörte es der Frage an, daß ihre eigene Seele ergriffen und erregt war.

„Na, wenn's so ist," rief auf einmal Tatjana Pawlowna und ließ die Tür los, „wenn's so ist, dann mögt ihr mit-

einander fertig werden, wie ihr wollt. Ihr habt es selbst gewollt!"

Sie lief hastig aus der Wohnung hinaus, warf sich erst im Laufen ihr Kopftuch und ihren Pelz über und rannte die Treppe hinunter. Wir blieben allein. Ich warf den Pelz ab, trat ins Zimmer und machte hinter mir die Tür zu. Sie stand vor mir wie damals bei jenem Rendezvous, mit hellem Blicke, und streckte mir wie damals beide Hände entgegen. Mir knickten die Knie ein, und ich sank buchstäblich zu ihren Füßen nieder.

III

Mir kamen, ich weiß nicht weshalb, die Tränen in die Augen; ich kann mich nicht mehr erinnern, wie sie mich auf den Platz an ihrer Seite niedernötigte; ich erinnere mich nur (o welch eine köstliche Erinnerung!), wie wir Hand in Hand nebeneinander saßen und hastig redeten: sie fragte nach dem alten Manne und nach seinem Tode, und ich erzählte ihr von ihm, so daß man hätte denken können, ich vergösse Tränen um Makar Iwanowitsch, was doch der Gipfel der Absurdität gewesen wäre; und ich weiß, daß sie einen so abgeschmackten, kindischen Beweggrund bei mir keinesfalls voraussetzen konnte. Endlich kam mir plötzlich dieser Gedanke, und ich wurde verlegen. Jetzt glaube ich, daß ich damals einzig und allein vor Entzücken weinte, und denke mir, daß sie das selbst sehr gut wußte, so daß ich in bezug auf diesen Punkt meiner Erinnerungen beruhigt bin.

Es kam mir auf einmal sehr seltsam vor, daß sie so viele Fragen über Makar Iwanowitsch stellte.

„Haben Sie ihn denn gekannt?" fragte ich erstaunt.

„Schon lange. Ich habe ihn nie gesehen; aber er hat

auch in meinem Leben eine Rolle gespielt. Jener Mensch, vor dem ich mich fürchte, hat mir seinerzeit viel von ihm erzählt. Sie wissen, wen ich meine?"

„Ich weiß jetzt nur, daß ‚jener Mensch' Ihrem Herzen weit näher gestanden hat, als Sie mir das früher entdeckt haben," sagte ich, ohne eigentlich selbst zu wissen, was ich damit zum Ausdruck bringen wollte, aber gewissermaßen im Tone des Vorwurfs und mit finsterem Gesichte.

„Sie sagen, er habe soeben Ihre Mutter geküßt und umarmt? Haben Sie das selbst gesehen?" fuhr sie fort zu fragen, ohne auf das, was ich gesagt hatte, hinzuhören.

„Ja, ich habe es gesehen; und Sie können glauben, daß er es mit durchaus wahrer Empfindung und in edelster Gesinnung getan hat!" beeilte ich mich zu versichern, als ich sah, wie sie sich freute.

„Das gebe Gott!" sagte sie, sich bekreuzend. „Jetzt ist er frei geworden. Dieser prächtige alte Mann ist ihm das ganze Leben hindurch eine Fessel gewesen. Nach dessen Tode wird das Gefühl der Pflicht und der eigenen Würde wieder in ihm lebendig werden, wie das schon einmal der Fall gewesen ist. Oh, er ist vor allen Dingen hochherzig; er wird das Herz Ihrer Mutter beruhigen, die er mehr als alles in der Welt liebt, und wird endlich auch selbst zur Ruhe gelangen; Gott sei Dank, es ist auch Zeit."

„Ist er Ihnen teuer?"

„Ja, sehr teuer, obwohl nicht in dem Sinne, in dem er es wünscht, und in dem Sie danach fragen."

„Fürchten Sie jetzt für ihn oder für sich selbst?" fragte ich plötzlich.

„Ach, das sind sonderbare Fragen; lassen wir sie beiseite!"

„Gewiß, lassen wir sie beiseite; aber ich habe davon nichts gewußt, und vielleicht noch sehr vieles andere nicht; indes mögen Sie recht haben: alles wird jetzt neu werden, und wenn jemand ein neues Leben beginnt, so in erster Linie ich. Ich habe Ihnen gegenüber durch unwürdige Gedanken gesündigt, Katerina Nikolajewna, und es ist vielleicht erst eine Stunde her, daß ich gegen Sie auch mit der Tat eine Gemeinheit begangen habe; aber wissen Sie, ich sitze hier neben Ihnen und fühle keinerlei Gewissensbisse. Denn alles ist jetzt verschwunden, und alles ist neu geworden, und den Menschen, der vor einer Stunde eine Gemeinheit gegen Sie aussann, den kenne ich nicht und will ich nicht kennen!"

„Kommen Sie zu sich!" sagte sie lächelnd. „Sie reden, wie wenn Sie ein bißchen fieberten."

„Und kann etwa jemand, der neben Ihnen sitzt, sich selbst richten?" fuhr ich fort. „Mag er ehrenhaft, mag er gemein sein, Sie sind immer unerreichbar wie die Sonne... Sagen Sie, wie konnten Sie nach allem, was geschehen ist, es fertigbringen, zu mir herauszukommen? Und wenn Sie wüßten, was vor einer Stunde, erst vor einer Stunde geschehen ist! Und was für ein Traum in Erfüllung gegangen ist!"

„Ich weiß wahrscheinlich alles," erwiderte sie mit einem ruhigen Lächeln. „Sie wollten sich soeben an mir für irgend etwas rächen, schwuren, mich zugrunde zu richten, und hätten trotzdem einen jeden totgeschlagen oder durchgeprügelt, der sich erdreistet hätte, über mich in Ihrer Gegenwart auch nur ein häßliches Wort zu sagen."

Oh, sie lächelte und scherzte, aber das tat sie nur aus maßloser Herzensgüte; denn ihre ganze Seele war in diesem Augenblicke, wie mir nachher klar wurde, dermaßen

von eigener gewaltiger Sorge und starker, machtvoller Empfindung erfüllt, daß sie nur in der Weise mit mir reden und auf meine unnützen, aufgeregten Fragen antworten konnte, wie man einem kleinen Kinde auf eine kindliche, zudringliche Frage antwortet, um sich von ihm loszumachen. Ich merkte das auf einmal und wurde verlegen; aber ich konnte nicht mehr aufhören.

„Nein," rief ich, meiner selbst nicht mächtig, „nein, ich habe den, der von Ihnen häßlich redete, nicht totgeschlagen, sondern ihm vielmehr selbst noch dabei geholfen!"

„Oh, um Gottes willen, das ist nicht nötig, das ist nicht nötig, erzählen Sie nichts!" rief sie und streckte die Hand aus, um mir Einhalt zu tun, wobei ihr Gesicht sogar einen schmerzlichen Ausdruck zeigte; aber ich war bereits aufgesprungen und vor sie hingetreten, um alles auszusprechen, und wenn ich alles ausgesprochen hätte, dann hätte sich das nicht ereignet, was sich nachher zugetragen hat; denn sicherlich hätte es damit geendet, daß ich ihr alles bekannt und ihr das Schriftstück zurückgegeben hätte. Aber sie fing auf einmal an zu lachen:

„Das ist nicht nötig; es ist nicht nötig, gehen Sie nicht auf Einzelheiten ein! Ich kenne alle Ihre Verbrechen schon allein; ich möchte darauf wetten, Sie wollten mich heiraten oder so etwas und haben sich soeben mit einem Ihrer Helfershelfer, mit einem Ihrer früheren Schulfreunde verabredet ... Ach, es scheint wirklich, daß ich es erraten habe!" rief sie und blickte mir ernsthaft ins Gesicht.

„Wie ... wie haben Sie das erraten können?" stammelte ich wie ein Dummkopf in höchstem Erstaunen.

„Nun, das war kein Kunststück! Aber genug davon, genug davon! Ich verzeihe Ihnen; aber nehmen Sie von

diesen schwarzen Plänen Abstand!" sagte sie, wieder mit einer abwehrenden Handbewegung und jetzt mit sichtlicher Ungeduld. „Ich bin selbst eine Träumerin, und wenn Sie wüßten, zu was für Mitteln ich bei meinen Träumereien in Augenblicken greife, wo ich mich nicht selbst beherrsche! Genug davon; Sie haben mich ganz von dem abgebracht, was ich sagen wollte. Ich freue mich recht, daß Tatjana Pawlowna weggegangen ist: ich habe sehr gewünscht, mit Ihnen zu reden, und das wäre in ihrer Gegenwart doch nicht in der Weise möglich gewesen wie jetzt. Ich glaube, ich habe mir bei dem, was neulich geschehen ist, etwas gegen Sie zuschulden kommen lassen. Ja? Ist es so, ja?"

„Sie hätten sich etwas zuschulden kommen lassen? Aber ich hatte Sie damals an ihn verraten, und was mußten Sie von mir denken? Ich habe daran diese ganze Zeit her gedacht, alle diese Zeit über, seit damals; jeden Augenblick habe ich daran gedacht und es schmerzlich empfunden." Damit log ich ihr nichts vor.

„Sie haben sich unnötigerweise gepeinigt; ich verstand gleich damals ganz genau, wie das alles gekommen war; Sie hatten ihm eben damals in der Freude Ihres Herzens ein Wörtchen zuviel gesagt: daß Sie in mich verliebt seien, und daß ich . . . nun, und daß ich Sie anhörte. Dafür sind Sie eben zwanzig Jahre alt. Sie lieben ihn ja doch mehr als sonst etwas in der Welt und glauben, in ihm einen Freund und Ihr Ideal gefunden zu haben. Ich verstand das recht wohl, aber es war schon zu spät; ja, ich selbst habe mich damals vergangen: ich hätte Sie damals gleich rufen lassen sollen, um Sie zu beruhigen; aber ich war ärgerlich und bat meinen Vater, anzuordnen, daß Sie in unserm Hause nicht mehr angenommen werden sollten; und so kam es denn zu jener Szene bei der Haustür, und

dann zu den Erlebnissen jener Nacht. Und wissen Sie, ich habe diese ganze Zeit über, gerade wie Sie, darüber phantasiert, daß ich heimlich mit Ihnen zusammenkommen wollte; ich wußte nur nicht, wie ich das einrichten könnte. Und was meinen Sie, wovor ich mich am meisten gefürchtet habe? Daß Sie seinen Verleumdungen über mich Glauben schenken könnten."

„Niemals!" rief ich.

„Unsere früheren Begegnungen sind mir sehr wertvoll; ich schätze in Ihnen den Jüngling und vielleicht sogar gerade diese Offenherzigkeit . . . Ich habe ja einen sehr ernsten Charakter. Ich bin die ernsteste, düsterste Frau, die es gibt, das kann ich Ihnen sagen . . . hahaha! Wir werden schon noch ein andermal zusammenkommen, aber jetzt fühle ich mich nicht ganz wohl; ich bin aufgeregt, und . . . wie es scheint, habe ich einen hysterischen Anfall. Aber endlich, endlich wird ‚er' auch mich auf der Welt in Ruhe leben lassen!"

Dieser Ausruf brach unwillkürlich aus ihrer Brust hervor; ich empfand das sofort und wollte nicht darauf eingehen, aber ich zitterte am ganzen Leibe.

„Er weiß, daß ich ihm verziehen habe!" rief sie plötzlich wieder, als sei sie allein im Zimmer.

„Haben Sie ihm wirklich diesen Brief verzeihen können? Und wie könnte es zu seiner Kenntnis gelangt sein, daß Sie ihm verziehen haben?" rief ich, nicht imstande, mich zurückzuhalten.

„Wie es zu seiner Kenntnis gelangt ist? Oh, er weiß es," fuhr sie fort, mir zu antworten, aber mit einer Miene, als hätte sie mich ganz vergessen und spräche nur mit sich selbst. „Er ist jetzt zur Besinnung gekommen. Und wie sollte er auch nicht wissen, daß ich ihm verziehen habe,

wenn er doch meine ganze Seele auswendig weiß? Er weiß ja, daß ich selbst ein bißchen von seiner Art bin."

„Sie?"

„Nun ja, das ist ihm bekannt. Oh, ich bin nicht leidenschaftlich, ich bin eine ruhige Natur; aber ebenso wie er würde ich wünschen, daß alle Menschen gut wären ... Ich muß doch etwas an mir haben, weswegen er mich liebgewonnen hat."

„Wie hat er dann nur sagen können, daß in Ihnen alle möglichen Laster steckten?"

„Das hat er nur gesagt; im stillen hat er eine andere Meinung. Aber nicht wahr, der Brief, den er geschrieben hat, war doch furchtbar komisch?"

„Komisch?"

Ich hörte ihr mit angestrengter Aufmerksamkeit zu; ich glaube, daß sie tatsächlich eine Art von hysterischem Anfall hatte und ... da Dinge aussprach, die vielleicht gar nicht für meine Ohren bestimmt waren; aber ich konnte mich nicht so weit beherrschen, daß ich nicht gefragt hätte.

„O ja, komisch, und wie hätte ich darüber gelacht, wenn ... wenn ich mich nicht gefürchtet hätte. Übrigens bin ich kein solcher Angsthase, glauben Sie das nicht; aber dieser Brief hat mir in jener Nacht den Schlaf geraubt; er ist sozusagen nicht mit Tinte, sondern mit krankem Blute geschrieben ... und was bleibt einem nach einem solchen Briefe noch übrig? Ich liebe das Leben; ich bin um mein Leben schrecklich besorgt; in dieser Hinsicht bin ich sehr schwachmütig ... Ach, hören Sie!" rief sie plötzlich, „gehen Sie zu ihm! Er wird jetzt allein sein; er kann nicht immerzu dort sein und ist wahrscheinlich allein irgendwohin gegangen: machen Sie ihn recht schnell ausfindig, nur ja recht schnell; eilen Sie zu ihm, zeigen Sie

ihm, daß Sie sein liebender Sohn sind; beweisen Sie, daß Sie ein lieber, guter Junge sind, daß Sie ein Student sind, den ich ... Oh, Gott möge Sie glücklich werden lassen! Ich liebe niemand, und das ist auch das beste; aber ich wünsche allen Menschen, daß sie glücklich seien, allen, und zu allererst ihm, und das möge er wissen ... sogar sofort, das wäre mir sehr angenehm ..."

Sie stand auf und verschwand plötzlich hinter der Portiere; auf ihrem Gesichte glänzten in diesem Augenblicke Tränen (hysterische Tränen, vom Lachen). Erregt und verwirrt blieb ich allein im Zimmer. Ich wußte tatsächlich nicht, worauf ich diese ihre Aufregung zurückführen sollte, eine Aufregung, wie ich sie nie bei ihr für möglich gehalten hätte. Mein Herz zog sich schmerzlich zusammen.

Ich wartete fünf Minuten; es wurden zehn Minuten; auf einmal fiel mir die tiefe Stille auf, und ich beschloß, aus der Tür hinauszusehen und zu rufen. Auf meinen Ruf erschien Marja und teilte mir im ruhigsten Tone von der Welt mit, die gnädige Frau habe sich schon längst angekleidet und sei durch den hinteren Ausgang weggegangen.

Siebentes Kapitel

I

Ein überraschender Schluß! Ich ergriff meinen Pelz, warf ihn mir im Gehen um und lief mit dem Gedanken hinaus: „Sie hat mir befohlen, zu ihm zu gehen; aber wo kann ich ihn finden?"

Aber neben allem andern verstutzte mich die Frage: „Weshalb glaubt sie, daß jetzt eine neue Situation entstanden sei, und daß ‚er' ihr Ruhe gönnen werde? Freut

sie sich darüber, daß er Mama heiraten wird, oder ist sie im Gegenteil darüber unglücklich? War das der Grund ihres hysterischen Anfalls? Warum kann ich darüber nicht ins klare kommen?"

Ich setze diesen zweiten Gedanken, der mir damals durch den Kopf ging, in seinem Wortlaute hierher, damit man bei den folgenden Ereignissen an ihn denke: er ist wichtig. Dieser Abend war verhängnisvoll. Und siehe da, unwillkürlich möchte man an eine Vorherbestimmung glauben: ich war noch nicht hundert Schritte in der Richtung nach Mamas Wohnung zu gegangen, als ich auf einmal mit dem zusammentraf, den ich suchte. Er faßte mich bei der Schulter und hielt mich an.

„Du bist es!" rief er erfreut und zugleich anscheinend höchst erstaunt. „Denke dir, ich war bei dir," begann er eilig, „ich suchte dich und fragte nach dir; ich bedarf deiner jetzt, einzig und allein deiner in der ganzen Welt! Dein Beamter schwatzte Gott weiß was zusammen; aber du warst nicht da, und beim Weggehen vergaß ich sogar ihm aufzutragen, daß er dir bestellen möchte, du solltest unverzüglich zu mir kommen. Und sollte man es glauben? ich war dennoch beim Gehen unerschütterlich davon überzeugt, daß das Schicksal dich jetzt, wo ich deiner so dringend bedarf, mir in den Weg führen werde; und siehe da, der erste Mensch, der mir begegnet, bist du! Komm zu mir; du bist noch nie bei mir gewesen."

Kurz, wir hatten einer den andern gesucht, und jedem von uns war etwas Ähnliches widerfahren. Wir gingen sehr eilig weiter.

Unterwegs machte er mir nur ein paar kurze Mitteilungen darüber, daß er Mama in Tatjana Pawlownas Obhut gelassen habe usw. Er hatte mich an der Hand gefaßt und

führte mich so. Er wohnte nicht weit von dieser Gegend, und wir gelangten bald hin. Ich war in der Tat noch nie bei ihm gewesen. Es war eine kleine, aus drei Zimmern bestehende Wohnung, die er (oder richtiger Tatjana Pawlowna) einzig und allein für jenen „Säugling" gemietet hatte. Diese Wohnung hatte auch früher stets unter Tatjana Pawlownas Aufsicht gestanden, und es hatte darin die Wärterin mit dem kleinen Kinde gewohnt (jetzt wohnte auch Darja Onisimowna darin); aber es hatte auch immer ein Zimmer Wersilow gehört, nämlich das erste, am Eingang gelegene, das ziemlich geräumig und mit guten Polstermöbeln ausgestattet war, nach Art eines zum Lesen und Schreiben tauglichen Arbeitszimmers. In der Tat befanden sich auf dem Tische, in einem Schranke und auf Regalen eine Menge Bücher (in Mamas Wohnung waren fast gar keine vorhanden), sowie beschriebene Blätter und in Päckchen zusammengebundene Briefe; kurz, alles machte den Eindruck eines schon seit längerer Zeit bewohnten Heims, und ich weiß, daß Wersilow auch früher schon (wiewohl nur ziemlich selten) zeitweilig ganz in diese Wohnung übergesiedelt und in ihr sogar ganze Wochen lang geblieben war. Das erste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein Porträt von Mama, das in einem prächtigen, geschnitzten Rahmen aus kostbarem Holze über dem Schreibtisch hing, eine jedenfalls im Auslande hergestellte Photographie, die, nach ihrem außerordentlich großen Format zu urteilen, sehr teuer gewesen sein mußte. Ich hatte dieses Porträt früher nicht gekannt und nie etwas davon gehört, und was mich ganz besonders überraschte, das war die außerordentliche Ähnlichkeit der Photographie, sozusagen ihre geistige Ähnlichkeit; kurz, sie wirkte wie ein wirkliches Porträt von der Hand eines Künstlers und nicht wie eine

mechanische Reproduktion. Als ich eingetreten war, blieb ich sofort unwillkürlich vor ihr stehen.

„Nicht wahr, nicht wahr?" sagte auf einmal Werssilow hinter mir.

Das bedeutete: „Nicht wahr, es ist sehr ähnlich?" Ich wandte mich um und sah ihn an und war überrascht von dem Ausdruck seines Gesichtes. Er war ein wenig blaß; aber seine Augen glühten, und sein energischer Blick leuchtete von Glückseligkeit und Kraftgefühl: einen solchen Ausdruck hatte ich noch nie an ihm wahrgenommen.

„Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie Mama so lieben!" entfuhr es mir plötzlich; ich war selbst ganz entzückt.

Er lächelte glückselig, obgleich in seinem Lächeln auch etwas Leidvolles oder, richtiger gesagt, etwas wie Menschenliebe oder höhere Empfindung lag ... ich verstehe das nicht auszudrücken; aber die Gesichter hochgebildeter Leute können meiner Ansicht nach nicht den Ausdruck einer triumphierenden, siegbewußten Glückseligkeit tragen. Ohne mir zu antworten, nahm er das Porträt mit beiden Händen von den Nägeln, führte es an sein Gesicht, küßte es und hängte es dann wieder still an die Wand.

„Achte einmal darauf," sagte er, „photographische Aufnahmen fallen nur sehr selten ähnlich aus, und das ist begreiflich: das Original selbst, das heißt ein jeder von uns, ist sich nur sehr selten selbst ähnlich. Das menschliche Gesicht bringt nur in seltenen Augenblicken seinen wichtigsten Zug, seine charakteristischste Eigenschaft zum Ausdruck. Der Künstler studiert das Gesicht und errät diesen wichtigsten Zug desselben, auch wenn er in dem Augenblick, wo er malt, auf dem Gesichte gar nicht vorhanden ist. Die Photographie aber erfaßt den Menschen so, wie er gerade ist, und es ist sehr möglich, daß Napoleon in manchem Augenblicke

dumm und Bismarck mild herauskäme. Hier aber, bei diesem Porträt, hat es sich glücklich getroffen, daß die Sonne Sofja gerade in dem Momente erfaßt hat, wo sich deren wichtigster Charakterzug, schamhafte, sanfte Liebe und scheue, schüchterne Keuschheit, auf ihrem Gesichte ausprägte. Und wie glückselig war sie damals auch, als sie sich endlich davon überzeugt hatte, daß es mich wirklich heiß verlangte, ihr Porträt zu besitzen! Diese Aufnahme ist zwar vor nicht allzu langer Zeit gemacht worden, aber doch war deine Mutter damals noch jünger und schöner; freilich hatte sie auch damals bereits diese eingefallenen Wangen, diese kleinen Runzeln auf der Stirn, diese scheue Ängstlichkeit des Blicks, die bei ihr jetzt mit den Jahren wächst, je länger, je mehr. Wirst du es glauben, mein Lieber, ich kann sie mir jetzt kaum mit einem andern Gesichte vorstellen, und doch ist auch sie einmal jung und reizend gewesen! Die Russinnen werden schnell häßlich; ihre Schönheit ist nur von kurzer Dauer, und das ist wirklich nicht nur eine ethnographische Besonderheit des Volksstammes, sondern es kommt auch daher, daß sie voll und ganz zu lieben verstehen. Wenn die Russin liebt, so gibt sie alles mit einem Male hin, den Augenblick, und ihr Schicksal, und die Gegenwart, und die Zukunft: ökonomisch zu verfahren, das verstehen sie nicht; eine Reserve legen sie nicht zurück, und ihre Schönheit geht bald für denjenigen darauf, den sie lieben. Diese eingefallenen Wangen, das ist auch Schönheit, die für mich, für meinen kurzen Genuß, daraufgegangen ist. Du freust dich, daß ich deine Mama geliebt habe, und hast vielleicht nicht einmal geglaubt, daß das der Fall gewesen ist? Ja, mein Freund, ich habe sie sehr geliebt; aber ich habe ihr nichts als Übles getan ... Sieh mal, da ist noch ein anderes Porträt; sieh dir auch das an!"

Er nahm es vom Tische und reichte es mir hin. Es war ebenfalls eine Photographie, aber in sehr viel kleinerem Formate, in einem schmalen, ovalen Holzrande, ein Mädchengesicht, mager und schwindsüchtig und dabei doch schön, nachdenklich und gleichzeitig in seltsamer Weise gedankenleer. Die regelmäßigen Züge eines viele Generationen hindurch sorgsam erzogenen alten Geschlechtes machten dennoch den Eindruck der Krankhaftigkeit: es kam dem Beschauer vor, als habe sich dieses Wesens plötzlich ein starrer Gedanke bemächtigt, der ihm eben dadurch zur Qual werde, weil er über seine Kraft gehe.

„Das ... das ist jenes Mädchen, das Sie dort heiraten wollten, und das an der Schwindsucht starb ... ‚ihre' Stieftochter?" fragte ich etwas schüchtern.

„Ja, ich wollte sie heiraten; sie starb an der Schwindsucht; es war ‚ihre' Stieftochter. Ich wußte, daß dir alle diese ... alle diese Klatschereien bekannt sind. Übrigens hättest du darüber auch nichts anderes erfahren können als Klatschereien. Gib das Bild wieder her, mein Freund; es war eine arme Irrsinnige, weiter nichts."

„War sie geradezu eine Irrsinnige?"

„Oder eine Idiotin; ich glaube übrigens, daß sie irrsinnig war. Sie hatte ein Kind vom Fürsten Sergei Petrowitsch (infolge ihres Irrsinns, nicht infolge von Liebe; das ist eine der gemeinsten Handlungen des Fürsten Sergei Petrowitsch); das Kind ist jetzt hier, in jenem Zimmer, und ich wollte es dir schon längst einmal zeigen. Fürst Sergei Petrowitsch darf nicht hierher kommen und das Kind sehen; das habe ich mit ihm abgemacht, als wir noch im Auslande waren. Ich habe es mit Erlaubnis deiner Mama zu mir genommen. Mit Erlaubnis deiner Mama wollte ich damals auch diese Unglückliche heiraten ..."

„Ist denn eine solche Erlaubnis möglich?" rief ich in starker Erregung.

„O ja! Sie hatte es mir erlaubt: Eifersucht gibt es nur gegen andere Frauen, und dies war keine Frau."

„Und wenn sie auch in den Augen aller anderen keine Frau war, in Mamas Augen mußte sie es sein! Ich werde es in meinem Leben nicht glauben, daß Mama nicht eifersüchtig gewesen sein sollte!" rief ich.

„Du hast recht. Ich merkte es, als alles bereits abgemacht war, das heißt, als sie ihre Erlaubnis gegeben hatte. Aber laß dieses Thema! Die Sache kam nicht zustande, weil Lidija starb; und sie wäre vielleicht auch nicht zustande gekommen, wenn Lidija am Leben geblieben wäre; aber Mama lasse ich auch jetzt nicht zu dem Kinde. Das Ganze ist nur eine Episode. Mein Lieber, ich habe dich hier schon lange erwartet. Ich habe es mir schon lange in Gedanken ausgemalt, wie wir hier zusammenkommen würden; weißt du, seit wie lange schon? Schon seit zwei Jahren."

Er sah mich redlich und aufrichtig mit unverhüllter Herzlichkeit an. Ich ergriff seine Hand.

„Warum haben Sie denn gezögert und mich nicht schon längst hergerufen? Wenn Sie wüßten, was geschehen ist... und was nicht geschehen wäre, wenn Sie mich früher hergerufen hätten! . . ."

In diesem Augenblicke wurde der Samowar gebracht, und Darja Onisimowna brachte das kleine Kind herein, welches schlief.

„Sieh es dir an," sagte Wersilow; „ich habe es lieb und habe es jetzt absichtlich hereinbringen lassen, damit du es auch ansehen möchtest. Na, nun tragen Sie es nur wieder hinaus, Darja Onisimowna! Setz dich zum Samowar hin! Ich werde mir vorstellen, wir beide hätten von jeher so mit-

einander gelebt und seien jeden Abend zusammengekommen, ohne uns jemals zu trennen. Laß mich dich ansehen: setz dich so hin, so, damit ich dein Gesicht sehen kann! Wie ich es liebe, dein Gesicht! Wie ich mir eine Vorstellung von deinem Gesichte zu machen gesucht habe, schon als ich dich aus Moskau erwartete! Du fragst, warum ich dich nicht schon längst hergerufen habe? Warte einmal, das wirst du jetzt vielleicht schon verstehen können."

„Aber hat denn wirklich nur der Tod dieses alten Mannes Ihnen jetzt die Zunge gelöst? Das ist doch seltsam."

Aber wenn ich auch in dieser Weise redete, so sah ich ihn doch voller Liebe an. Wir sprachen miteinander wie zwei Freunde, im höchsten, vollsten Sinne des Wortes. Er hatte mich dorthin geführt, um mir etwas auseinanderzusetzen, mir etwas zu erzählen, sich wegen etwas zu rechtfertigen; aber schon ehe er davon zu sprechen begonnen hatte, war alles aufgeklärt und gerechtfertigt. Was ich jetzt auch noch von ihm zu hören bekommen hätte, das Ergebnis stand schon fest, und wir waren uns beide dessen mit einem Gefühl der Glückseligkeit bewußt und blickten einander freudig an.

„Nicht gerade der Tod dieses alten Mannes," antwortete er, „nicht nur sein Tod; es ist da noch etwas anderes, was jetzt damit zusammengefallen ist . . . Gott wolle diesen Augenblick und unser Leben in Zukunft und auf lange Zeit segnen! Mein Lieber, laß uns miteinander reden! Ich komme immer in Verwirrung und schweife ab; ich will von einem bestimmten Gegenstande reden und gerate in tausend nebensächliche Einzelheiten hinein. So geht es einem immer, wenn das Herz voll ist . . . Aber laß uns miteinander reden; der richtige Zeitpunkt dafür ist da, und ich bin schon längst in dich verliebt, mein Junge . . ."

Er lehnte sich auf seinem Stuhle zurück und betrachtete mich noch einmal.

„Wie seltsam das alles anzuhören ist, wie seltsam!" sagte ich, in Entzücken gleichsam ertrinkend.

Und siehe da (ich erinnere mich dessen genau): auf seinem Gesichte schimmerte auf einmal der gewöhnliche, mir so wohlbekannte Ausdruck auf, ein Ausdruck zugleich der Trauer und des Spottes. Er nahm seine Kraft zusammen und begann, anscheinend mit einer gewissen Anstrengung, zu reden.

II

„Siehst du, Arkadi, wenn ich dich früher hergerufen hätte, was hätte ich dann zu dir sagen sollen? In dieser Frage liegt meine ganze Antwort."

„Das heißt, Sie wollen sagen, daß Sie jetzt Mamas Mann und mein Vater sind, während Sie damals ... Sie würden in betreff unseres sozialen Verhältnisses früher nicht gewußt haben, was Sie mir sagen sollten? Nicht wahr?"

„Nicht nur darüber, mein Lieber, würde ich nicht gewußt haben, was ich dir sagen sollte; auch über vieles andere hätte ich schweigen müssen. Vieles davon ist sogar lächerlich und unwürdig, weil es mit Komödiantenwesen Ähnlichkeit hat, wirklich, mit richtigem Komödiantenwesen. Nun, wie hätten wir einander früher verstehen können, wenn ich mich selbst erst heute nachmittag um fünf Uhr verstanden habe, genau zwei Stunden vor Makar Iwanowitschs Tode. Du siehst mich befremdet und verständnislos an. Sei unbesorgt: ich werde dir die Tatsache klarlegen; aber das, was ich gesagt habe, ist vollkommen richtig; mein ganzes Leben hat sich in Irrfahrten und Zweifeln bewegt, und nun erfolgt die Lösung am soundsovielten um fünf Uhr nachmittags! Das ist ordentlich kränkend, nicht wahr?

Und die Zeit liegt noch nicht weit zurück, wo ich mich wirklich dadurch gekränkt fühlte."

Ich hörte ihm in der Tat mit schmerzlicher Verständnislosigkeit zu: der frühere Wersilowsche Gesichtsausdruck trat wieder stark hervor, jener Ausdruck, den ich an diesem Abend, nachdem schon solche Worte gesprochen waren, nicht zu erblicken gewünscht hätte. Auf einmal rief ich:

„Mein Gott! Sie haben etwas von ihr erhalten ... heute um fünf Uhr?"

Er sah mich unverwandt an und war von meinem Ausrufe sichtlich überrascht, vielleicht auch durch meinen Ausdruck: „von ihr".

„Du wirst alles erfahren," sagte er mit einem nachdenklichen Lächeln, „und ich werde dir natürlich nichts, was du wissen mußt, verheimlichen; denn eben deswegen habe ich dich ja hierher geführt; aber einstweilen wollen wir das alles noch aufschieben. Siehst du, mein Freund, ich habe schon längst gewußt, daß es bei uns Kinder gibt, die schon von ihrer Kindheit an sich über ihre Familie Gedanken machen und es als eine Kränkung empfinden, daß sie keine vornehmen Väter haben und nicht in vornehmen Verhältnissen aufwachsen. Ich habe solche Grübler schon in meiner Schulzeit kennen gelernt und all dies damals darauf zurückgeführt, daß sie gar zu früh neidisch seien. Da ich jedoch selbst zu diesen grüblerischen Kindern gehörte ... aber entschuldige, mein Lieber, ich bin schrecklich zerstreut. Ich wollte nur darauf hinweisen, in welcher Sorge um dich ich diese ganze Zeit über beständig gewesen bin. Ich stellte dich mir immer als eines jener kleinen Wesen vor, die sich doch schon ihrer Begabung bewußt sind und sich von andern absondern. Ich habe ebenfalls, gerade wie du, zu meinen Schulkameraden niemals eine Zuneigung empfunden. Sie

sind recht übel daran, diese Menschenkinder, die sich nur auf ihre Kräfte und auf ihre Träumereien angewiesen sehen und dabei ein leidenschaftliches, verfrühtes, beinahe rachsüchtiges Verlangen nach Vornehmheit besitzen, jawohl, ein rachsüchtiges Verlangen. Aber genug davon, mein Lieber; ich bin wieder abgeschweift ... Schon ehe ich anfing, dich liebzuhaben, habe ich mir eine Vorstellung von dir und deinen einsamen, menschenscheuen Träumereien zu machen gesucht ... Aber genug davon; ich habe eigentlich vergessen, wovon ich angefangen hatte zu reden. Indessen mußte das alles einmal ausgesprochen werden. Früher aber, was hätte ich dir da sagen können? Jetzt sehe ich deinen Blick auf mich gerichtet und weiß, daß mich mein Sohn ansieht; aber selbst gestern konnte ich ja noch nicht glauben, daß ich einmal so wie heute mit meinem Jungen zusammensitzen und mit ihm reden würde."

Er war tatsächlich sehr zerstreut geworden, schien aber zugleich über etwas gerührt zu sein.

„Ich brauche jetzt keine Träumereien und Phantasien; mir genügen jetzt die Gespräche mit Ihnen! Ich werde auf dem Lebenswege mit Ihnen gehen!" sagte ich mit voller Hingebung.

„Mit mir gehen? Aber meine Wanderungen haben gerade ihr Ende gefunden, gerade heute: du bist zu spät gekommen, mein Lieber. Heute findet das Finale des letzten Aktes statt, und der Vorhang geht herunter. Dieser letzte Akt hat lange gedauert. Angefangen hat er schon vor sehr langer Zeit, damals, als ich zum letztenmal ins Ausland flüchtete. Ich sagte mich damals von allem los, und wisse, mein Lieber, daß ich damals die Beziehungen zu deiner Mutter löste und ihr das selbst aussprach. Das zu wissen ist für dich nötig. Ich erklärte ihr damals, daß ich für immer

wegreiste und sie mich nie mehr wiedersehen werde. Das Schlimmste war, daß ich sogar vergaß, ihr Geld dazulassen. Auch an dich dachte ich keinen Augenblick. Ich fuhr weg in der Absicht, in Westeuropa zu bleiben, mein Lieber, und nie wieder nach Hause zurückzukehren. Ich wanderte aus."

„Zu Herzen?*) Um an der Propaganda im Auslande teilzunehmen? Sie sind gewiß Ihr Leben lang an irgendwelcher Verschwörung beteiligt gewesen?" rief ich unwillkürlich.

„Nein, mein Freund, ich habe mich an keiner Verschwörung beteiligt. Aber deine Augen haben ja ordentlich zu funkeln angefangen; ich höre deine Ausrufe gern, mein Lieber. Nein, der Grund meiner damaligen Abreise war einfach eine Melancholie, die mich plötzlich überkommen hatte. Es war die Melancholie des russischen Edelmannes, – wirklich, ich weiß mich nicht besser auszudrücken. Die adlige Melancholie, weiter nichts."

„Die Leibeigenschaft ... die Befreiung der Bauern?" murmelte ich, mühsam atmend.

„Die Leibeigenschaft? Du glaubst, daß ich der Leibeigenschaft nachtrauerte? Daß ich die Befreiung der Bauern nicht ertragen konnte? O nein, mein Freund; wir selbst waren ja die Befreier gewesen. Ich wanderte ohne jeden Groll aus. Ich war soeben Friedensrichter gewesen und hatte in dieser Stellung mit Aufbietung meiner ganzen Kraft und mit völliger Uneigennützigkeit in liberalem Sinne gewirkt; auch das war nicht der Grund meines Weggehens, daß ich für meine liberalen Bestrebungen wenig Dank geerntet hatte. Wir haben alle damals keinen Dank geerntet, wir, das heißt wieder Leute wie ich. Ich bin eher mit einem

*) Alexander Herzen, Publizist und Politiker, 1812—1870. Anmerkung des Übersetzers.

Gefühle des Stolzes als der Reue weggegangen, und glaube mir, der Gedanke, es sei nun für mich das Richtige, mein Leben als bescheidener Schuster zu beschließen, lag mir ganz fern. Je suis gentilhomme avant tout et je mourrai gentilhomme! Aber dennoch war mir traurig zumute. Solcher Menschen, wie ich, gibt es in Rußland vielleicht nur gegen tausend, in der Tat vielleicht nicht mehr; aber das ist ja auch ganz ausreichend, damit die Idee nicht ausstirbt. Wir sind die Träger einer Idee, mein Lieber! ... Mein Freund, ich rede in der seltsamen Hoffnung, daß du all dieses Kauderwelsch verstehen wirst. Ich habe dich in einer Laune des Herzens gebeten, herzukommen: ich hatte es mir schon lange ausgemalt, wie ich dir manches sagen wollte ... dir, gerade dir. Aber übrigens ... übrigens ..."

„Nein, reden Sie!" rief ich. „Ich sehe auf Ihrem Gesichte wieder den Ausdruck der Aufrichtigkeit ... Nun? Hat Westeuropa Sie zu neuem Leben auferweckt? Und was hat es mit Ihrer ‚adligen Melancholie' für eine Bewandtnis? Verzeihen Sie, Liebster, ich verstehe noch nicht."

„Ob mich Westeuropa zu neuem Leben auferweckt hat? Aber ich bin ja selbst damals hingefahren, um Westeuropa zu beerdigen!"

„Um es zu beerdigen?" wiederholte ich erstaunt.

Er lächelte.

„Lieber Arkadi, jetzt ist meine Seele müde geworden, und ich habe mich innerlich empört. Ich werde niemals die ersten Augenblicke vergessen, die ich damals in Westeuropa durchlebte. Ich hatte auch früher schon dort gelebt; aber damals war eine besondere Zeit, und ich war noch nie vorher mit einer so untröstlichen Traurigkeit und ... mit einer solchen Liebe hingefahren wie damals. Ich will dir einen der ersten Eindrücke erzählen, die ich dort empfing, einen

Traum, den ich damals hatte, einen wirklichen Traum. Es war noch in Deutschland. Ich war eben erst aus Dresden abgereist und in der Zerstreutheit durch die Station, wo ich auf meine Route hätte abbiegen sollen, durchgefahren und so auf eine falsche Linie geraten. Man veranlaßte mich alsbald zum Aussteigen; es war zwischen zwei und drei Uhr nachmittags und ein klarer Tag. Es war ein kleines deutsches Städtchen. Man wies mich nach einem Gasthause. Ich mußte warten: der nächste Zug ging erst um elf Uhr nachts. Ich war mit diesem Abenteuer sogar ganz zufrieden, weil ich keine besondere Eile hatte, irgendwohin zu kommen. Ich trieb mich eben wie ein Nomade in der Welt umher, mein Freund, wie ein Nomade. Das Gasthaus erwies sich als ein elendes, kleines Ding, lag aber ganz im Grünen und war, wie das dort überall Sitte ist, von Blumenbeeten umgeben. Man gab mir ein enges Zimmerchen, und da ich die ganze Nacht unterwegs gewesen war, so schlief ich nach Tische, um vier Uhr nachmittags, ein.

Ich hatte einen Traum, der mich völlig überraschte, weil ich dergleichen noch nie geträumt hatte. In Dresden hatte ich in der Gemäldegalerie ein Bild von Claude Lorrain gesehen, das im Kataloge ‚Acis und Galatea' hieß; ich aber hatte es immer ‚Das goldene Zeitalter' genannt, ich weiß selbst nicht warum. Ich hatte es auch früher schon gesehen, und nun, vor drei Tagen auf der Durchreise, hatte es wieder meine Aufmerksamkeit erregt. Dieses Bild also sah ich im Traum, aber nicht als Bild, sondern als Wirklichkeit. Ich weiß jedoch nicht, was mir eigentlich träumte: es war, gerade wie auf dem Bilde, ein abgelegener Ort des griechischen Archipels, wobei ich auch um dreitausend Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt war; blaue, freundliche Wellen, Inseln und Felsen, ein blumiges Ge-

stade, ein zauberhaftes Panorama in der Ferne, eine prachtvoll untergehende Sonne – es läßt sich mit Worten nicht schildern. Hier hat die Wiege der europäischen Menschheit gestanden, wie diese sich zu erinnern glaubt, und dieser Gedanke erfüllte auch meine Seele mit einer Art von Heimatsgefühl. Hier war das irdische Paradies der Menschheit: die Götter stiegen vom Himmel herab und schlossen Verwandtschaft mit den Menschen ... Oh, damals lebten schöne Menschen! Glücklich und unschuldig standen sie morgens auf und schliefen sie abends ein; die Wiesen und Haine erschollen von ihren Liedern und fröhlichen Rufen; der große Überschuß unversehrter Kräfte wurde auf Liebe und harmlose Freude verwendet. Die Sonne überflutete sie mit Wärme und Licht und freute sich über ihre schönen Kinder ... Ein wundervoller Traum, ein edler Irrtum der Menschheit! Das goldene Zeitalter ist die unwahrscheinlichste Träumerei von allen, die es jemals gegeben hat; aber für diese Träumerei haben die Menschen ihr Leben und alle ihre Kräfte hingegeben; für sie haben sich die Propheten abgemüht, und für sie sind sie gestorben; ohne sie wollen die Völker nicht leben, und ohne sie können sie nicht einmal sterben! Und dieses ganze Gefühl durchlebte ich gleichsam in diesem Traume; die Felsen und das Meer und die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne, das alles glaubte ich noch zu sehen, als ich erwachte und die Augen öffnete, die mir tatsächlich von Tränen feucht waren. Ich erinnere mich, daß ich mich freute. Das Gefühl einer mir bisher unbekannten Glückseligkeit zog durch mein Herz, das davon ordentlich einen Schmerz empfand; das war die Liebe zur ganzen Menschheit. Es war schon ganz Abend geworden; in das Fenster meines kleinen Zimmers drang durch die Blätter der auf dem Fenster-

brette stehenden Blumen ein Bündel schräger Strahlen und übergoß mich mit Licht. Und siehe da, mein Freund, siehe da: diese untergehende Sonne des ersten Tages der europäischen Menschheit, die ich in meinem Traume gesehen hatte, verwandelte sich für mich sogleich nach meinem Erwachen in die untergehende Sonne ihres letzten Tages! Gerade damals ertönten über Westeuropa sozusagen die Klänge des Grabgeläutes! Ich rede nicht nur vom Kriege und von den Tuilerien; ich hatte auch ohnedies gewußt, daß alles vergeht, und daß das ganze Antlitz der alten westeuropäischen Welt sich früher oder später ändern werde: aber als russischer Europäer konnte ich mich nicht darein finden. Ja, sie hatten damals gerade die Tuilerien verbrannt... Oh, sei unbesorgt; ich weiß, daß das eine ‚logische' Handlung war, und habe ein volles Verständnis für die Unwiderstehlichkeit der im Flusse befindlichen Idee; aber als Träger des höchsten russischen Kulturgedankens konnte ich mich nicht darein finden; denn der höchste russische Gedanke ist die allgemeine Versöhnung der Ideen. Und wer in der ganzen Welt hätte damals einen solchen Gedanken verstehen können; ich irrte allein umher. Ich rede nicht von mir persönlich, ich rede von dem russischen Gedanken. Dort gab es Kampf und Logik; da war der Franzose weiter nichts als Franzose und der Deutsche weiter nichts als Deutscher, und zwar mit größerer Anspannung der Kräfte, als sie sie jemals im Laufe ihrer Geschichte sich zugemutet hatten; mithin hat niemals der Franzose seinem Frankreich und niemals der Deutsche seinem Deutschland so viel Schaden zugefügt, wie gerade damals! Damals gab es in ganz Westeuropa keinen einzigen Westeuropäer! Nur ich allein konnte mitten unter allen Petroleusen ihnen ins Gesicht sagen, daß ihre Niederbrennung der Tuilerien ein

Fehler war; und nur ich allein konnte mitten unter allen rachgierigen Konservativen diesen sagen, daß die Niederbrennung der Tuilerien zwar ein Verbrechen war, aber doch eine logische Handlung. Und dies darum, mein Junge, weil ich, der Russe, damals in Westeuropa der einzige Westeuropäer war. Ich rede nicht von mir, ich rede von dem ganzen russischen Gedanken. Ich irrte umher, mein Freund, ich irrte umher und wußte auf das bestimmteste, daß ich schweigen und umherirren mußte. Aber dennoch war mir traurig zumute. Ich lege Wert auf meinen Adel, mein Junge; ich kann nicht anders. Ich glaube, du lachst?"

„Nein, ich lache nicht," sagte ich tief ergriffen; „ich lache ganz und gar nicht; Sie haben durch Ihre Vision des goldenen Zeitalters mein Herz erschüttert, und seien Sie überzeugt, daß ich anfange, Sie zu verstehen. Aber am meisten freue ich mich darüber, daß Sie eine solche Achtung vor sich selbst haben. Ich beeile mich, Ihnen das auszusprechen. Ich hätte das nie von Ihnen erwartet!"

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich deine Ausrufe gern höre, mein Lieber," erwiderte er, wieder über meinen naiven Ausruf lächelnd; dann stand er vom Stuhle auf und begann, ohne sich dessen bewußt zu sein, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich erhob mich ebenfalls. Er fuhr fort in seiner seltsamen Redeweise, aber von seinen Gedanken in tiefster Seele bewegt, zu sprechen.

III

„Ja, mein Junge, ich sage es noch einmal: ich lege Wert auf meinen Adel; ich kann nicht anders. Bei uns hat sich im Laufe der Jahrhunderte ein sonst noch nirgends vorgekommener höchster Kulturtypus herausgebildet, der in der ganzen übrigen Welt nicht existiert: der Typus des

universalen Kummers um alle. Das ist ein russischer Typus; aber da er in der höchsten Kulturschicht des russischen Volkes aufgekommen ist, so habe ich die Ehre, zu ihm zu gehören. Auf ihm beruht die Zukunft Rußlands. Wir sind unser vielleicht nur tausend Menschen, vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas weniger; aber ganz Rußland hat bisher nur zu dem Zwecke gelebt, diese tausend Menschen hervorzubringen. Man kann sagen, das sei herzlich wenig, und sich darüber entrüsten, daß zur Hervorbringung von tausend Menschen so viele Jahrhunderte und so viele Millionen Menschen aufgewendet sein sollen. Aber meiner Ansicht nach ist das nicht wenig."

Ich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Ich sah nun klar, welches seine Überzeugungen waren, welche Richtung er in seinem ganzen Leben verfolgt hatte. Durch seine Bemerkung über die tausend Menschen trat sein eigenes Bild mit plastischer Deutlichkeit heraus! Ich hatte die Empfindung, daß seine Lust, mir Mitteilungen zu machen, durch irgendeine äußere Erschütterung hervorgerufen war. Er hielt mir alle diese warmherzigen Reden gewiß in liebevoller Gesinnung; aber die Ursache, weshalb er auf einmal zu reden begonnen und weshalb er so sehr gewünscht hatte, gerade mit mir zu reden, diese Ursache war mir immer noch unbekannt geblieben.

„Ich wanderte aus," fuhr er fort, „und ich grämte mich um nichts, was hinter mir blieb. Ich hatte meinem russischen Vaterlande, solange ich in ihm weilte, so gut gedient, wie es nur irgend in meinen Kräften stand; auch als ich weggegangen war, fuhr ich fort, ihm zu dienen, nur hatte ich die Idee erweitert. Aber indem ich ihm so diente, diente ich ihm weit besser, als wenn ich nichts weiter als Russe gewesen wäre, in ähnlicher Weise, wie der Franzose

nichts weiter als Franzose und der Deutsche nichts weiter als Deutscher war. In Westeuropa hat man dafür vorläufig noch gar kein Verständnis. Westeuropa hat die schönen Typen des Franzosen, des Engländers, des Deutschen geschaffen; aber wie sein künftiger Bürger aussehen soll, davon weiß es noch fast nichts. Und wie es scheint, will es fürs erste auch noch gar nichts davon wissen. Und das ist ja auch begreiflich: sie sind nicht frei, wir aber sind frei. In ganz Westeuropa war damals ich, mit meiner russischen Melancholie, der einzige freie Mensch ...

Beachte eine Sonderbarkeit, mein Freund: jeder Franzose kann sowohl seinem Vaterlande Frankreich als auch der Menschheit nur dann dienen, wenn er im höchsten Grade Franzose bleibt; und ebenso steht es mit dem Engländer und dem Deutschen. Nur der Russe hat sogar schon in unserer Zeit, das heißt, schon lange bevor das allgemeine Fazit gezogen werden wird, die Fähigkeit empfangen, gerade dann im höchsten Grade Russe zu werden, wenn er im höchsten Grade Westeuropäer wird. Das ist der wesentlichste nationale Unterschied zwischen uns und allen andern, und es steht in dieser Hinsicht bei uns anders als überall sonst. Ich bin in Frankreich ein Franzose, im Verkehr mit Deutschen ein Deutscher, wenn ich mich mit den alten Griechen abgebe, ein Grieche, und eben dadurch bin ich im höchsten Grade ein Russe, eben dadurch bin ich ein echter Russe und diene meinem Vaterlande am besten; denn ich bringe seinen Hauptgedanken zur Geltung. Ich bin ein Pionier dieses Gedankens. Ich bin damals ausgewandert; aber habe ich etwa Rußland im Stich gelassen? Nein, ich habe fortgefahren, ihm zu dienen. Mag ich auch in Westeuropa nichts getan haben, mag ich auch nur, um umherzuirren, dorthin gegangen sein (und ich wußte, daß ich nur

zu diesem Zwecke hingekommen war): es genügte schon das eine, daß ich mit meinen Gedanken und mit meiner Erkenntnis hingekommen war. Ich trug meine russische Melancholie dorthin. Oh, was mich so erschreckte, war nicht nur das viele damals vergossene Blut, auch nicht einmal der Brand der Tuilerien, sondern alles, was noch folgen mußte. Ihnen ist beschieden, noch lange miteinander zu ringen, weil sie noch zu sehr Deutsche und zu sehr Franzosen sind und ihren Part in diesen Rollen noch nicht zu Ende geführt haben. Aber bedauerlich sind mir die Verwüstungen, die bis dahin noch stattfinden werden. Einem Russen ist Westeuropa ebenso teuer wie Rußland: jeder Stein dort ist ihm lieb und wert. Westeuropa ist ebenso unser Vaterland gewesen wie Rußland. Oh, noch mehr! Niemand kann Rußland mehr lieben, als ich es tue; aber ich habe mir nie einen Vorwurf darüber gemacht, daß mir Venedig, Rom, Paris, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze und ihre ganze Geschichte teurer sind als Rußland. Oh, den Russen sind sie teuer, diese alten, fremden Steine, diese Wunderwerke des Altertums, diese Trümmer heiliger Wunderwerke; und sie sind uns sogar teurer als den dort Lebenden selbst! Die haben jetzt andere Gedanken und andere Gefühle und haben aufgehört, die alten Steine zu schätzen ... Dort kämpft der Konservative nur den Kampf ums Dasein; und auch der Petroleur trachtet lediglich danach, sein tägliches Brot zu haben. Nur Rußland lebt nicht für sich, sondern für die Ideen, und du mußt zugeben, mein Freund, es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß Rußland nun schon ein Jahrhundert lang entschieden nicht für sich, sondern nur für Westeuropa lebt! Aber wie steht es mit denen dort? Oh, denen sind noch schreckliche Leiden beschieden, ehe sie das Reich Gottes erlangen werden."

Ich muß gestehen, ich hörte ihm in starker Betroffenheit zu; sogar der Ton seiner Rede erschreckte mich, obgleich die Gedanken mir unwillkürlich imponierten. Ich fürchtete ängstlich, er könne eine Unwahrheit sagen. Auf einmal bemerkte ich in ernstem Tone:

„Sie sagten soeben: ‚das Reich Gottes'. Ich habe gehört, Sie hätten dort Gott gepredigt und Bußerketten getragen?"

„Von meinen Bußerketten wollen wir nicht reden," versetzte er lächelnd; „das steht auf einem ganz andern Blatte. Ich habe damals noch nichts gepredigt; aber um ihren Gott habe ich mich gegrämt, das ist die Wahrheit. Sie proklamierten damals den Atheismus ... zwar nur ein Häuflein von ihnen, aber das macht keinen Unterschied; es waren nur die vordersten Renner, aber es war der erste Schritt auf dem Wege der Exekutive; darin lag seine Bedeutung. Darin zeigte sich wieder ihre Logik; aber mit der Logik ist immer eine gewisse Melancholie verbunden. Ich gehörte einer andern Kulturrichtung an, und mein Herz sträubte sich dagegen. Diese Undankbarkeit, mit der sie sich von der Idee trennten, dieses Auspfeifen und Bewerfen mit Schmutz war mir unerträglich. Die Schusterhaftigkeit dieses Verfahrens widerte mich an. Übrigens hat die Wirklichkeit immer so eine Art von Stiefelgeruch, sogar beim eifrigsten Streben nach dem Ideale, und ich hätte das natürlich wissen sollen; aber ich war eben ein Mensch von einem andern Typus: ich war frei in meiner Wahl und sie nicht, und ich weinte, weinte an ihrer Statt, weinte um die alte Idee und weinte vielleicht echte Tränen ohne alles Getue."

„Glaubten Sie denn so fest an Gott?" fragte ich mißtrauisch.

„Mein Freund, das ist vielleicht eine müßige Frage. Gesetzt auch, daß ich nicht sehr fest an ihn glaubte, so konnte ich doch nicht umhin, mich um die Idee zu grämen. Notwendigerweise überlegte ich mir mitunter, wie der Mensch ohne Gott leben werde, und ob dies überhaupt jemals möglich sein werde. Mein Herz beantwortete diese Frage immer dahin, daß es unmöglich sei; aber eine gewisse Periode des Unglaubens ist doch wohl möglich ... Für mich besteht sogar kein Zweifel daran, daß diese Periode heranrückt; aber ich habe mir immer ein ganz anderes Bild davon gemacht ..."

„Was denn für ein Bild?"

Allerdings hatte er schon vorher gesagt, daß er glücklich sei, und selbstverständlich lag in seinen Worten viel Exaltiertes; so faßte ich denn auch vieles von dem, was er damals sagte, auf. Natürlich kann ich mich aus Achtung vor diesem Manne nicht dazu entschließen, unser gesamtes damaliges Gespräch schriftlich der Nachwelt zu überliefern; aber einige Striche des seltsamen Bildes, das ich ihm abgewann, will ich hier doch vorführen. Ganz besonders hatten mich immer, die ganze frühere Zeit her, diese Büßerketten gepeinigt, und ich wäre gern über sie ins klare gekommen; daher fragte ich hiernach beharrlich. Einige phantastische und höchst seltsame Ideen, die er damals aussprach, sind in meinem Herzen haften geblieben.

„Ich stelle mir vor, mein Lieber," begann er mit einem nachdenklichen Lächeln, „daß der Kampf bereits zu Ende sei und der Streit sich gelegt habe. Nach den Flüchen, dem Bewerfen mit Schmutz und dem Auspfeifen ist Ruhe eingetreten, und die Menschen sind allein zurückgeblieben, wie sie das gewünscht hatten: die große, frühere Idee hat sie verlassen; die große Quelle der Kräfte, von der sie bis-

her genährt und erwärmt wurden, ist dahingegangen wie jene majestätische, prächtige Sonne auf dem Bilde von Claude Lorrain; aber dies ist nun gleichsam der letzte Tag der Menschheit. Und die Menschen sind auf einmal zu der Erkenntnis gelangt, daß sie ganz allein geblieben sind, und fühlen plötzlich eine große Verwaistheit. Mein lieber Junge, ich habe mir niemals die Menschen als undankbar und als verdummt vorstellen können. Die verwaisten Menschen würden sich sofort enger und liebevoller aneinander anschließen; sie würden einander an den Händen fassen, in dem Bewußtsein, daß jetzt nur sie allein ein jeder des andern ein und alles seien! Die große Idee der Unsterblichkeit wäre verschwunden und müßte durch irgend etwas ersetzt werden; und die ganze reiche Fülle der früheren Liebe zu ihm, der auch die Unsterblichkeit war, würde sich bei allen der Natur, der Welt, dem Menschen, einem jeden Grashälmchen zuwenden. Sie würden die Erde und das Leben unwiderstehlich liebgewinnen, und zwar immer mehr, in demselben Maße, in dem sie sich allmählich ihrer Vergänglichkeit und Endlichkeit bewußt würden, und diese Liebe würde eine ganz besondere, der früheren unähnliche Liebe sein. Sie würden in der Natur solche Erscheinungen und Geheimnisse wahrnehmen und entdecken, wie sie sie früher gar nicht vermutet hatten; denn sie würden die Natur mit neuen Augen betrachten, mit dem Blicke, mit dem ein Liebhaber die Geliebte ansieht. Sie würden wie aus einem Rausche erwachen und eilig einander küssen, eilig einander lieben, in dem Bewußtsein, daß ihre Tage kurz seien, daß dies alles sei, was ihnen geblieben wäre. Sie würden füreinander arbeiten, und ein jeder würde sein ganzes Vermögen allen hingeben und dadurch allein sich glücklich fühlen. Jedes Kind würde es wissen und fühlen, daß jeder Mensch

auf der Welt es mit ihm so gut meinte, wie ein Vater oder eine Mutter. ‚Mag auch morgen mein letzter Tag sein,' würde ein jeder beim Anblicke der untergehenden Sonne denken; ‚das tut nichts; ich werde sterben, aber die andern alle werden hierbleiben und nach ihnen ihre Kinder,' – und dieser Gedanke, daß die andern dableiben werden und einander weiterlieben werden und umeinander besorgt sein werden, dieser Gedanke würde einen ausreichenden Ersatz für den Gedanken an ein Wiedersehen nach dem Tode bilden. Oh, sie würden es eilig haben, zu lieben, um die große Traurigkeit in ihren Herzen zu lindern. Sie würden stolz und kühn sein, wo es sich um sie selbst handelt, aber ängstlich bedacht auf das Wohl des Nächsten; jeder würde für das Leben uud für das Glück des andern zittern. Sie würden zärtlich gegeneinander sein und sich dessen nicht schämen, wie sie es jetzt tun, und würden einander liebkosen wie Kinder. Bei Begegnungen würden sie einander mit tiefem, seelenvollem Blicke in die Augen sehen, und in ihren Blicken würde Liebe und Trauer liegen ..."

„Mein Lieber," unterbrach er sich plötzlich lächelnd, „alles das ist ja ein Phantasiegebilde, und sogar ein sehr unwahrscheinliches; aber ich habe mir das schon sehr, sehr oft ausgemalt, weil ich mein ganzes Leben lang ohne das nicht leben konnte, sondern dauernd daran denken mußte. Ich rede nicht von meinem Glauben: mein Glaube ist fest, ich bin Deist, philosophischer Deist, wie nach meiner Annahme unser ganzes Tausend; aber ... aber es ist merkwürdig, daß ich das so entworfene Bild immer mit einer Vision abschloß, wie auf Heines Gemälde ‚Christus auf der Ostsee'. Ich konnte ihn in meinen Gedanken nicht weglassen; ich konnte zuletzt nicht umhin, ihn mir inmitten der verwaisten Menschen vorzustellen. Er trat zu ihnen, streckte

ihnen die Hände entgegen und sagte: ‚Wie konntet ihr Seiner vergessen?‘ Und dann würde allen gleichsam die Binde von den Augen fallen, und es würde der große, begeisterte Hymnus der neuen, letzten Wiedergeburt erschallen ...

Lassen wir dieses Thema, mein Freund; meine Büßerketten aber sind dummes Zeug; über die beunruhige dich nicht weiter! Aber noch eins: du weißt, daß ich für gewöhnlich in meinen Äußerungen zurückhaltend und nüchtern bin; wenn ich mich jetzt habe mehr gehen lassen, so kommt das von ... von mancherlei Gefühlen her, und davon, daß ich gerade mit dir rede; einem andern würde ich dergleichen niemals sagen. Das füge ich hinzu, um dich zu beruhigen.“

Aber ich war ganz gerührt; an eine Unwahrheit, die ich befürchtet hatte, war nicht zu denken, und ich freute mich besonders darüber, daß ich nunmehr klar erkannt hatte, daß er tatsächlich sich gegrämt und gelitten und tatsächlich und unzweifelhaft viel geliebt hatte – und diese Erkenntnis war mir am wertvollsten. Ich sprach ihm das mit warmer Empfindung aus.

„Aber wissen Sie,“ fügte ich auf einmal hinzu, „ich glaube, daß Sie doch trotz all Ihres Grames sich damals außerordentlich glücklich gefühlt haben müssen.“

Er lachte vergnügt auf.

„Du beweist heute in deinen Bemerkungen einen besonderen Scharfsinn,“ sagte er. „Nun ja, ich fühlte mich glücklich; und konnte ich denn auch mit einem solchen Grame unglücklich sein? Es gibt keinen freieren, glücklicheren Menschen als so einen umherirrenden Russen aus unserem Tausend. Das sage ich wahrlich nicht im Scherz; es steckt viel Ernst darin. Und ich hätte meinen Gram für kein anderes Glücksgefühl hingegeben. In diesem Sinne habe ich

mich immer glücklich gefühlt, mein Lieber, mein ganzes Leben lang. Und infolge dieses Glücksgefühles gewann ich damals auch deine Mutter zum ersten Male in meinem Leben wahrhaft lieb."

„Wie meinen Sie das: zum erstenmal in Ihrem Leben?"

„Ganz wörtlich. Während ich so umherirrte und mich grämte, gewann ich sie lieb wie nie zuvor und rief sie sofort zu mir."

„Oh, erzählen Sie mir auch davon etwas, erzählen Sie mir von Mama!"

„Eben darum habe ich dich ja gebeten, zu mir zu kommen," versetzte er mit heiterem Lächeln; „ich fürchtete schon, du wolltest mir mein rücksichtsloses Benehmen gegen Mama wegen einer Beteiligung an den Bestrebungen Herzens oder an irgendeiner kleinen Verschwörung im Auslande verzeihen ..."

Achtes Kapitel

I

Da wir damals den ganzen Abend miteinander redeten und bis spät in die Nacht hinein zusammensaßen, so werde ich nicht das ganze Gespräch hier niederschreiben, sondern nur diejenigen Stücke wiedergeben, durch die ich endlich über einen rätselhaften Punkt in seinem Leben ins klare kam.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß es für mich außer Zweifel steht, daß er Mama liebte und, wenn er von ihr wegreiste, sie im Stiche ließ und „die Beziehungen zu ihr löste", der Grund natürlich der war, daß er sich bei ihr langweilte, oder sonst etwas in dieser Art, was übrigens bei allen Menschen in der Welt vorkommt, aber immer schwer zu erklären ist. Im Auslande gewann er, indessen

erst nach langer Zeit, auf einmal Mama in ihrer Abwesenheit wieder lieb, das heißt in Gedanken, und berief sie zu sich. Man wird vielleicht sagen: „Ein närrischer Einfall!" aber ich fasse es anders auf: meines Erachtens war seine Handlungsweise so ernst, wie es überhaupt nur im menschlichen Leben möglich ist, trotz der offenbar aus dem Müßiggang entspringenden Launenhaftigkeit, die ich zum Teil nicht in Abrede stellen will. Aber ich kann versichern, daß ich seinen westeuropäischen Gram unbedenklich nicht nur auf die gleiche Stufe, sondern sogar unvergleichlich viel höher stelle als irgendwelche moderne praktische Tätigkeit auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues. Seine Liebe zur Menschheit erkenne ich als ein durchaus aufrichtiges, tiefes Gefühl ohne alles Blendwerk an und seine Liebe zu Mama als etwas ganz Unbestreitbares, wenn auch vielleicht ein wenig Phantastisches. Im Auslande, in seinem Grame und seinem Glücksgefühle, und, wie ich hinzufüge, in der strengsten mönchischen Absonderung (diese besondere Mitteilung habe ich erst später von Tatjana Pawlowna erhalten) erinnerte er sich plötzlich an Mama und speziell an ihre eingefallenen Wangen und ließ sie sogleich zu sich kommen.

„Mein Freund," sagte er unter anderm, und diese Worte schienen unwiderstehlich aus seinem Innern hervorzudringen, „ich wurde mir auf einmal bewußt, daß meine Bemühungen für die Idee mich als sittliches, vernünftiges Wesen durchaus nicht von der Verpflichtung befreiten, im Laufe meines Lebens wenigstens einen Menschen praktisch glücklich zu machen."

„War wirklich ein solcher blaßtheoretischer Gedanke der Beweggrund zu allem?" fragte ich zweifelnd.

„Das ist kein blaßtheoretischer Gedanke. Indessen –

meinetwegen. Hier kam jedoch alles zusammen: ich liebte ja doch deine Mutter wirklich, aufrichtig, und nicht nur blaßtheoretisch. Hätte ich sie nicht geliebt, so würde ich sie nicht zu mir gerufen, sondern irgendeinen sich dazu bereit findenden Deutschen oder eine Deutsche ‚beglückt' haben, wenn ich mir nun einmal diese Idee ausgesonnen hatte. Aber unter allen Umständen auf irgendeine Weise wenigstens ein Wesen im Laufe des Lebens glücklich zu machen, aber jedenfalls praktisch, das heißt in Wirklichkeit, das möchte ich für jeden gebildeten Menschen als Gebot hinstellen; ähnlich wie ich im Hinblick auf die Entwaldung Rußlands es jedem Bauern zum Gesetz oder zur Pflicht machen möchte, wenigstens einen Baum in seinem Leben zu pflanzen; übrigens würde ein Baum wohl zu wenig sein; man könnte ihm auch befehlen, jedes Jahr einen Baum zu pflanzen. Der höher stehende, gebildete Mensch, der einen höheren Gedanken verfolgt, wird manchmal ganz von den Dingen des täglichen Lebens abgezogen, wird lächerlich, launisch, kalt und, um es dir geradeheraus zu sagen, sogar dumm, und nicht nur im praktischen Leben, sondern schließlich sogar dumm in seinen Theorien. Auf diese Weise würde die Pflicht, sich praktisch zu betätigen und wenigstens ein lebendes Wesen glücklich zu machen, in Wirklichkeit als ein Korrektiv und Auffrischungsmittel für den Wohltäter selbst dienen. Als Theorie ist das sehr lächerlich; aber wenn es in die Praxis überginge und zum stehenden Brauche würde, so würde es gar nicht so dumm sein. Ich habe das an mir selbst erfahren: kaum hatte ich angefangen, diese Idee von dem neuen Gebote zu entwickeln (und zwar anfangs selbstverständlich nur im Scherze), als ich auf einmal die ganze Stärke der in meinem Innern verborgenen Liebe zu deiner Mutter zu fühlen begann. Bis dahin hatte ich überhaupt

noch nicht begriffen gehabt, daß ich sie liebte. Solange ich mit ihr zusammen gelebt hatte, hatte ich mich nur an ihr ergötzt, solange sie noch schön war, und dann war ich ihr gegenüber launisch geworden. Erst in Deutschland kam es mir zum Bewußtsein, daß ich sie liebte. Das begann mit ihren eingefallenen Wangen, die ich mir niemals ins Gedächtnis zurückrufen und manchmal auch nicht ansehen konnte, ohne einen Schmerz im Herzen zu empfinden, im eigentlichen Wortsinne einen wirklichen physischen Schmerz. Es gibt schmerzliche Erinnerungen, mein Lieber, die einen tatsächlichen Schmerz hervorrufen; solche Erinnerungen besitzt fast jeder Mensch, nur daß die Leute sie vergessen; aber es kommt vor, daß sie sich dann auf einmal an so etwas erinnern, und wenn es auch nur ein unbedeutender Zug ist, und daß sie sich dann nicht mehr davon losmachen können. Ich begann mich an tausend Einzelheiten aus meinem Zusammenleben mit Sofja zu erinnern; zuletzt kamen sie mir von selbst ins Gedächtnis und drängten sich mir massenhaft auf und marterten mich beinahe, während ich auf Sofja wartete. Am ärgsten quälte mich die Erinnerung an ihre stete Unterwürfigkeit unter meinen Willen und daran, daß sie stets geglaubt hatte, in jeder Hinsicht tief unter mir zu stehen – denke dir nur: sogar in physischer Hinsicht. Sie schämte sich und wurde rot, wenn ich manchmal ihre Hände und Finger betrachtete, die ganz und gar nichts Aristokratisches haben. Und sie schämte sich nicht nur ihrer Finger, sondern ihres ganzen Aussehens, obwohl ich doch ihre Schönheit liebte. Auch war sie mir gegenüber immer verschämt bis zur Scheu; übel war dabei, daß in dieser Verschämtheit immer eine Art von Angst sichtbar wurde. Kurz, sie meinte, im Vergleich zu mir etwas Wertloses oder sogar beinahe etwas Unanständiges zu sein. Wahrhaftig, in der

ersten Zeit habe ich manchmal gedacht, sie halte mich immer noch für ihren Herrn und fürchte sich vor mir; aber die Sache lag doch ganz anders. Und dabei kann ich dir versichern, daß sie mehr als sonst jemand imstande war, meine Fehler zu erkennen; ja ich habe in meinem Leben nie eine Frau mit einem so feinfühligen, ahnungsvollen Herzen gefunden. Oh, wie unglücklich war sie, wenn ich in der ersten Zeit, als sie noch hübsch war, von ihr verlangte, sie solle bessere Tracht anlegen. Ihr Ehrgefühl sträubte sich dagegen, und auch noch in anderer Hinsicht fühlte sie sich dadurch verletzt: sie sah ein, daß sie doch nie eine Dame sein konnte und in fremder Tracht nur lächerlich aussehen werde. Als Frau aber wollte sie in ihren Kleidern nicht lächerlich aussehen, und sie sah ein, daß jede Frau nur die zu ihr passende Tracht tragen dürfe, was Tausende und Hunderttausende von Frauen niemals begreifen, die immer nur nach der Mode gekleidet sein wollen. Sie fürchtete sich vor meinem spöttischen Blicke – das war's! Aber besonders traurig machte mich die Erinnerung an ihren Blick voll tiefen Erstaunens, den ich während der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens oft auf mir ruhen gefühlt hatte; in diesem Blicke bekundete sich ein völliges Verständnis ihres Schicksals und der sie erwartenden Zukunft, so daß dieser Blick in mir selbst mitunter eine peinliche Empfindung hervorrief, obgleich ich, wie ich bekenne, mich damals nicht mit ihr in Gespräche darüber einließ und all diese Dinge sozusagen von oben herab behandelte. Und, weißt du, sie ist ja doch nicht immer so ängstlich und scheu gewesen wie jetzt; und auch jetzt kommt es vor, daß sie auf einmal heiter und ordentlich wieder hübsch wird, wie sie als Zwanzigjährige war; aber damals, in ihrer Jugend, plauderte und lachte sie manchmal sehr gern, natürlich mit Gesellschaft,

die zu ihr paßte: mit den Dienstmädchen und armen Klientinnen; und wie fuhr sie zusammen, wenn ich sie mitunter plötzlich mitten im Lachen überraschte, wie jäh errötete sie, und wie ängstlich blickte sie mich an! Einmal, nicht lange vor meiner Abreise ins Ausland, das heißt, kurz bevor ich die Beziehungen zu ihr löste, trat ich in ihr Zimmer und fand sie allein, an einem Tischchen, ohne jede Arbeit; sie stützte sich mit dem einen Ellbogen auf das Tischchen und war tief in Gedanken versunken. Es war sonst fast nie bei ihr vorgekommen, daß sie so ohne Arbeit dagesessen hätte. Zu jener Zeit hatte ich schon längst aufgehört, sie zu liebkosen. Es gelang mir, mich ihr sehr leise auf den Fußspitzen zu nähern, sie plötzlich zu umarmen und zu küssen. Sie sprang auf – und niemals werde ich dieses Entzücken, diesen Ausdruck von Glückseligkeit auf ihrem Gesichte vergessen; aber auf einmal wurde er von einem hastigen Erröten abgelöst, und ihre Augen begannen zu funkeln. Weißt du, was ich in diesem funkelnden Blicke las? ‚Du hast mir ein Almosen gereicht – so ist es!' Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und gab als Grund an, ich hätte sie erschreckt; aber es machte mich schon damals nachdenklich. Und überhaupt sind alle solche Erinnerungen eine sehr peinliche Sache, mein Freund. Das hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was einem bei großen Schriftstellern widerfährt: in deren Werken kommen manchmal ergreifende Szenen vor, daß man sich nachher sein ganzes Leben lang nur mit Schmerz an sie erinnert: zum Beispiel der letzte Monolog Othellos bei Shakespeare, Jewgenis Worte, als er zu Tatjanas Füßen lag *), oder die Begegnung des entsprungenen Sträflings mit dem kleinen Mädchen in der

*) Das bezieht sich auf Puschkins Roman in Versen „Jewgeni Onägin". Anmerkung des Übersetzers.

kalten Nacht am Brunnen in Viktor Hugos Misérables; so etwas durchbohrt einem einmal das Herz, und die Wunde bleibt dann fürs ganze Leben. Oh, wie ich auf Sofja wartete, und wie es mich verlangte, sie recht bald zu umarmen! Mit krampfhafter Ungeduld phantasierte ich von einem ganz neuen Lebensprogramm; ich erging mich in Träumereien darüber, wie ich allmählich durch methodische Bemühung in ihrer Seele diese beständige Furcht vor mir austilgen und ihr ihren eigenen Wert und all die schönen Eigenschaften, durch die sie mich sogar überragte, klarmachen wollte. Oh, ich wußte auch damals schon nur zu gut, daß ich deine Mama immer sofort zu lieben anfing, sobald ich mich von ihr getrennt hatte, und immer plötzlich gegen sie kalt wurde, wenn ich wieder mit ihr zusammenkam; aber in jenem Falle lag die Sache doch anders, ganz anders."

Ich war erstaunt. „Und sie?" diese Frage blitzte in meinem Kopfe auf.

„Nun, und wie gestaltete sich damals Ihre Zusammenkunft mit Mama?" fragte ich vorsichtig.

„Damals? Ich kam damals überhaupt nicht mit ihr zusammen. Sie gelangte damals nur bis Königsberg, und dort blieb sie; ich aber war am Rhein. Ich fuhr nicht zu ihr hin, sondern wies sie an, dazubleiben und auf mich zu warten. Wir sahen uns erst weit später wieder, oh, erst lange nachher, als ich zu ihr hinfuhr, um sie um ihre Erlaubnis zu meiner beabsichtigten Heirat zu bitten . . ."

II

Von hier an werde ich nur den Kern der Sache berichten, das heißt nur das, was ich selbst davon habe verstehen können; denn auch er begann hier unzusammenhängend zu

reden. Seine Darstellung wurde, sobald er an diesen Punkt gekommen war, außerordentlich viel unzusammenhängender und unordentlicher als vorher.

Er war plötzlich Katerina Nikolajewna begegnet, gerade damals, als er auf Mama wartete, im Zeitpunkte der ungeduldigsten Erwartung. Sie waren alle damals am Rhein, in einem Badeorte, und brauchten sämtlich dort die Kur. Katerina Nikolajewnas Mann war schon so gut wie gestorben; wenigstens hatten die Ärzte ihn bereits aufgegeben. Gleich bei der ersten Begegnung machte sie auf ihn einen starken Eindruck und bezauberte ihn gewissermaßen durch irgend etwas. Das war ein Fatum. Es ist beachtenswert, daß ich, während ich jetzt dies niederschreibe und mein Gedächtnis anstrenge, mich nicht erinnern kann, daß er damals auch nur ein einziges Mal in seiner Erzählung das Wort „Liebe" und die Wendung, er sei „verliebt" gewesen, gebrauchte. Dagegen entsinne ich mich des Wortes „Fatum".

Und allerdings war es ein Fatum gewesen. Er hatte sich gegen dieses Fatum gesträubt, hatte sich dagegen gesträubt, zu lieben. Ich weiß nicht, ob ich das klar wiederzugeben verstehe; aber seine ganze Seele war gerade durch die Tatsache, daß ihm das hatte begegnen können, in die größte Empörung versetzt worden. Alles, was an freiem Willen in ihm vorhanden gewesen war, war mit einem Schlage durch diese Begegnung vernichtet worden, und dieser Mensch war nun für sein ganzes Leben an eine Frau angeschmiedet, die sich gar nichts aus ihm machte. Diese Sklaverei der Leidenschaft war ihm zuwider. Ich will es jetzt geradeheraus sagen: Katerina Nikolajewna ist ein seltener Typus einer vornehmen Dame, ein Typus, der in diesen Kreisen sonst vielleicht überhaupt nicht vorkommt. Es ist der Typus einer im höchsten Grade schlichten, red-

lichen Frau. Ich habe gehört, das heißt, ich weiß zuverlässig, daß sie gerade dadurch in der Gesellschaft so unwiderstehlich war, wenn sie sich in ihr zeigte (sehr häufig hielt sie sich von ihr ganz fern). Werssilow glaubte selbstverständlich damals bei der ersten Begegnung mit ihr nicht, daß sie so wäre, sondern glaubte gerade das Gegenteil, das heißt, daß sie eine Heuchlerin und Jesuitin sei. Ich gebe hier, vorgreifend, ihr eigenes Urteil über ihn an: sie sprach sich dahin aus, er habe gar nicht anders von ihr denken können; „denn", sagte sie, „ein Idealist, der sich mit der Stirn an der Wirklichkeit stößt, neigt stets mehr als andere Leute dazu, an alle mögliche Schändlichkeit zu glauben." Ich weiß nicht, ob das, so allgemein von den Idealisten gesagt, richtig ist; aber in bezug auf ihn war es allerdings vollkommen richtig. Ich schreibe hier auch mein eigenes Urteil her, das sich in meinem Kopfe bildete, als ich ihm damals zuhörte: ich dachte, er habe Mama mehr mit einer sozusagen humanen, allgemein menschenfreundlichen Liebe geliebt, als einfach mit derjenigen Liebe, mit der man gewöhnlich die Frauen liebt; und sowie er einer Frau begegnet sei, die er mit dieser einfachen Liebe liebgewann, habe er sich sogleich gegen diese Liebe gesträubt, am wahrscheinlichsten nur infolge mangelnder Gewöhnung. Indessen ist dieser Gedanke vielleicht nicht richtig; ihm gegenüber habe ich ihn natürlich nicht ausgesprochen. Das wäre taktlos gewesen; und ich kann auch versichern, er befand sich in einem solchen Zustande, daß er beinahe der Schonung bedurfte; er war aufgeregt, an manchen Stellen seiner Erzählung brach er einfach ab, schwieg ein paar Minuten lang und ging mit ingrimmiger Miene im Zimmer auf und ab.

Sie hatte damals sein Geheimnis bald durchschaut; oh,

vielleicht kokettierte sie auch absichtlich mit ihm: selbst die edelsten Frauen benehmen sich in solchen Fällen schändlich; das ist eben unwiderstehlicher Instinkt bei ihnen. Schließlich kam es zwischen ihnen in heftigster Form zum Bruche, und er wollte sie, glaube ich, töten; er versetzte sie in große Angst und hätte sie vielleicht wirklich getötet; „aber alle diese Affekte verwandelten sich in Haß." Dann folgte eine seltsame Periode: er setzte sich auf einmal einen sonderbaren Gedanken in den Kopf: sich mit einer besonderen Zucht zu kasteien, „mit derselben, deren sich die Mönche bedienen. Man überwindet seinen Willen allmählich durch methodische Übung, indem man mit den lächerlichsten, unbedeutendsten Dingen anfängt; schließlich gelangt man zu vollständiger Überwindung seines Willens und wird frei." Er fügte hinzu, die Mönche betrieben das mit großem Ernste, da es durch eine tausendjährige Erfahrung schon zu einer Art von Wissenschaft ausgebildet sei. Aber das Bemerkenswerteste ist, daß er sich diese Idee von der „Zucht" damals überhaupt nicht zu dem Zwecke in den Kopf setzte, um sich von Katerina Nikolajewna loszumachen, sondern in der vollsten Überzeugung, daß er sie nicht mehr liebe, ja vielmehr sie auf das grimmigste hasse. Er war dermaßen von seinem Hasse gegen sie überzeugt, daß er sogar plötzlich auf den Einfall geriet, sich in ihre vom Fürsten betrogene Stieftochter zu verlieben und sie zu heiraten, sich seine neue Liebe vollständig einredete und die arme Idiotin sinnlos in sich verliebt machte: er bereitete ihr durch diese Liebe für die letzten Monate ihres Lebens die vollste Glückseligkeit. Warum er, statt seine Gedanken auf sie zu richten, sich damals nicht lieber an Mama erinnert hat, die immer noch in Königsberg auf ihn wartete, das ist mir unverständlich geblieben. Im Gegenteil hatte er Mama plötzlich vollständig

vergessen und schickte ihr nicht einmal Geld zum Lebensunterhalt, so daß nur Tatjana Pawlownas Eingreifen sie damals rettete; und plötzlich fuhr er dann doch zu Mama hin, um sie um Erlaubnis zur Heirat mit jenem Mädchen zu bitten, mit der Begründung, eine solche Braut sei überhaupt keine Frau. Oh, vielleicht ist alles dies nur das Porträt eines verstiegenen Theoretikers, wie sich Katerina Nikolajewna später über ihn ausgedrückt hat; aber warum sind diese verstiegenen Theoretiker (wenn es mit ihrer Verstiegenheit seine Richtigkeit hat) dennoch fähig, in so realer Weise sich selbst zu quälen und zu einem tragischen Ende zu gelangen? Übrigens dachte ich damals, an jenem Abend, etwas anders darüber, und ein bestimmter Gedanke erschütterte mich:

„Sie haben Ihre ganze Entwicklung, die ganze Ausbildung Ihrer Seele nur durch lebenslängliche Leiden und Kämpfe erlangt; ihr aber ist ihre ganze Vollkommenheit als Geschenk zuteil geworden. Das ist eine Ungerechtigkeit. Diese Bevorzugung des weiblichen Geschlechtes ist empörend." Ich sagte das durchaus nicht, um mich bei ihm einzuschmeicheln, sondern mit Lebhaftigkeit und sogar mit Entrüstung.

„Vollkommenheit? Ihre Vollkommenheit? Aber sie besitzt keinerlei Vollkommenheiten!" erwiderte er plötzlich, beinahe verwundert über meine Worte. „Sie ist eine ganz gewöhnliche Frau, sogar eine geringwertige Frau ... Aber sie wäre eigentlich verpflichtet, alle Vollkommenheiten zu besitzen!"

„Warum denn verpflichtet?"

„Weil sie eine solche Macht besitzt, ist sie auch verpflichtet, alle Vollkommenheiten zu besitzen!" rief er zornig.

„Das Betrübendste ist, daß Sie auch jetzt noch deswegen

solche Qualen leiden!" entfuhr es mir plötzlich unwillkürlich.

„Jetzt? Qualen leiden?" wiederholte er wieder meine Worte und blieb wie in verständnisloser Verwunderung vor mir stehen.

Und da erhellte auf einmal ein stilles, sinnendes Lächeln sein ganzes Gesicht, und er hob, als wenn er etwas überlegte, einen Finger vor sich in die Höhe. Darauf nahm er, wieder vollständig zur Besinnung und Ruhe gelangt, einen geöffneten Brief vom Tische und warf ihn vor mich hin.

„Da, lies! Du mußt unbedingt alles erfahren . . . und warum hast du mich so lange in diesem alten Unsinn herumwühlen lassen? . . . Ich habe mein Herz damit nur verunreinigt und erbittert! . . ."

Ich kann mein Erstaunen gar nicht schildern. Es war ein Brief, den „sie" an diesem Tage an ihn geschrieben und den er gegen fünf Uhr nachmittags empfangen hatte. Vor Aufregung fast zitternd las ich ihn durch. Er war nicht lang, aber so ehrlich und offenherzig geschrieben, daß ich beim Lesen sie selbst vor mir zu sehen und ihre Stimme zu hören glaubte. Sie gestand ihm mit der größten Aufrichtigkeit, die beinahe rührend klang, daß sie sich vor ihm fürchte, und bat ihn dann mit schlichten Worten, sie in Ruhe zu lassen. Zum Schlusse teilte sie ihm mit, daß sie jetzt Bjoring bestimmt heiraten werde. Vor diesem Male hatte sie noch nie an ihn geschrieben gehabt.

Und nun schreibe ich das her, was ich damals von seinen Erläuterungen verstand:

Sobald er kurz vorher diesen Brief durchgelesen hatte, hatte er auf einmal an sich eine ganz unerwartete Erscheinung wahrgenommen: zum ersten Male in diesen verhängnisvollen zwei Jahren hatte er in seinem Herzen nicht den

geringsten Haß und nicht die geringste Aufregung verspürt, während er doch noch unlängst bei dem bloßen Gerüchte über Bjoring „beinahe den Verstand verloren hatte". „Im Gegenteil, ich habe ihr von ganzem Herzen meinen Segen gegeben," sagte er zu mir mit tiefer Empfindung. Ich hörte diese Worte voller Entzücken. Also war alles, was an Leidenschaft und Qual in ihm gesteckt hatte, auf einmal von selbst wie ein Traum, wie ein zweijähriger Taumel verschwunden. Sich selber noch nicht recht trauend, war er alsbald zu Mama geeilt – und siehe da: er war gerade in dem Augenblicke hingekommen, als sie durch den Tod des alten Mannes, der sie ihm am vorhergehenden Tage gleichsam testamentarisch vermacht hatte, frei geworden war. Das eigentümliche Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse war es gewesen, was seine Seele so erschüttert hatte. Nicht lange darauf war er auf die Suche nach mir gegangen, – und daß er so bald an mich gedacht hatte, das werde ich ihm nie vergessen.

Auch den Schluß dieses Abends werde ich nie vergessen. Dieser Mensch hatte sich plötzlich wieder vollständig verwandelt. Wir saßen bis tief in die Nacht hinein zusammen. Darüber, wie alle diese Mitteilungen auf mich wirkten, werde ich später an seinem Platze sprechen; jetzt aber nur noch einige abschließende Worte über ihn. Wenn ich jetzt alles überdenke, so sage ich mir, daß am bezauberndsten damals auf mich seine Selbstdemütigung vor mir wirkte, seine wahrheitsliebende Offenherzigkeit mir, einem so jungen Menschen, gegenüber! „Es war ein betäubender Dunst; aber auch er sei gesegnet!" rief er. „Ohne diese Verblendung hätte ich vielleicht niemals in meinem Herzen sie gefunden, die einzig und allein mein lebelang als Königin darin herrschen soll, meine Märtyrerin – deine Mutter."

Diese begeisterten Worte, die seiner Brust unhemmbar entströmten, notiere ich besonders im Hinblick auf die weitere Entwicklung. Aber damals rührten und besiegten sie mein Herz.

Ich erinnere mich, daß wir zuletzt überaus vergnügt wurden. Er ließ Champagner bringen, und wir tranken auf Mamas Wohl und auf „die Zukunft". Oh, er war so voll Lebenslust und nahm sich mit solchem Eifer vor, zu leben! Aber unsere große Lustigkeit kam nicht vom Weine her: wir hatten ein jeder nur zwei Glas getrunken. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber zuletzt lachten wir fast unaufhörlich. Wir fingen von ganz fernliegenden Dingen zu reden an; er erzählte Anekdoten und ich ihm ebenfalls. Unser Lachen und unsere Anekdoten waren nicht im geringsten boshaft und spöttisch; aber doch waren wir lustig. Er wollte mich gar nicht fortlassen: „Bleib doch noch, bleib doch noch ein Weilchen sitzen!" sagte er immer wieder, und ich blieb. Er kam sogar mit hinaus, um mich zu begleiten; es war ein wundervoller Abend, ein leichter Frost war eingetreten.

„Sagen Sie: haben Sie ‚ihr' schon eine Antwort geschickt?" fragte ich auf einmal ganz von ungefähr, als ich ihm an einer Straßenkreuzung zum letzten Male die Hand drückte.

„Nein, noch nicht; aber das macht ja nichts. Komm morgen zu mir, komm recht früh ... Ja, noch eins: mach dich ganz von Lambert los, und das Schriftstück zerreiße, und zwar so schnell wie möglich! Lebewohl!"

Nach diesen Worten ging er davon; ich aber blieb auf meinem Flecke stehen und war dermaßen verblüfft, daß ich mich nicht zu der Bitte aufraffte, er möchte noch einmal umkehren. Der Ausdruck „das Schriftstück" frappierte

mich besonders: von wem in aller Welt konnte er das erfahren haben, und zudem in so genauen Ausdrücken, wenn nicht von Lambert? Ich kehrte in starker Aufregung nach Hause zurück. „Und wie hat es denn nur geschehen können," ging es mir auf einmal durch den Kopf, „daß ein solcher zweijähriger Taumel wie ein Traum, wie ein Dunst, wie eine Vision verflogen ist?"

Neuntes Kapitel

I

Aber am andern Morgen erwachte ich in besserer, frischerer Stimmung. Ich machte mir sogar unwillkürlich ernstliche Vorwürfe über die etwas leichtfertige, hochmütige Art, mit der ich, wie ich mich erinnerte, tags zuvor einige Partien seiner „Beichte" mit angehört hatte. Zwar war diese zum Teil konfus gewesen, und manche dieser Enthüllungen hatten bis zu einem gewissen Grade den Eindruck des Nebelhaften, ja des Ungereimten gemacht; aber hatte er sich etwa, als er mich am vorhergehenden Tage zu sich einlud, auf eine rednerische Leistung vorbereitet gehabt? Er hatte mir nur eine große Ehre damit erwiesen, daß er sich an mich, als an seinen einzigen Freund in einem solchen Augenblicke, gewandt hatte; und das werde ich ihm nie vergessen. Im Gegenteil, seine Beichte war rührend, mag man mich auch wegen dieses Ausdrucks auslachen; und wenn dabei manchmal etwas Zynisches oder sogar etwas Komisches für einen Moment zutage kam, so dachte ich unbefangen genug, um auch für den Realismus Verständnis zu haben und ihn gelten zu lassen – jedoch ohne dabei mein Ideal zu beschmutzen. Die Hauptsache war, daß ich endlich diesen Menschen begriffen hatte, und es tat mir sogar zum Teil

leid und ärgerte mich, daß sich das alles als so einfach und natürlich herausgestellt hatte: ich hatte diesen Menschen immer in meinem Herzen gewaltig hoch gestellt, in die Wolken hinein, und sein Schicksal unbedingt mit einer Art von Geheimnis umkleiden zu sollen geglaubt, so daß ich natürlicherweise bisher gewünscht hatte, das Kästchen möchte sich auf recht verschmitzte Weise öffnen lassen.*) Übrigens enthielten seine Begegnung mit „ihr" und seine zweijährigen Leiden doch auch viele Verwicklungen; „er hatte sich gegen das Fatum in seinem Leben gesträubt; er hatte frei sein wollen und nicht ein Sklave des Fatums; als Sklave des Fatums war er gezwungen gewesen, Mama zu kränken, die in Königsberg auf ihn wartete . . ." Außerdem hielt ich diesen Menschen jedenfalls für einen Propheten: er trug das goldene Zeitalter im Herzen und wußte, wie es in Zukunft mit dem Atheismus stehen werde; und da hatte nun die Begegnung mit ihr alles zerstört und verdorben! Oh, ich wurde ihr nicht untreu; aber doch nahm ich für ihn Partei. Mama zum Beispiel, so reflektierte ich, wäre für sein Schicksal kein Hindernis gewesen, nicht einmal seine Verheiratung mit Mama. Das verstand ich; das war etwas ganz anderes als die Begegnung mit „jener Frau". Zur Ruhe hätte ihm Mama allerdings auch nicht verholfen; aber das wäre nur um so besser gewesen: solche Leute muß man anders beurteilen; mag immerhin ihr ganzes Leben unruhig sein: das ist durchaus nichts Unnatürliches; unnatürlich würde es vielmehr sein, wenn sie sich beruhigten oder überhaupt dem ganzen Mittelschlage von Menschen ähnlich würden. Sein Lob des Adels und seine Worte: „je mourrai gentil-

*) Eine Anspielung auf eine Krylowsche Fabel: man müht sich, mit allen möglichen Künsten ein Kästchen zu öffnen, das, wie sich dann herausstellt, gar nicht zugeschlossen ist. Anmerkung des Übersetzers.

homme" befremdeten mich nicht im geringsten: ich begriff, was für ein gentilhomme er war; das war ein Typus, der alles dahingab und sich zum Verkünder des Weltbürgertums und des wichtigen russischen Gedankens von der „Vereinheitlichung der Ideen" machte. Und mochte selbst das alles nur dummes Zeug sein, das heißt die „Vereinheitlichung der Ideen" (die natürlich undenkbar ist), so war doch schon allein das schön, daß er sein ganzes Leben lang eine Idee angebetet hatte und nicht das dumme goldene Kalb. Mein Gott! Hatte ich, als ich mir meine Idee aussann, hatte ich dabei vielleicht selbst das goldene Kalb angebetet, hatte ich es damals vielleicht auf das Geld abgesehen gehabt? Nein, ich kann es beschwören, daß es mir nur auf die Idee ankam! Ich kann es beschwören, daß ich mir keinen Stuhl, kein Sofa mit Samt überziehen lassen und im Besitze von hundert Millionen ebenso wie jetzt einen Teller Suppe mit Rindfleisch essen würde!

Ich kleidete mich an; es trieb mich unwiderstehlich, mich eiligst zu ihm zu begeben. Ich füge hinzu, daß ich auch über das, was er tags zuvor über das Schriftstück gesagt hatte, jetzt viel ruhiger dachte als damals. Erstens hoffte ich, mich mit ihm darüber auszusprechen, und zweitens, was war denn dabei, daß sich Lambert auch an ihn herangemacht und über irgend etwas mit ihm geredet hatte? – Aber hauptsächlich beruhte meine freudige Stimmung auf einer bestimmten starken Empfindung: das war der Gedanke, daß er „sie" nicht mehr liebe; daran glaubte ich felsenfest und hatte ein Gefühl, als ob mir jemand einen furchtbaren Stein vom Herzen herabgewälzt hätte. Ich erinnere mich sogar, daß damals eine Vermutung in meinem Kopfe auftauchte: gerade sein letzter ungeheuerlicher, sinnloser Wutausbruch bei der Nachricht über

Bjoring und die Absendung des damaligen beleidigenden Briefes, gerade dieses Extrem sei als eine Prophezeiung und als ein Vorläufer des radikalsten Umschwunges in seinen Gefühlen und seiner nahen Rückkehr zur gesunden Vernunft anzusehen; ich meinte, das sei wohl notwendig gewesen, ähnlich wie manchmal bei einer Krankheit, und er habe vor der Gesundung gerade erst zum entgegengesetzten Pole gelangen müssen – ein medizinischer Vorgang, weiter nichts! Dieser Gedanke machte mich glücklich.

„Und mag ‚sie' doch," rief ich aus, „mag sie doch über ihr Lebensschicksal nach eigenem Ermessen bestimmen, mag sie doch ihren Bjoring heiraten, soviel sie will, wenn nur er, mein Vater, mein Freund, sie nicht mehr liebt!" Übrigens steckten da bei mir noch gewisse geheime eigene Gefühle dahinter; aber von denen will ich hier, in meinen Aufzeichnungen, nicht viel Gerede machen.

Nun genug davon! Jetzt werde ich die ganze darauffolgende schreckliche Katastrophe und den ganzen komplizierten Verlauf der Ereignisse ohne alle Reflexionen berichten.

II

Um zehn Uhr, als ich mich eben anschickte wegzugehen (selbstverständlich zu ihm), erschien Darja Onisimowna. Erfreut fragte ich sie, ob sie von ihm komme, und hörte mit Verdruß, daß sie nicht von ihm kam, sondern von Anna Andrejewna, und daß sie, Darja Onisimowna, schon vor Tagesanbruch die Wohnung verlassen habe.

„Welche Wohnung?"

„Nun dieselbe, in der Sie gestern waren. Die Wohnung, in der sich das kleine Kind befindet; sie ist doch jetzt auf meinen Namen gemietet, und Tatjana Pawlowna bezahlt sie . . ."

„Ach, was geht mich das an!“ unterbrach ich sie mißmutig. „Aber er, er wird doch wenigstens zu Hause sein? Werde ich ihn antreffen?“

Und zu meiner Verwunderung erfuhr ich von ihr, daß er noch früher als sie von Hause weggegangen sei; also sie vor Tagesanbruch und er noch früher.

„Na, dann wird er wohl jetzt zurückgekommen sein?“

„Nein, er ist bestimmt nicht zurückgekommen und wird vielleicht überhaupt nicht mehr zurückkommen,“ erwiderte sie und sah mich dabei mit demselben scharfen, listigen, unverwandten Blicke an wie bei jenem schon früher von mir erzählten Besuche, als ich krank lag.

Besonders brachte es mich auf, daß aus diesem Gerede wieder allerlei dumme Geheimniskrämerei hervorlugte, und daß diese Leute ohne Geheimnisse und Listen offenbar nicht fertig werden konnten.

„Warum haben Sie gesagt, er werde wohl nicht zurückkommen? Wie meinen Sie das? Er wird zu Mama gegangen sein – das ist die ganze Sache!“

„Ich . . . ich weiß nicht.“

„Aber Sie selbst, was führt Sie her?“

Sie setzte mir auseinander, sie komme jetzt von Anna Andrejewna, und diese lasse mich rufen und erwarte mich ganz bestimmt sofort; sonst werde es zu spät sein. Bei dieser wieder so rätselhaft klingenden Wendung geriet ich ganz außer mir.

„Warum zu spät?“ rief ich. „Ich will nicht hingehen und werde nicht hingehen! Ich lasse mich nicht wieder so kommandieren! Auf diesen Lambert soll sie spucken – das sagen Sie ihr nur, und wenn sie ihren Lambert zu mir schickte, so würde ich ihn mit Fußtritten wegjagen – das bestellen Sie ihr nur!“

Darja Onisimowna bekam einen Todesschreck.

„Ach nicht doch!" versetzte sie, indem sie die Hände flehend mit den Innenseiten zusammenlegte und näher an mich herantrat. „Seien Sie doch nicht so hastig und heftig! Es handelt sich um eine wichtige Sache; sie ist sehr wichtig für Sie und auch für Anna Andrejewna und für Andrei Petrowitsch und für Ihre Mama – für alle ... Gehen Sie doch jetzt gleich zu Anna Andrejewna; denn sie kann unter keinen Umständen länger warten ... das versichere ich Ihnen auf mein Wort ... dann können Sie sich ja entschließen, wozu Sie wollen."

Ich sah sie voll Erstaunen und Widerwillen an.

„Unsinn, es wird gar nichts los sein, ich gehe nicht hin!" rief ich eigensinnig und schadenfroh. „Jetzt kommt alles in neue Ordnung! Aber können Sie das etwa verstehen? Leben Sie wohl, Darja Onisimowna; nun gehe ich gerade nicht hin und werde Sie auch absichtlich nicht ausfragen. Sie machen mich nur wirr im Kopfe. Ich mag gar nicht in Ihre Geheimnisse eindringen."

Aber da sie nicht fortging und immer noch stehen blieb, so nahm ich meinen Pelz und meine Mütze, ging selbst hinaus und ließ sie mitten im Zimmer stehen. Briefe und Papiere waren in meinem Zimmer nicht vorhanden, und ich hatte es auch früher nie zugeschlossen, wenn ich wegging. Aber ich war noch nicht an die Haustür gelangt, als mir mein Wirt Peter Ippolitowitsch ohne Hut und in seiner Dienstuniform die Treppe herunter nachgelaufen kam.

„Arkadi Makarowitsch, Arkadi Makarowitsch!"

„Was wollen Sie denn noch?"

„Haben Sie keine Befehle beim Weggehen?"

„Nein."

Er sah mich in augenscheinlicher Unruhe mit prüfendem Blicke an.

„In betreff der Wohnung zum Beispiel?"

„Was heißt das: ‚inbetreff der Wohnung'? Ich habe Ihnen doch die Miete zum Termine bezahlt?"

„Aber nein, ich rede ja nicht von dem Gelde," erwiderte er, indem er den Mund zu einem breiten Lächeln verzog und fortfuhr, mich mit seinen Blicken zu fixieren.

„Was haben Sie denn nur alle?" schrie ich; ich war endlich ganz wütend geworden. „Was wollen Sie noch von mir?"

Er zögerte noch ein paar Sekunden, wie wenn er immer noch etwas von mir erwartete.

„Na, also dann werden Sie mir Ihre Befehle später erteilen . . . wenn Sie jetzt nicht in der Stimmung sind," murmelte er und zog den lächelnden Mund noch mehr in die Breite. „Gehen Sie nur; ich muß auch selbst in meinen Dienst."

Er lief wieder die Treppe nach seiner Wohnung hinauf. Alles dies konnte einen natürlich nachdenklich machen. Ich lasse absichtlich auch nicht die geringste Einzelheit von diesem ganzen damaligen kleinlichen Unsinn fort, weil jede derartige Einzelheit sich nachher in das abschließende Gesamtbild einfügte und in ihm ihren Platz fand, wovon sich der Leser überzeugen wird. Daß aber diese Menschen mich damals wirklich ganz aus der Fassung brachten, ist richtig. Wenn ich so aufgeregt und reizbar war, so war das eben dadurch hervorgerufen, daß ich wieder in ihren Worten jenen Ton der Intrigen und Rätsel hörte, der mir so verhaßt war und mich so an die frühere Zeit erinnerte. Aber ich fahre fort.

Werssilow fand ich nicht zu Hause; er war wirklich schon vor Tagesanbruch weggegangen. „Gewiß zu Mama," dachte ich, hartnäckig bei meiner Meinung verbleibend. Die Kinderfrau, ein ziemlich dummes Frauenzimmer, mochte ich nicht befragen, und außer ihr war niemand in der Wohnung. Ich ging eilig zu Mama, und ich muß gestehen, ich befand mich in solcher Unruhe, daß ich mir auf halbem Wege eine Droschke nahm. Aber bei Mama war er seit dem vorigen Abend nicht wieder gewesen. Bei Mama waren nur Tatjana Pawlowna und Lisa. Lisa machte sich, gleich nachdem ich gekommen war, zum Ausgehen fertig.

Sie saßen alle oben, in meinem „Sarge". In unserem Wohnzimmer unten lag auf dem Tische die Leiche Makar Iwanowitschs, neben welcher ein alter Mann in gleichmäßigem Tonfall den Psalter las. Ich will jetzt nichts mehr beschreiben, was nicht direkt zur Sache gehört; ich merke nur an, daß der Sarg, den sie schon beschafft hatten, und der ebendort im Zimmer stand, kein schlichter, gewöhnlicher war; er war zwar nur schwarz, aber mit Samt ausgeschlagen, und die Decke über der Leiche war sehr kostbar, ein Luxus, der weder dem Stande des alten Mannes noch seinen Anschauungen entsprach; aber das war eben Mamas und Tatjana Pawlownas gemeinsamer dringender Wunsch gewesen.

Selbstverständlich hatte ich nicht erwartet, sie in heiterer Stimmung vorzufinden; aber der besondere niederdrückende, mit Sorge und Unruhe gepaarte Kummer, den ich in ihren Augen las, fiel mir von vornherein auf, und ich sagte mir sogleich, daß da sicherlich der Todesfall nicht die einzige Ursache sei. All das habe ich, wie ich wiederhole, sehr genau im Gedächtnis behalten.

Trotz alledem umarmte ich Mama zärtlich und fragte sogleich nach „ihm". In Mamas Augen leuchtete momentan eine ängstliche Neugier auf. Ich erwähnte kurz, daß ich den ganzen vorigen Abend bis tief in die Nacht hinein mit ihm zusammengesessen hätte, daß er aber heute schon von Tagesanbruch an nicht zu Hause sei, obwohl er mich doch selbst noch gestern beim Abschiede aufgefordert habe, heute möglichst früh zu ihm zu kommen. Mama antwortete nichts darauf; Tatjana Pawlowna aber paßte einen Augenblick ab, wo Mama nicht hinsah, und drohte mir mit dem Finger.

„Adieu, Bruder," sagte Lisa auf einmal kurz und verließ schnell das Zimmer.

Ich eilte ihr natürlich nach, um sie einzuholen; aber sie war von selbst an der Entreetür stehen geblieben.

„Ich dachte mir schon, daß du mich noch würdest sprechen wollen," flüsterte sie mir schnell zu.

„Lisa, was ist denn da passiert?"

„Ich weiß es selbst nicht; aber es muß wohl etwas Wichtiges sein. Gewiß hat die Geschichte, die schon jahrelang spielt, ihre Entscheidung gefunden. Er ist nicht gekommen; aber sie haben irgendwelche Nachrichten über ihn. Sie werden dir nichts davon erzählen, da kannst du sicher sein; wenn du jedoch klug bist, so fragst du nicht danach; aber Mama ist sehr niedergeschlagen. Ich habe auch nach nichts gefragt. Adieu!"

Sie öffnete die Tür.

„Aber hast du nicht selbst etwas, was dich bekümmert, Lisa?" fragte ich und lief ihr schnell auf den Treppenflur hinaus nach.

Ihre schrecklich niedergeschlagene, verzweifelte Miene schnitt mir ins Herz. Sie machte nicht sowohl ein böses

als vielmehr geradezu ein grimmiges Gesicht, lächelte bitter und winkte abwehrend mit der Hand.

„Wenn er nur stürbe – dann würde ich Gott danken!" rief sie mir von der Treppe aus zu und ging weg.

Damit meinte sie den Fürsten Sergei Petrowitsch, der zu jener Zeit im Fieber lag und bewußtlos war. Traurig, aber in großer Aufregung kehrte ich nach oben zurück.

„Die Geschichte, die schon jahrelang spielt! Was ist das für eine Geschichte?" dachte ich lebhaft interessiert und bekam plötzlich eine unbezwingliche Lust, ihnen wenigstens einen Teil der Eindrücke, die ich von seiner nächtlichen Beichte empfangen hatte, sowie den Inhalt dieser Beichte selbst zu erzählen. „Sie denken jetzt von ihm irgend etwas Schlechtes; so mögen sie denn alles erfahren!" Dieser Gedanke huschte mir durch den Kopf.

Ich erinnere mich, daß ich es auf sehr geschickte Weise fertigbrachte, meine Erzählung zu beginnen. Sofort prägte sich auf ihren Gesichtern die größte Spannung aus. Diesmal sog sich auch Tatjana Pawlowna ordentlich mit den Augen an mir fest; Mama dagegen hielt sich mehr zurück, sie war sehr ernst; aber ein leises, schönes, wiewohl völlig hoffnungsloses Lächeln schimmerte auf ihrem Gesichte auf und wich während meiner ganzen Erzählung nicht von demselben. Ich sprach natürlich in gewählten Ausdrücken, obgleich ich wußte, daß das für die beiden fast unverständlich war. Zu meiner Verwunderung suchte Tatjana Pawlowna keine Händel mit mir, bestand nicht auf genauerer Darstellung und hakte nicht mit ihren Einwürfen ein, wie es sonst immer ihre Gewohnheit war, wenn ich anfing, irgend etwas vorzutragen. Sie preßte nur ab und zu die Lippen aufeinander und kniff die Augen zusammen, wie wenn sie angestrengt einzudringen suchte.

Zeitweilig schien es mir sogar, als ob sie alles verständen; aber das war doch kaum möglich. Ich sprach zum Beispiel von seinen Ansichten, besonders aber von seiner gestrigen Begeisterung, von seiner Begeisterung für Mama, von seiner Liebe zu Mama, davon, daß er ihr Bild geküßt hatte ... Als sie das hörten, wechselten sie schnell und schweigend einen Blick miteinander, und Mama wurde ganz rot; aber beide fuhren fort zu schweigen. Dann aber ... dann konnte ich selbstverständlich in Mamas Gegenwart den Hauptpunkt nicht berühren, das heißt die Begegnung mit „ihr" und alles übrige, und namentlich ihren gestrigen Brief an ihn und seine moralische „Wiedergeburt" nach dem Briefe; gerade das aber war doch die Hauptsache, so daß alle seine gestrigen Gefühlsäußerungen, durch deren Wiedergabe ich Mama eine solche Freude zu machen gedachte, natürlicherweise unverständlich blieben, allerdings nicht durch meine Schuld, da ich alles, was sich hatte erzählen lassen, sehr schön erzählt hatte. Als ich zu Ende war, quälte ich mich mit starken Zweifeln: die beiden beharrten bei ihrem Stillschweigen, und das Zusammensein mit ihnen wurde mir auf einmal sehr peinlich.

„Gewiß ist er jetzt zurückgekehrt; vielleicht aber sitzt er auch bei mir und wartet," sagte ich und stand auf, um fortzugehen.

„Nun ja, geh, geh!" stimmte mir Tatjana Pawlowna energisch bei.

„Bist du unten gewesen?" fragte mich Mama beim Abschiede halblaut.

„Ja, ich habe mich vor ihm verbeugt und für ihn gebetet. Was für ein ruhiges, edles Gesicht er hat, Mama! Ich danke Ihnen, Mama, daß Sie bei dem Sarge nicht gespart haben. Anfangs kam mir das sonderbar vor; aber

gleich darauf sagte ich mir, daß auch ich so gehandelt haben würde."

„Wirst du morgen in die Kirche kommen?" fragte sie; ihre Lippen begannen zu zittern.

„Aber Mama!" erwiderte ich erstaunt. „Ich werde auch heute zur Seelenmesse kommen; und ... zudem ist ja morgen Ihr Geburtstag, liebe, gute Mama! Hätte er doch noch drei Tage länger gelebt!"

Voll schmerzlichen Staunens ging ich fort: wie hatte sie überhaupt so fragen können, ob ich zum Totenamt in die Kirche kommen würde! Und wenn sie schon an mir so zweifelten, wie mochten sie dann erst über ihn denken?

Ich wußte, daß Tatjana Pawlowna hinter mir herlaufen würde, und blieb an der Entreetür absichtlich ein Weilchen stehen; aber als sie mich eingeholt hatte, stieß sie mich mit der Hand weiter bis auf die Treppe, trat selbst heraus und machte die Tür hinter sich zu.

„Tatjana Pawlowna, Sie erwarten also Andrei Petrowitsch weder heute noch morgen? Ich bin erschrocken ..."

„Schweig still! Daß du erschrocken bist, ist ganz gleichgültig. Sage mal: was hast du da verschwiegen, als du von dem gestrigen törichten Gerede erzähltest?"

Ich hielt es nicht für nötig, etwas zu verheimlichen, und berichtete, fast in gereizter Stimmung gegen Werssilow, alles: von dem Briefe, den Katerina Nikolajewna gestern an ihn geschrieben hatte, und von der Wirkung des Briefes, das heißt von seiner Wiedergeburt zu einem neuen Leben. Zu meinem Erstaunen erregte die Tatsache von dem Briefe bei ihr keinerlei Verwunderung, und ich vermutete, daß sie schon davon Kenntnis gehabt habe.

„Lügst du auch nicht?"

„Nein, ich lüge nicht."

„Nun sehe mal einer an!“ sagte sie mit einem giftigen Lächeln; sie schien über etwas nachzudenken; „wiedergeboren ist er! Auch das sieht ihm ähnlich! Aber ist das wahr, daß er das Bild geküßt hat?“

„Ja, es ist wahr, Tatjana Pawlowna.“

„Hat er es mit wirklicher Empfindung geküßt und sich nicht etwa verstellt?“

„Ob er sich verstellt hat? Verstellt er sich etwa jemals? Schämen Sie sich, Tatjana Pawlowna; Sie haben ein gefühlloses Herz, ein richtiges Weiberherz!“

Ich sagte das mit warmer Empfindung, aber sie schien gar nicht nach mir hinzuhören; sie schien etwas zu überlegen, trotz der starken Kälte auf der Treppe. Ich hatte meinen Pelz an, aber sie war im bloßen Kleide.

„Ich würde dir gern etwas auftragen; nur schade, daß du so schrecklich dumm bist,“ sagte sie geringschätzig und anscheinend ärgerlich. „Hör mal, geh doch zu Anna Andrejewna und sieh zu, was da bei ihr vorgeht ... Aber nein, geh nicht hin; ein Tölpel ist und bleibt ein Tölpel! Mach, daß du wegkommst, marsch! Was stehst du da wie ein Werstpfahl?“

„Sehen Sie wohl! Ich werde nicht zu Anna Andrejewna gehen! Und dabei hat Anna Andrejewna mich selbst rufen lassen.“

„Sie selbst? Durch Darja Onisimowna?“ fragte sie, sich eilig wieder zu mir umwendend; sie war schon im Fortgehen gewesen und hatte sogar schon die Tür geöffnet gehabt, schlug sie aber nun wieder zu.

„Ich werde um keinen Preis zu Anna Andrejewna gehen!“ wiederholte ich mit lebhaftem Genusse; „ich gehe deswegen nicht hin, weil Sie mich soeben einen Tölpel genannt haben, während ich doch noch nie so scharfsichtig ge-

wesen bin wie heute. Alle Ihre Angelegenheiten erkenne ich so klar, als ob sie mir auf der flachen Hand lägen; aber zu Anna Andrejewna werde ich doch nicht hingehen!"

„Das habe ich doch gewußt!" rief sie, aber wieder gar nicht als Antwort auf das, was ich gesagt hatte, sondern in Verfolg ihrer eigenen Gedankenarbeit. „Nun werden sie ‚sie' ganz umschnüren und mit der Mordschlinge erwürgen!"

„Wen? Anna Andrejewna?"

„Dummkopf!"

„Von wem reden Sie denn also? Doch nicht gar von Katerina Nikolajewna? Mit was für einer Mordschlinge?" Ich war furchtbar erschrocken. Eine unklare, aber schreckliche Befürchtung erfüllte meine ganze Seele. Tatjana Pawlowna sah mich mit durchdringendem Blicke an.

„Hast du denn eigentlich etwas damit zu schaffen?" fragte sie plötzlich. „Bist du irgendwie daran beteiligt? Ich habe auch über dich etwas gehört – warte nur, nimm dich in acht!"

„Hören Sie, Tatjana Pawlowna: ich will Ihnen ein furchtbares Geheimnis mitteilen, aber nur nicht jetzt gleich; jetzt habe ich keine Zeit, aber morgen, unter vier Augen. Aber dafür sagen Sie mir jetzt die ganze Wahrheit, und was das für eine Mordschlinge ist . . . denn ich zittere am ganzen Leibe . . ."

„Was scher' ich mich um dein Zittern!" rief sie. „Was willst du morgen noch für ein Geheimnis erzählen? Oder weißt du am Ende wirklich etwas?" fuhr sie fort und heftete einen fragenden Blick auf mich. „Du hast ihr doch selbst damals versichert, daß Krafft den Brief verbrannt habe."

„Tatjana Pawlowna, ich sage es noch einmal, martern Sie mich nicht!“ fuhr ich in meinen Bitten fort, ohne ihr meinerseits auf ihre Frage zu antworten; denn ich war ganz außer mir. „Sehen Sie, Tatjana Pawlowna, daraus, daß Sie mir etwas verheimlichen, kann noch größeres Unheil hervorgehen . . . er war ja gestern in vollständiger, ganz vollständiger Wiedergeburt begriffen!“

„Ach, mach, daß du wegkommst, du Narr! Er selbst ist ja ebenfalls verliebt wie ein Spatz, – Vater und Sohn in denselben Gegenstand! Pfui, ihr greulichen Kerle!“

Sie verschwand und schlug in ihrer Empörung die Tür heftig zu. Wütend über den nackten, schamlosen Zynismus ihrer letzten Worte, einen Zynismus, dessen nur eine Frau fähig ist, lief ich schwer gekränkt aus dem Hause. Aber ich werde, wie ich bereits versprochen habe, nicht meine unklaren Empfindungen schildern, sondern auch fernerhin nur die Tatsachen berichten, die jetzt die Entscheidung herbeiführten. Selbstverständlich lief ich im Vorübergehen wieder zu ihm heran und hörte wieder von der Kinderfrau, daß er überhaupt noch nicht wieder dagewesen sei.

„Wird er denn überhaupt nicht mehr wiederkommen?“

„Das mag Gott wissen!“

III

Tatsachen, Tatsachen! . . . Aber wird der Leser auf diese Weise etwas verstehen? Ich erinnere mich, wie mich selbst damals eben diese Tatsachen ganz benommen machten und mich nichts begreifen ließen, so daß ich am Ende dieses Tages ganz wirr im Kopfe war. Daher will ich mit ganz wenigen Worten vorgreifen.

Meine ganze Qual lag in folgender Frage eingeschlossen: wenn er gestern eine Wiedergeburt durchgemacht hat und

„sie" nun nicht mehr liebt, wo müßte er in diesem Falle heute sein? Antwort: in erster Linie bei mir, den er gestern umarmt hat, und dann gleich bei Mama, deren Bild er gestern geküßt hat. Aber, fuhr ich in meinen Reflexionen fort, statt diese beiden natürlichen Schritte zu tun, hat er plötzlich vor Tagesanbruch das Haus verlassen, ist Gott weiß wohin gegangen, und Darja Onisimowna redet aus irgendwelchem Grunde davon, daß er wohl kaum zurückkommen werde. Und damit nicht genug: Lisa spricht von einer Entscheidung der „nun schon jahrelang spielenden Geschichte" und davon, daß Mama über ihn irgendwelche Nachrichten habe, und zwar ganz neue; außerdem wissen sie dort zweifellos auch von dem Briefe Katerina Nikolajewnas (das hatte ich selbst gemerkt) und glauben dennoch nicht an seine „Wiedergeburt zu einem neuen Leben", obwohl sie mir aufmerksam zugehört haben. Mama ist sehr niedergedrückt, und Tatjana Pawlowna macht spöttische Bemerkungen über das Wort „Wiedergeburt". Aber wenn sich das alles so verhält, so muß bei ihm über Nacht wieder ein Umschwung, eine Krisis eingetreten sein, und das nach der Begeisterung, der Rührung und dem Pathos von gestern! Also ist diese ganze „Wiedergeburt" zerplatzt wie eine Seifenblase, und er treibt sich vielleicht jetzt wieder in ebenso wütender Stimmung herum wie damals, als er die Nachricht über Bjoring erhalten hatte! Es fragt sich nun, was aus Mama, aus mir, aus uns allen und zuletzt . . . was aus „ihr" werden wird. Tatjana Pawlowna hat sich unversehens etwas von einer „Mordschlinge" entschlüpfen lassen und mich zu Anna Andrejewna geschickt! Also dort muß diese „Mordschlinge" sein, bei Anna Andrejewna! Warum aber gerade bei Anna Andrejewna? Selbstverständlich werde ich mich

schleunigst zu Anna Andrejewna begeben; das habe ich nur aus Trotz, nur im Ärger gesagt, daß ich nicht hingehen würde; ich will sofort hineilen. Aber was hat Tatjana Pawlowna da noch von dem „Schriftstück" gesagt? Und hat er nicht selbst gestern zu mir gesagt: „Verbrenne das Schriftstück!"?

Das waren meine Gedanken; das war es, was mich wie eine Mordschlinge würgte; aber vor allen Dingen mußte ich mit „ihm" reden. Wenn ich mit ihm reden könnte, dann würde ich sofort alles in Ordnung bringen, das fühlte ich; wir würden einander mit wenigen Worten verstehen! Ich würde seine Hände ergreifen, sie drücken und in meinem Herzen warme Worte finden, – so malte ich mir das mit aller Bestimmtheit aus. Oh, ich würde seine Verrücktheit überwinden! ... Aber wo war er? Wo war er? Und siehe da, gerade in diesem Augenblicke, wo ich in so heißer Erregung war, mußte ich auf Lambert stoßen! Ich war nur noch einige Schritte von meiner Wohnung entfernt, als er mir plötzlich begegnete; er schrie freudig auf, als er mich erblickte, und ergriff mich bei der Hand.

„Ich bin schon zum dritten Male bei dir gewesen," sagte er. „Enfin! Komm mit frühstücken!"

„Halt! Du bist bei mir gewesen? War Andrei Petrowitsch nicht da?"

„Kein Mensch war da. Laß sie doch alle laufen! Du bist gestern ärgerlich geworden, du Schafskopf; du warst betrunken, aber ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen; ich habe heute wunderschöne Nachrichten über die Angelegenheit erhalten, von der wir gestern sprachen ..."

„Lambert," unterbrach ich ihn; ich konnte vor Erregung kaum Luft holen, sprach hastig und geriet unwillkürlich

in einen redneriſchen Ton hinein; „wenn ich mit dir ſtehen geblieben bin, ſo habe ich das einzig und allein getan, um für immer mit dir zum Abſchluß zu kommen. Ich habe dir das ſchon geſtern geſagt; aber du verſtehſt immer nicht. Lambert, du biſt wie ein kleines Kind und dumm wie ein Franzoſe. Du denkſt immer, du wäreſt noch derſelbe wie bei Touchard, und ich wäre noch ebenſo dumm wie bei Touchard ... Aber ich bin nicht mehr ſo dumm wie bei Touchard ... Ich war geſtern betrunken, aber nicht vom Weine, ſondern weil ich ohnehin ſchon erregt war; wenn ich aber dem Unſinn, den du redeteſt, zuſtimmte, ſo habe ich das nur aus Liſt getan, um deine Gedanken auszukundſchaften. Ich betrog dich; aber du freuteſt dich und warſt vertrauensſelig und ſchwatzhaft. – Nun will ich dir ſagen: ſie zu heiraten, das iſt ein ſolcher Unſinn, daß es nicht einmal ein Gymnaſiaſt aus der Vorbereitungsklaſſe für möglich halten kann. Wie kann jemand denken, daß ich es für möglich hielte? Aber du haſt es für möglich gehalten! Du haſt es deswegen für möglich gehalten, weil du zu den höheren Kreiſen keinen Zutritt haſt und nicht weißt, wie es bei den Leuten in den höheren Kreiſen zugeht. Bei den Leuten in den höheren Kreiſen geht es nicht ſo einfach zu, und es iſt unmöglich, daß ſie ſo einfach und ohne weiteres jemanden zum Manne nähme ... Jetzt will ich dir klar und deutlich ſagen, was du möchteſt; du möchteſt mich mitnehmen, um mich betrunken zu machen, damit ich dir dann das Schriftſtück ausliefere und mit dir zuſammen irgendeine Schurkerei gegen Katerina Nikolajewna verübe! Aber da irrſt du dich! Ich werde niemals zu dir kommen, und wiſſe auch noch dies: ſchon morgen oder jedenfalls übermorgen wird ſich dieſes Papier in ihren eigenen Händen befinden; denn dieſes Schriftſtück gehört ihr, weil ſie es

geschrieben hat, und ich selbst werde es ihr persönlich übergeben, und wenn du wissen willst, wo, so wisse, daß ich es ihr durch Vermittelung Tatjana Pawlownas, die mit ihr bekannt ist, übergeben werde, in Tatjana Pawlownas Wohnung und in Tatjana Pawlownas Gegenwart; und einen Preis werde ich ihr für das Schriftstück nicht abnehmen. Aber jetzt mach, daß du für immer von mir wegkommst; sonst ... sonst ... Lambert, werde ich weniger höflich mit dir verfahren ..."

Als ich zu Ende war, fühlte ich am ganzen Leibe ein leises Zittern. Ein sehr wichtiges Moment und eine sehr üble, bei jedem Geschäfte schädliche Angewohnheit ist es, wenn man pathetisch wird. Mußte mich der Teufel plagen, ihm gegenüber mich zu erhitzen und am Ende meiner Tirade, indem ich mit Genuß einzelne Worte betonte und die Stimme immer mehr erhob, diese völlig entbehrliche Einzelheit vorzubringen, daß ich das Schriftstück durch Tatjana Pawlownas Vermittelung und in deren Wohnung ausliefern würde! Aber ich bekam damals auf einmal die größte Lust, ihn in Bestürzung zu versetzen! Als ich so geradezu mit der Erwähnung des Schriftstücks herausplatzte und sein dummes Erschrecken sah, reizte es mich plötzlich, ihn durch genaue Details noch mehr niederzuschmettern. Und gerade diese weibische, prahlerische Geschwätzigkeit wurde dann die Ursache des schrecklichen Unglücks; denn diese Einzelheit von Tatjana Pawlowna und ihrer Wohnung blieb sofort in seinem Kopfe haften, wie das bei einem gaunerischen, in kleinen Dingen praktisch gewandten Menschen erklärlich ist; in höheren, wichtigen Dingen ist ein solcher unfähig und begreift nichts, aber für solche Kleinigkeiten besitzt er doch einen guten Spürsinn. Hätte ich von Tatjana Pawlowna geschwiegen, so hätte

sich großes Unglück nicht begeben. Indessen war er, nachdem er meine Worte gehört hatte, im ersten Augenblicke vollständig fassungslos.

„Hör mal," murmelte er, „Alfonsina ... Alfonsina wird uns etwas vorsingen ... Alfonsina ist bei ‚ihr' gewesen; hör mal: ich habe einen Brief, beinahe so etwas wie einen Brief, worin Frau Achmakowa von dir spricht. Mir hat ihn der Pockennarbige gegeben; du erinnerst dich wohl an den Pockennarbigen – du wirst ja selbst sehen, du wirst ja selbst sehen; komm nur mit!"

„Du lügst; zeig den Brief her!"

„Er ist bei mir zu Hause; Alfonsina hat ihn; komm nur mit!"

Natürlich log und schwindelte er, in Angst, ich könnte ihm davonlaufen; aber ich ließ ihn plötzlich mitten auf der Straße stehen, und als er mir folgen wollte, drehte ich mich um und drohte ihm mit der Faust. Aber er stand schon wieder, mit seinen Gedanken beschäftigt, still und ließ mich fortgehen: vielleicht blitzte in seinem Kopfe bereits ein neuer Plan auf. Aber für mich rissen die Überraschungen und Begegnungen nicht ab ... Und wenn ich an diesen ganzen Unglückstag zurückdenke, so scheint es mir immer, als hätten sich alle diese Überraschungen und Zufälligkeiten damals gleichsam verschworen gehabt und sich aus einer Art von unheilvollem Füllhorn mit einem Male auf mein Haupt ergossen. Kaum hatte ich die Wohnungstür geöffnet, als ich, noch im Vorzimmer, mit einem jungen Manne zusammenstieß: hochgewachsen, mit länglichem, blassem Gesichte, vornehmem, geschmackvollem Äußern, in einem kostbaren Pelze. Er trug einen Kneifer, nahm ihn aber, als er mich erblickte, sogleich ab (offenbar aus Höflichkeit), lüftete artig seinen Zylinder, sagte zu

mir mit freundlichem Lächeln, aber ohne stehen zu bleiben: „Ha, bonsoir," und ging an mir vorbei auf die Treppe. Wir hatten einander sofort erkannt, obgleich ich ihn in meinem Leben nur einmal flüchtig in Moskau gesehen hatte. Es war Anna Andrejewnas Bruder, der Kammerjunker, der junge Werssilow, der Sohn Werssilows und somit beinahe auch mein Bruder. Er wurde von der Wirtin hinausbegleitet (der Wirt war noch nicht von seiner dienstlichen Tätigkeit nach Hause gekommen). Sobald er hinausgegangen war, stürzte ich nur so auf sie zu:

„Was hat er hier getan? Ist er in meinem Zimmer gewesen?"

„In Ihrem Zimmer ist er mit keinem Fuße gewesen. Er war zu mir gekommen . . ." erwiderte sie schnell und in trockenem Tone und wandte sich um, um in ihr Zimmer zu gehen.

„Nein, so geht das nicht!" rief ich. „Bitte, antworten Sie mir: warum ist er hergekommen?"

„Ach, mein Gott! Ich brauche Ihnen doch nicht immer zu erzählen, warum die Leute zu mir kommen. Ich möchte meinen, wir dürfen doch auch unsere eigenen Geschäfte haben. Er ist ein junger Mensch; vielleicht wollte er Geld borgen und hat sich bei mir nach einer Adresse erkundigt. Vielleicht hatte ich es ihm schon das vorige Mal versprochen . . ."

„Wann war das, das vorige Mal?"

„Ach, mein Gott! Es ist ja doch nicht das erstemal, daß er herkommt!"

Sie ging weg. Mir war es namentlich aufgefallen, daß sich hier der Ton geändert hatte: sie fingen an, in unartiger Manier mit mir zu reden. Es war klar, daß da auch

wieder ein Geheimnis dahintersteckte: die Geheimnisse häuften sich bei jedem Schritte, mit jeder Stunde. Das erstemal war der junge Wersilow mit Anna Andrejewna, seiner Schwester, hergekommen, während ich krank lag: daran erinnerte ich mich ganz genau, ebenso wie daran, daß Anna Andrejewna schon gestern absichtlich die verwunderliche Bemerkung hatte fallen lassen, der alte Fürst werde vielleicht in meiner Wohnung Quartier nehmen ... Aber all das war so wirr und ungeheuerlich, daß ich mir fast gar nichts dabei denken konnte. Ich schlug mich vor die Stirn, setzte mich nicht einmal einen Augenblick hin, um mich auszuruhen, und lief zu Anna Andrejewna. Sie war nicht zu Hause; von dem Portier erhielt ich die Antwort, sie sei nach Zarskoje Selo gefahren und werde erst morgen, etwa um diese Zeit, zurück sein.

Sie war nach Zarskoje Selo gefahren, selbstverständlich zum alten Fürsten, und ihr Bruder besichtigte meine Wohnung! „Nein, daraus wird nichts!" sagte ich zähneknirschend zu mir; „und wenn dort wirklich eine Mordschlinge zur Anwendung kommen soll, so werde ich die arme Frau beschützen!"

Von Anna Andrejewna kehrte ich nicht nach Hause zurück, weil in meinem heißen Kopfe auf einmal die Erinnerung an das Restaurant am Kanal aufblitzte, welches Andrei Petrowitsch manchmal zu besuchen pflegte, wenn er in düsterer Stimmung war. Erfreut über diesen meinen Einfall lief ich sofort dorthin; es war schon bald vier Uhr und fing an dunkel zu werden. In dem Restaurant sagte man mir, er sei dagewesen, habe ein Weilchen gesessen und sei dann wieder fortgegangen; vielleicht werde er noch einmal wiederkommen. Ich nahm mir plötzlich bestimmt vor, ihn zu erwarten, und ließ mir ein Mittagessen geben;

wenigstens war da ein Hoffnungsschimmer, daß ich seiner habhaft werden würde.

Ich verzehrte meine Mahlzeit und aß sogar noch etwas Weiteres, um nur ein Recht zu möglichst langem Aufenthalte zu haben; so saß ich, wie ich glaube, etwa vier Stunden lang da. Ich unterlasse eine Schilderung meiner traurigen Stimmung und meiner fieberhaften Ungeduld; es war, als sei in meinem Innern alles erschüttert und zittere. Dieses Orchestrion, diese Gäste – oh, dieses ganze trübselige Milieu hat sich meiner Seele vielleicht fürs ganze Leben eingeprägt! Ich schildere auch die Gedanken nicht, die in meinem Kopfe aufwirbelten wie eine Wolke trockener Herbstblätter, wenn sie ein Wirbelwind packt; es hatte wirklich damit Ähnlichkeit, und ich muß gestehen, daß mir die Denkkraft zeitweilig untreu wurde.

Aber was mich so quälte, daß ich geradezu einen physischen Schmerz empfand (selbstverständlich nur so nebenbei, neben der eigentlichen Hauptqual), das war eine zudringliche, giftige Empfindung, zudringlich wie eine giftige Herbstfliege, an die man zunächst nicht denkt, die aber um einen herumschwirrt, einen belästigt und auf einmal schmerzhaft sticht. Es war das nur eine Erinnerung, ein Erlebnis, das ich noch keinem Menschen auf der Welt erzählt habe. Hier möge es nun stehen; denn es ist ja doch notwendig, daß ich auch das irgendwo erzähle.

IV

Als in Moskau bereits dahin entschieden war, daß ich nach Petersburg reisen sollte, teilte mir Nikolai Semjonowitsch mit, ich solle die Zusendung des Reisegeldes abwarten. Von wem das Geld kommen werde, danach fragte ich nicht erst; ich wußte, es werde von Werssilow kommen,

und da ich damals Tag und Nacht mit starkem Herzklopfen und mit stolzen Plänen von meiner bevorstehenden Begegnung mit Wersilow träumte, so sprach ich überhaupt nicht mehr laut von ihm, nicht einmal mit Marja Iwanowna. Ich erwähne übrigens, daß ich auch eigenes Geld besaß, das zu der Reise ausgereicht hätte, aber ich entschied mich dennoch dafür, zu warten; unter anderem glaubte ich, das Geld werde mit der Post kommen.

Eines Tages teilte mir Nikolai Semjonowitsch, als er nach Hause kam, mit (nach seiner Gewohnheit in aller Kürze und ohne Hinzufügung von Erklärungen), ich solle am folgenden Tage um elf Uhr vormittags nach der Mjasnizkaja-Straße, nach dem Hause des Fürsten W...ski, gehen; dort sei der aus Petersburg eingetroffene Kammerjunker Wersilow, der Sohn Andrei Petrowitschs, bei seinem früheren Schulkameraden, dem Fürsten W...ski, abgestiegen, und dieser werde mir das übersandte Reisegeld einhändigen: es war sehr verständlich, daß Andrei Petrowitsch seinem Sohne diesen Auftrag gab, statt das Geld durch die Post zu senden; aber doch erschreckte und bedrückte mich diese Nachricht ganz außerordentlich. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß Wersilow mich mit seinem Sohne, meinem Bruder, auf diese Weise zusammenführen wollte; die Absichten und Empfindungen des Mannes, mit dem ich mich in meinen Träumereien so viel beschäftigte, traten deutlich zutage; aber nun entstand für mich eine Frage von gewaltiger Wichtigkeit: wie werde ich mich und wie muß ich mich bei dieser ganz unerwarteten Begegnung benehmen, und wird nicht meiner eigenen Würde dabei irgendwie Abbruch geschehen?

Am nächsten Tage, pünktlich um elf Uhr, erschien ich in der Wohnung des Fürsten W... ski, einer Junggesellen-

wohnung, die aber, wie ich merkte, luxuriös ausgestattet war; auch Diener in Livree waren da. Ich blieb im Vorzimmer. Aus den inneren Zimmern drangen die Töne eines lauten Gespräches und eines starken Gelächters heraus: außer dem Kammerjunker, der dort logierte, waren noch andere Herren beim Fürsten zu Besuch. Ich befahl einem Diener, mich zu melden, und zwar, wie ich glaube, in etwas stolzen Ausdrücken: wenigstens sah er mich, als er hinging, um mich zu melden, in einer eigentümlichen Weise an, ja sogar nach meiner Empfindung nicht so respektvoll, wie es sich gehört hätte. Zu meiner Verwunderung brauchte er zu der Meldung sehr viel Zeit, etwa fünf Minuten; unterdessen aber vernahm ich von dorther immer noch dasselbe Lachen und dieselben Bruchstücke eines Gespräches.

Ich wartete selbstverständlich stehend, da ich sehr wohl wußte, daß es für mich als „richtigen Herrn" unpassend und unmöglich war, mich in einem Vorzimmer, in welchem sich Diener befanden, hinzusetzen. Von selbst aber, auf eigene Hand, ohne besondere Aufforderung, wollte ich um keinen Preis in den Saal hineingehen, aus Stolz, vielleicht aus einem allzu feinen Gefühl des Stolzes; aber es gehörte sich so. Zu meiner Verwunderung erdreisteten sich die zurückgebliebenen Bedienten (zwei an der Zahl), sich in meiner Gegenwart hinzusetzen. Ich wandte mich ab, um es nicht zu bemerken, begann aber doch am ganzen Leibe zu zittern; plötzlich drehte ich mich wieder um, ging auf den einen Bedienten zu und befahl ihm in scharfem Tone, „sofort" hinzugehen und mich noch einmal zu melden. Trotz meiner strengen Miene und meiner starken Erregung sah mich der Bediente lässig an, ohne aufzustehen, und erst der andere antwortete für ihn:

„Sie sind gemeldet; beunruhigen Sie sich nicht!"

Ich beschloß, nur noch eine Minute oder womöglich noch nicht einmal eine Minute zu warten, dann aber unter allen Umständen wegzugehen. Man beachte vor allen Dingen, daß ich sehr anständig gekleidet war: mein Anzug und mein Paletot waren neu und meine Wäsche vollständig sauber, wofür Marja Iwanowna bei diesem Anlaß persönlich besonders gesorgt hatte. Aber über diese Bedienten habe ich erst weit später, als ich schon in Petersburg war, zuverlässig erfahren, daß sie durch einen mit Wersilow junior mitgekommenen Diener schon am Abend vorher benachrichtigt worden waren, es werde da „so eine Art von illegitimem Bruder, ein Student" kommen. Das weiß ich jetzt zuverlässig.

Die Minute war vergangen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man zu etwas entschlossen ist und sich nicht entschließen kann: „fortgehen oder nicht, fortgehen oder nicht?" wiederholte ich mir jede Sekunde fast fiebernd; auf einmal erschien der Diener wieder, der hineingegangen war, um mich zu melden. In der einen Hand hatte er zwischen den Fingern vier rote Banknoten hängen, vierzig Rubel.

„Hier; bitte, nehmen Sie diese vierzig Rubel!"

Mir lief die Galle über. Was war das für eine Beleidigung! Ich hatte die ganze vorhergehende Nacht mir meine Gedanken gemacht, wie die von Wersilow arrangierte Begegnung der beiden Brüder verlaufen werde; ich hatte die ganze Nacht im Fieber darüber nachgedacht, wie ich mich benehmen sollte, ohne mir etwas zu vergeben und ohne dem ganzen Ideenkreise etwas zu vergeben, den ich mir in meiner Einsamkeit erworben hatte, und auf den ich sogar in jeder beliebigen gesellschaftlichen Sphäre stolz

sein konnte. Ich hatte es mir in Gedanken ausgemalt, wie edel, stolz und melancholisch ich mich zeigen würde, vielleicht sogar in Gegenwart des Fürsten W... ski, und wie ich auf diese Weise ohne weiteres Zutritt zu diesem Gesellschaftskreise erlangen würde – oh, ich schone mich nicht, sei es drum, sei es drum: so muß man dergleichen schildern, genau, mit allen Einzelheiten! Und da wurden mir nun auf einmal vierzig Rubel durch einen Bedienten ins Vorzimmer geschickt, und noch dazu, nachdem ich zehn Minuten hatte warten müssen, und noch dazu in der bloßen Hand, in den Fingern eines Bedienten, nicht auf einem Teller, nicht in einem Kouvert!

Ich schrie den Bedienten dermaßen an, daß er zusammenfuhr und einen Schritt zurücktrat; ich befahl ihm, das Geld unverzüglich wieder zurückzutragen; sein Herr möge es selbst bringen, – kurz, meine Forderung war unzusammenhängend und für den Diener allerdings unverständlich. Indes, ich schrie so heftig, daß er hinging. Auch im Saale schien man mein Schreien gehört zu haben, denn das Sprechen und Lachen verstummte auf einmal.

Fast unmittelbar darauf hörte ich würdevolle, ruhige, weiche Schritte, und die hohe Gestalt eines hübschen, hochmütigen jungen Mannes (er erschien mir damals noch blasser und magerer als bei der heutigen Begegnung) zeigte sich auf der Schwelle der Tür nach dem Vorzimmer – er blieb sogar noch eine Elle von der Schwelle entfernt. Er trug einen prachtvollen rotseidenen Schlafrock und Pantoffeln und hatte einen Kneifer auf der Nase. Ohne ein Wort zu sagen, richtete er seinen Kneifer auf mich und begann, mich zu betrachten. Ich machte wie ein wildes Tier einen Schritt auf ihn zu, blieb in herausfordernder Haltung stehen und sah ihm unverwandt ins Gesicht. Aber

er musterte mich nur ganz kurze Zeit, nur etwa zehn Sekunden lang; auf einmal erschien ein kaum bemerkbares und doch sehr boshaftes Lächeln auf seinen Lippen; eben weil es kaum bemerkbar war, sah es so boshaft aus. Dann wandte er sich schweigend um und ging wieder in die Wohnung, ebenso langsam, mit ebenso stillen, gleichmäßigen Schritten, wie er gekommen war. O diese Menschen, sie verstehen das Beleidigen schon von klein auf, schon von ihren Familien her; sie lernen diese Kunst schon von ihren Müttern! Natürlich kam ich aus der Fassung ... Oh, warum bin ich damals aus der Fassung gekommen!

Fast in demselben Augenblicke erschien wieder eben jener Bediente mit denselben Banknoten in der Hand.

„Bitte, nehmen Sie! Es ist für Sie aus Petersburg gekommen; Sie selbst zu empfangen ist dem Herrn nicht möglich; vielleicht ein andermal, wenn er mehr Zeit hat." Ich merkte, daß er diese letzten Worte aus sich hinzufügte. Aber meine Fassungslosigkeit dauerte immer noch fort. Ich nahm das Geld und ging zur Tür; eben infolge meiner Fassungslosigkeit hatte ich es genommen, denn ich hätte es nicht nehmen dürfen; aber der Bediente erlaubte sich, natürlich in der Absicht, mich zu verletzen, eine recht bedientenhafte Frechheit: er riß auf einmal die Tür vor mir hastig auf, und sie weit geöffnet haltend, sagte er, während ich an ihm vorüberging, würdevoll und nachdrücklich:

„Bitte sehr!"

„Schurke!" brüllte ich ihn an und holte mit der Hand aus, ohne jedoch zuzuschlagen, „und dein Herr ist ebenfalls ein Schurke! Bestelle ihm das sofort!" fügte ich hinzu und ging schnell auf die Treppe hinaus.

„Seien Sie nicht so dreist! Wenn ich das dem Herrn

sogleich bestellte, dann könnten Sie sofort mit ein paar Begleitzeilen nach der Polizeiwache spediert werden. Und wagen Sie nicht, so mit der Hand auszuholen . . ."

Ich stieg die Treppe hinunter. Es war die Haupttreppe, die ganz frei im Treppenhause lag, und man konnte mich, während ich auf dem roten Teppich hinunterging, von oben vollständig sehen. Die Bedienten waren alle drei herausgekommen und hatten sich oben, über das Geländer geneigt, postiert. Ich entschied mich natürlich dafür, zu schweigen: mich mit den Bedienten herumzuzanken, das war völlig ausgeschlossen. Ich stieg die ganze Treppe hinab, ohne meinen Schritt zu beschleunigen; ich glaube sogar, daß ich ihn noch verlangsamte.

Oh, mag es auch Philosophen geben (Schande über sie!), die da sagen werden, das seien alles Lappalien, die törichte Empfindlichkeit eines Milchbartes – meinetwegen; aber für mich war das eine Wunde, eine Wunde, die bis jetzt noch nicht vernarbt ist, bis zu dem Augenblicke nicht, wo ich dies schreibe, und wo schon alles beendet ist und ich mich sogar gerächt habe. Oh, ich schwöre es: ich bin nicht nachtragend und nicht rachsüchtig. Ohne Zweifel habe ich immer den Wunsch, den geradezu krankhaften Wunsch, mich zu rächen, wenn ich beleidigt werde; aber ich schwöre es: nur durch Edelmut. Mag ich es dem Beleidigten auch nur durch Edelmut vergelten; wenn er es nur fühlt und versteht, dann bin ich hinreichend gerächt! Bei der Gelegenheit füge ich hinzu: ich bin nicht rachsüchtig, aber ich bin nachtragend, trotz meines Edelmutes – ob das auch bei anderen Menschen vorkommt? Damals aber, oh, damals war ich mit edelmütigen Gefühlen hingekommen; mochten sie auch lächerlich sein, immerhin: besser, sie waren lächerlich, aber edelmütig, als nicht lächerlich und gemein, ordi-

när, vulgär! Von meinem Erlebnis bei dieser Begegnung mit meinem „Bruder" habe ich zu keinem Menschen ein Sterbenswort gesagt, nicht einmal zu Marja Iwanowna, nicht einmal in Petersburg zu Lisa; diese Begegnung betrachtete ich wie eine schmachvoll empfangene Ohrfeige. Und nun begegnete mir dieser Herr auf einmal, als ich ihn am allerwenigsten zu treffen erwartete, lächelte mir zu, nahm den Hut ab und sagte ganz freundschaftlich: „bonsoir!" Das gab mir allerdings zu denken ... Aber die Wunde war wieder aufgegangen!

V

Nachdem ich über vier Stunden in dem Restaurant gesessen hatte, lief ich plötzlich, als ob ich einen Anfall bekommen hätte, hinaus, selbstverständlich wieder zu Werssilow, und traf ihn selbstverständlich wieder nicht zu Hause; er war überhaupt nicht zurückgekommen. Die Kinderfrau langweilte sich und bat mich, ihr Darja Onisimowna zu schicken; oh, danach war mir auch gerade zumute! Ich ging auch zu Mama heran, aber nicht in die Wohnung hinein, sondern ich rief Lukerja auf den Flur hinaus; von ihr erfuhr ich, daß er nicht dagewesen sei, und daß auch Lisa nicht zu Hause sei. Ich sah, daß Lukerja mich ebenfalls gern nach etwas gefragt und mir vielleicht ebenfalls gern einen Auftrag gegeben hätte; aber danach war mir auch gerade zumute! Es blieb eine letzte Hoffnung, er könnte inzwischen zu mir gegangen sein; aber ich glaubte nicht mehr daran.

Ich habe schon oben angemerkt, daß ich beinahe den Gebrauch meiner Denkkraft eingebüßt hatte. Und siehe da, in meinem Zimmer fand ich zu meiner Überraschung Alfonsina und meinen Wirt. Allerdings waren sie schon im Be-

griff herauszugehen, und Peter Ippolitowitsch hatte eine Kerze in der Hand.

„Was stellt das vor!“ schrie ich, fast von Sinnen vor Wut, meinen Wirt an. „Wie können Sie sich erdreisten, diese Spitzbübin in mein Zimmer zu führen?“

„Tiens!“ rief Alfonsina, „et les amis?“

„Hinaus!“ brüllte ich.

„Mais c'est un ours!“ sagte sie, flatterte, sich erschrocken stellend, auf den Korridor hinaus und verschwand sofort im Zimmer der Wirtin. Peter Ippolitowitsch, der immer noch die Kerze in der Hand hielt, trat mit strenger Miene an mich heran:

„Gestatten Sie mir die Bemerkung, Arkadi Makarowitsch, daß Sie gar zu hitzig geworden sind; wie sehr wir Sie auch hochschätzen, aber Mamsell Alfonsina ist keine Spitzbübin; sie ist vielmehr ganz im Gegenteil hier zu Besuch, und zwar nicht bei Ihnen, sondern bei meiner Frau, mit der sie schon seit einiger Zeit bekannt ist.“

„Aber wie können Sie sich erdreisten, sie in mein Zimmer zu führen?“ fragte ich noch einmal und faßte mich an den Kopf, der auf einmal angefangen hatte, mir furchtbar weh zu tun.

„Das ist ganz zufällig gekommen. Ich kam herein, um das Luftfenster zu schließen, das ich der frischen Luft wegen geöffnet hatte; und da ich mit Alfonsina Karlowna ein vorher begonnenes Gespräch fortsetzte, so kam sie während des Gespräches mit in Ihr Zimmer herein, nur um mich zu begleiten.“

„Das ist nicht wahr; Alfonsina ist eine Spionin, Lambert ist ein Spion! Vielleicht sind Sie selbst ebenfalls ein Spion! Und Alfonsina ist hergekommen, um bei mir etwas zu stehlen.“

„Denken Sie, was Sie wollen! Heute reden Sie so und morgen anders. Aber ich habe meine Wohnung für einige Zeit vermietet und bin selbst mit meiner Frau in die Kammer gezogen, so daß Alfonsina Karlowna hier beinahe dasselbe Recht als Mieterin hat wie Sie."

„Sie haben die Wohnung an Lambert vermietet?" rief ich erschrocken.

„Nein, nicht an Lambert," erwiderte er mit demselben breiten Lächeln, das ich am Vormittag an ihm gesehen hatte, in welchem aber an Stelle der damaligen Unsicherheit jetzt eine gewisse Festigkeit getreten war; „ich nehme an, daß Sie selbst wissen, an wen, und nur zwecklosserweise so tun, als ob Sie es nicht wüßten, lediglich um des guten Scheines willen, und daß Sie sich aus diesem Grunde auch so zornig stellen. Gute Nacht!"

„Ja, ja, gehen Sie nur, lassen Sie mich in Ruhe!" rief ich mit heftig abwehrenden Handbewegungen und beinahe weinend, so daß er mich auf einmal erstaunt ansah; jedoch ging er hinaus. Ich legte den Haken vor die Tür und warf mich auf mein Bett, mit dem Gesicht auf das Kissen. Das war für mich der Verlauf dieses ersten schrecklichen Tages von den drei verhängnisvollen letzten Tagen, mit denen meine Aufzeichnungen schließen.

Zehntes Kapitel

I

Aber ich halte es wieder für notwendig, dem Gange der Ereignisse vorzugreifen und dem Leser wenigstens einiges im voraus zu erklären; denn hier mischten sich in den logischen Verlauf dieser Geschichte so viele Zufälligkeiten hinein, daß man ohne vorgängige Erklärung nicht darin zurecht-

findet. Es handelte sich hier um eben jene „Mordschlinge", von welcher Tatjana Pawlowna sich ein Wort hatte entschlüpfen lassen. Diese Schlinge bestand darin, daß Anna Andrejewna endlich den kühnsten Schritt gewagt hatte, den man sich in ihrer Lage nur denken konnte. Wahrlich, sie besaß einen festen Charakter! Zwar war der alte Fürst unter dem Vorwande, daß das für seine Gesundheit notwendig sei, damals noch rechtzeitig nach Zarskoje Selo abgeschoben worden, so daß die Nachricht von seiner beabsichtigten Eheschließung mit Anna Andrejewna sich in der Gesellschaft nicht hatte verbreiten können und für eine Weile sozusagen im Keime unterdrückt war; aber doch hätte der schwache alte Mann, mit dem man sonst alles mögliche anstellen konnte, sich um keinen Preis der Welt dazu verstanden, von seinem Plane Abstand zu nehmen und Anna Andrejewna, die ihm einen Antrag gemacht hatte, untreu zu werden. In solchen Dingen war er der ritterliche Kavalier, und es war daher zu erwarten, daß er früher oder später sich gegen den Zwang empören und mit unwiderstehlicher Energie zur Ausführung seiner Absicht schreiten werde – ein sehr häufiger Hergang, namentlich bei schwachen Charakteren, da es bei diesen eine bestimmte Grenze gibt, über die man nicht versuchen darf sie hinauszuführen. Zudem war er sich in vollem Umfange darüber klar, in wie mißlicher Lage sich Anna Andrejewna befand, die er maßlos verehrte; er wußte, daß in der Gesellschaft leicht allerlei Gerüchte, Spöttereien und üble Nachrede über sie entstehen konnten. Nur der Umstand beruhigte ihn einstweilen noch und hielt ihn zurück, daß Katerina Nikolajewna kein einziges Mal, weder mit einem Worte noch mit einer Andeutung, sich erlaubt hatte, in seiner Gegenwart etwas Nachteiliges über Anna Andrejewna zu

äußern oder gegen seine Absicht einer Verehelichung mit ihr irgendwelche Einwendungen zu machen. Vielmehr legte sie die größte Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit gegen die Braut ihres Vaters an den Tag. Auf diese Weise kam Anna Andrejewna in eine sehr heikle Lage, da sie mit ihrem weiblichen Spürsinn sehr wohl begriff, daß sie durch die geringste Anklage gegen Katerina Nikolajewna, die der Fürst ebenfalls vergötterte, und jetzt sogar noch mehr als früher schon immer, und namentlich weil sie so hochherzig und respektvoll in seine Heirat gewilligt hatte – daß sie durch die geringste Anklage gegen jene alle seine zärtlichen Gefühle beleidigen und in seinem Herzen Mißtrauen gegen ihre eigene Person, ja vielleicht sogar Entrüstung erwecken würde. In solcher Weise also ging auf diesem Schlachtfelde der Kampf einstweilen vor sich: die beiden Gegnerinnen wetteiferten gleichsam miteinander an Zartgefühl und Geduld, und der Fürst wußte am Ende nicht mehr, über welche von ihnen er sich mehr wundern sollte; und nach Art aller schwachen, gutherzigen Menschen begann er schließlich unter diesem Zustande zu leiden und allein sich selbst die Schuld an allem beizumessen. Seine Melancholie soll geradezu krankhaft geworden sein; sein Nervensystem geriet in völlige Zerrüttung, und statt daß sich in Zarskoje Selo sein Gesundheitszustand gebessert hätte, war der Fürst, wie man erzählte, schon nahe daran, bettlägerig zu werden.

Ich schalte hier etwas ein, was ich erst sehr lange nachher erfahren habe: Bjoring soll Katerina Nikolajewna geradezu den Vorschlag gemacht haben, den alten Herrn ins Ausland zu schaffen, wozu er durch irgendwelche Täuschung willig gemacht werden müsse; inzwischen müsse man in der Gesellschaft unter der Hand die Nachricht in

Umlauf setzen, daß er vollständig den Verstand verloren habe; im Auslande müsse man sich dann ein ärztliches Attest darüber beschaffen. Aber darauf habe Katerina Nikolajewna um keinen Preis eingehen wollen; wenigstens wurde das später behauptet. Sie habe diesen Plan voll Empörung zurückgewiesen. Alles das ist nur ein ganz unverbürgtes Gerücht, aber ich halte es für wahr.

Und gerade da, als die Sache sozusagen auf dem toten Punkt angelangt war, erfuhr Anna Andrejewna auf einmal durch Lambert von der Existenz eines Briefes, in welchem die Tochter des Fürsten bereits einen Juristen über die Mittel befragt habe, den Vater für irrsinnig erklären zu lassen. Das regte ihren rachsüchtigen, stolzen Geist im höchsten Grade auf. Wenn sie an ihre früheren Gespräche mit mir zurückdachte und eine Menge geringfügiger Umstände in Erwägung zog, so konnte sie an der Wahrheit dieser Mitteilung nicht wohl zweifeln. Da reifte in diesem energischen, unbeugsamen Frauenherzen unwiderstehlich der Plan heran, einen großen Schlag zu führen. Der Plan bestand darin, plötzlich, ohne alle Einleitungen und Vorbereitungen, dem Fürsten alles mitzuteilen, ihn zu erschrecken, ihn aufs tiefste zu erschüttern, ihm darzulegen, daß ihn unvermeidlich das Irrenhaus erwarte, und, wenn er sich sträube und unwillig werde und es nicht glauben wolle, dann ihm den Brief seiner Tochter zu zeigen und ihm zu sagen: „Die Absicht, Sie für irrsinnig erklären zu lassen, hat schon einmal bestanden; um so glaublicher ist sie jetzt, wo Ihre Ehe gehindert werden soll." Des weiteren ging der Plan dahin, den erschrockenen, niedergeschmetterten alten Herrn zu nehmen und nach Petersburg zu überführen, direkt in meine Wohnung!

Das war ein furchtbares Risiko; aber sie vertraute fest

auf ihre Macht. Hier möchte ich einen Augenblick von dem Gange der Erzählung abschweifen und, sehr weit vorgreifend, mitteilen, daß sie sich über die Wirkung des von ihr geführten Schlages nicht geirrt hatte; ja, die Wirkung übertraf sogar alle ihre Erwartungen. Die Nachricht von diesem Briefe wirkte auf den alten Fürsten noch viel stärker, als sie selbst und wir alle es vorausgesetzt hatten. Ich hatte vorher nie gewußt, daß dem Fürsten schon früher etwas von diesem Briefe bekannt gewesen war; aber nach der Gewohnheit aller schwachen, schüchternen Menschen hatte er dem Gerüchte keinen Glauben geschenkt und sich gegen dasselbe aus aller Kraft gewehrt, um in seiner Ruhe nicht gestört zu werden; ja, er hatte sich wegen seiner Leichtgläubigkeit einer unedlen Denkweise beschuldigt. Ich füge noch hinzu, daß die Tatsache der Existenz des Briefes auf Katerina Nikolajewna ebenfalls unvergleichlich viel stärker wirkte, als ich selbst es erwartet hatte ... Kurz, es stellte sich heraus, daß dieses Blatt Papier weit wichtiger war, als ich selbst, der ich es in der Tasche trug, annahm. Aber damit habe ich schon gar zu weit vorgegriffen.

Aber warum denn, wird man fragen, gerade in meine Wohnung? Warum wollte sie den Fürsten in unsere kläglichen Stübchen bringen und ihn vielleicht durch die ganze Kümmerlichkeit, die er bei uns um sich sah, erschrecken? Wenn sie ihn schon nicht in sein Haus bringen konnte (denn dort hätte man all ihre Pläne mit einem Male durchkreuzen können), warum dann nicht in eine andere gute Wohnung, wie es Lambert vorgeschlagen hatte? Aber gerade darin lag die ganze Chance des ungewöhnlichen Schrittes, den Anna Andrejewna unternahm.

Hauptsächlich kam es darauf an, dem Fürsten gleich nach seiner Ankunft das Schriftstück vorzulegen; nun aber gab

ich dieses um keinen Preis heraus. Da jedoch keine Zeit zu verlieren war, so entschloß sich Anna Andrejewna im Vertrauen auf ihre Macht, die Sache auch ohne das Schriftstück in Angriff zu nehmen, aber nur für den Fall, daß es ihr gelinge, den Fürsten direkt zu mir zu bringen – und zu welchem Zwecke? Der Zweck war dabei, durch diesen selben Schritt gleichzeitig auch mich zu überrumpeln und sozusagen nach der landläufigen Redensart zwei Sperlinge mit einem Steine totzuwerfen. Sie rechnete darauf, daß die plötzliche, heftige Gemütserschütterung auch auf mich ihre Wirkung nicht verfehlen werde. Ihre Spekulation war diese: wenn ich den alten Herrn in meiner Wohnung erblickte, seine Angst und Hilflosigkeit sähe und die vereinten Bitten aller hörte, dann würde ich nachgeben und das Schriftstück vorlegen! Ich muß gestehen – die Berechnung war schlau und klug und psychologisch richtig; ja, sie wäre beinahe von Erfolg gekrönt worden ... Was den alten Mann betraf, so bestand das Mittel, durch das ihn Anna Andrejewna damals überredete und ihn veranlaßte, ihr auf ihr bloßes Wort zu glauben, eben in dem Hinweise darauf, daß sie ihn zu mir bringen werde. Alles das habe ich in der Folgezeit erfahren. Schon allein die Mitteilung, daß dieses Schriftstück sich in meinem Besitze befinde, hatte in seinem schüchternen Herzen die letzten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Tatsache verscheucht – so sehr liebte und schätzte er mich!

Ich merke noch an, daß Anna Andrejewna selbst keinen Augenblick daran zweifelte, daß das Schriftstück noch in meinem Besitze sei und ich es noch nicht aus den Händen gelassen hätte. Ein Hauptpunkt war, daß sie meinen Charakter falsch auffaßte und in zynischer Weise auf meine Unschuld, meine Gutherzigkeit, ja sogar auf meine Empfind-

samkeit rechnete; andrerseits aber nahm sie an, daß ich, selbst wenn ich mich entschlösse, den Brief zum Beispiel Katerina Nikolajewna auszuhändigen, dies nur unter ganz besonderen Umständen tun würde, und dem Eintritt eben dieser Umstände beeilte sie sich durch einen plötzlichen, überraschenden Schlag zuvorzukommen.

Und schließlich war sie in diesem ganzen Plane noch von Lambert bestärkt worden. Ich habe schon gesagt, daß Lamberts Situation in dieser Zeit eine höchst kritische war: dieser Verräter wünschte lebhaft, mich Anna Andrejewna abspenstig zu machen, damit ich mit ihm zusammen das Schriftstück an Frau Achmakowa verkaufen möchte, was er aus einem bestimmten Grunde für vorteilhafter hielt. Aber da ich das Schriftstück bis zum letzten Augenblick um keinen Preis herausgab, so beschloß er, für den Fall der Not auch mit Anna Andrejewna zusammen zu operieren, um nicht etwa gar jedes Vorteils verlustig zu gehen, und drängte ihr deshalb bis zur letzten Stunde mit Gewalt seine Dienste auf, und ich weiß, daß er ihr sogar anbot, ihr erforderlichenfalls einen Geistlichen zu besorgen ... Aber Anna Andrejewna hatte ihn mit einem geringschätzigen Lächeln gebeten, davon weiter nicht zu reden. Lambert kam ihr furchtbar ungebildet vor und erweckte ihren größten Widerwillen; aber vorsichtshalber nahm sie doch seine Dienste an, die zum Teil in Spionage bestanden. Apropos, ich weiß auch heute noch nicht sicher, ob sie meinen Wirt Peter Ippolitowitsch bestochen hatten oder nicht, und ob er von ihnen damals etwas für seine Dienste bekommen hat oder bloß so aus Vergnügen am Intrigieren in ihren Bund eingetreten war; aber jedenfalls spionierte auch er mir nach, und ebenso seine Frau – das weiß ich bestimmt.

Der Leser wird es jetzt verstehen, daß ich, obgleich man

mich zum Teil darauf vorbereitet hatte, doch in keiner Weise vermuten konnte, daß ich am nächsten oder zweitnächsten Tage den alten Fürsten bei mir in meiner Wohnung und in solcher Umgebung finden würde. Ich hätte ja auch eine solche Kühnheit von Anna Andrejewna schlechterdings nicht erwarten können! Mochte sie auch von dergleichen reden und allerlei Andeutungen machen; aber einen Entschluß zu fassen und ans Werk zu gehen und ein solches Unternehmen tatsächlich auszuführen – nein, das muß ich sagen, das zeugt von großer Charakterfestigkeit!

II

Ich fahre fort.

Ich wachte am andern Morgen erst spät auf; ich hatte ungewöhnlich fest und traumlos geschlafen, woran ich mich noch mit Verwunderung erinnere, so daß ich mich nach dem Aufwachen geistig wieder außerordentlich frisch fühlte, gerade als ob der ganze vorhergehende Tag nicht dagewesen wäre. Ich nahm mir vor, zu Mama zunächst nicht heranzugehen, sondern mich geradeswegs nach der Friedhofskirche zu begeben, um dann nach der Leichenfeier mit Mama nach ihrer Wohnung zurückzukehren und mich von Mama den ganzen Tag über nicht mehr zu trennen. Ich war fest davon überzeugt, daß ich „ihn" heute bestimmt bei Mama zu sehen bekommen würde, früher oder später, aber sicher.

Alfonsina und der Wirt hatten die Wohnung schon längst verlassen. Die Wirtin mochte ich nach nichts fragen und hatte mir überhaupt vorgenommen, alle Beziehungen zu ihnen abzubrechen und sogar so bald wie möglich aus der Wohnung auszuziehen; daher legte ich, sobald mir der Kaffee gebracht war, an der Tür sogleich wieder den Haken

vor. Aber auf einmal wurde an die Tür geklopft; zu meiner Verwunderung gab sich der Klopfende als Trischatow zu erkennen.

Ich öffnete sofort und bat ihn erfreut, hereinzukommen; aber er lehnte dies ab.

„Ich will Ihnen nur zwei Worte von der Schwelle aus sagen ... oder ich will doch lieber hereinkommen, denn ich glaube, man muß hier im Flüsterton sprechen; aber hinsetzen werde ich mich bei Ihnen nicht. Sie betrachten meinen häßlichen Paletot: das kommt daher, daß Lambert mir den Pelz weggenommen hat."

In der Tat trug er einen alten, schäbigen, für seine Figur viel zu langen Paletot. Er stand mit düsterer, trauriger Miene vor mir; die Hände hatte er in die Taschen gesteckt, den Hut auf dem Kopfe behalten.

„Ich will mich nicht hinsetzen, ich will mich nicht hinsetzen. Hören Sie mal, Dolgoruki, ich weiß keine Details, aber ich weiß, daß Lambert gegen Sie eine Verräterei plant, für ganz nahe Zeit und mit festem Vorsatze – das ist sicher. Darum nehmen Sie sich in acht! Der Pockennarbige hat sich im Gespräche mit mir ein Wort zuviel entschlüpfen lassen – erinnern Sie sich wohl noch an den Pockennarbigen? Aber er sagte nicht, um was es sich handelt, so daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann. Ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen. Adieu!"

„Aber so setzen Sie sich doch, lieber Trischatow! Ich bin zwar eilig; aber ich freue mich so, Sie zu sehen ..." rief ich.

„Ich setze mich nicht, ich setze mich nicht; aber daß Sie sich freuen, mich zu sehen, das werde ich Ihnen dankbar gedenken. Ach, Dolgoruki, wozu soll ich andere Leute zu täuschen suchen: ich habe mit vollem Bewußtsein und mit

freiem Willen bei allen möglichen Schändlichkeiten mitgewirkt, ich sage Ihnen, bei solchen Gemeinheiten, daß ich mich schäme, sie vor Ihren Ohren auch nur zu erwähnen. Wir sind jetzt bei dem Pockennarbigen ... Leben Sie wohl! Ich bin nicht wert, mich bei Ihnen hinzusetzen."

„Reden Sie doch nicht so, lieber Trischatow ..."

„Nein, sehen Sie, Dolgoruki: allen andern gegenüber benehme ich mich dreist und werde jetzt anfangen, ein flottes Leben zu führen; ich werde mir bald einen noch besseren Pelz machen lassen und mit Trabern fahren. Aber im stillen werde ich mir doch bewußt sein, daß ich mich bei Ihnen nicht hingesetzt habe, weil ich mich selbst verurteilt habe und Ihnen gegenüber ein unwürdiges Subjekt bin. Das wird mir doch eine angenehme Erinnerung in dem ehrlosen Schlemmerleben sein, das ich nun führen werde. Na, nun adieu, adieu! Auch die Hand gebe ich Ihnen nicht: nimmt ja doch nicht einmal Alfonsina meine Hand. Und bitte, begleiten Sie mich nicht, und kommen Sie auch nicht zu mir; wir haben einen Kontrakt."

Der sonderbare junge Mensch drehte sich um und ging hinaus. Ich hatte nur keine Zeit, nahm mir aber vor, ihn jedenfalls bald aufzusuchen, sowie ich nur unsere Angelegenheiten würde in Ordnung gebracht haben.

Den weiteren Verlauf dieses ganzen Vormittags will ich nicht schildern, obgleich ich vieles davon erwähnen könnte. Werssilow war zur Beerdigung nicht in der Kirche, und aus der Miene der Meinigen war, schon ehe der Sarg vom Hause zur Kirche gebracht wurde, zu schließen gewesen, daß sie ihn in der Kirche nicht erwarteten. Mama betete andächtig und war augenscheinlich ganz in das Gebet versenkt. Am Sarge standen nur noch Tatjana Pawlowna und Lisa. Aber ich lasse mich auf keine, gar keine Schilde-

rung ein. Nach der Beerdigung kehrten wir alle nach Hause zurück und setzten uns zu Tische, und wieder merkte ich an den Gesichtern, daß er wahrscheinlich auch bei Tische nicht erwartet wurde. Als wir vom Tische aufstanden, trat ich zu Mama, umarmte sie innig und wünschte ihr Glück zum Geburtstage; dasselbe tat nach mir auch Lisa.

„Höre, Arkadi," flüsterte mir Lisa heimlich zu, „sie erwarten ihn."

„Das merke ich, Lisa; das sehe ich."

„Er wird gewiß kommen."

„Also müssen sie doch genaue Nachrichten haben," dachte ich, aber ich erkundigte mich nicht danach. Ich will zwar meine Gefühle nicht schildern; aber dieses ganze Rätsel legte sich trotz all meiner geistigen Frische doch auf einmal wie ein Stein auf mein Herz. Wir setzten uns alle im Wohnzimmer mit Mama um den runden Tisch. Oh, welch eine Herzensfreude war es mir, mit ihr zusammen zu sein und sie anzusehen! Mama bat mich, etwas aus dem Neuen Testamente vorzulesen. Ich las ein Kapitel aus Lucas. Sie weinte nicht und war nicht einmal sehr traurig; aber noch nie war mir ihr Gesicht so geistig belebt erschienen. In ihrem stillen Blicke leuchtete ein Gedanke; aber ich konnte in keiner Weise merken, daß sie unruhig auf etwas warte. Das Gespräch verstummte keinen Augenblick: es wurden viele Erinnerungen an den Verstorbenen vorgebracht; auch Tatjana Pawlowna erzählte vieles von ihm, was mir vorher ganz unbekannt gewesen war. Und überhaupt, wenn ich es niederschreiben wollte, an interessantem Stoff wäre kein Mangel. Sogar Tatjana Pawlowna hatte ihr gewöhnliches Wesen vollständig geändert: sie war sehr sanft, sehr freundlich und namentlich auch sehr ruhig, obgleich sie viel sprach, um Mama zu zerstreuen. Aber eine

Einzelheit habe ich gut im Gedächtnis behalten: Mama saß auf dem Sofa, und links von dem Sofa lag auf einem besonderen runden Tischchen, anscheinend zu irgendwelchem besonderen Zwecke zurechtgelegt, ein altertümliches Heiligenbild ohne verzierte Einfassung, nur mit Heiligenscheinen um die Köpfe der Heiligen, deren zwei darauf dargestellt waren. Dieses Bild hatte Makar Iwanowitsch gehört, das wußte ich, und ich wußte auch, daß der Verstorbene sich nie von diesem Bilde getrennt und es für wundertätig gehalten hatte. Tatjana Pawlowna blickte mehrmals danach hin.

„Hör mal, Sofja," sagte sie, indem sie den Gegenstand des Gesprächs plötzlich wechselte, „warum soll das Heiligenbild so daliegen? Wollen wir es nicht auf einen Tisch stellen und an die Wand lehnen und ein Lämpchen davor anzünden?"

„Nein, wir wollen es lieber so lassen, wie es jetzt ist," sagte Mama.

„Nun ja, gewiß. Es sieht sonst gar zu feierlich aus . . ."

Ich verstand damals nichts von dem Gesagten; aber die Sache war die, daß Makar Iwanowitsch dieses Heiligenbild schon längst mündlich Andrei Petrowitsch vermacht hatte und Mama es ihm jetzt zu übergeben beabsichtigte.

Es war schon fünf Uhr nachmittags: unser Gespräch dauerte immer noch fort; da auf einmal bemerkte ich auf Mamas Gesicht eine Art von Zittern; sie richtete sich schnell gerade und horchte, während Tatjana Pawlowna, die gerade etwas sagte, weitersprach, ohne etwas zu bemerken. Ich wandte mich sogleich zur Tür hin und erblickte kurz darauf im Rahmen der Tür Andrei Petrowitsch. Er war nicht von der vorderen

Haustür, sondern von dem hinteren Eingang her gekommen, durch die Küche und den Flur, und Mama war von uns allen die einzige gewesen, die seine Schritte gehört hatte. Jetzt will ich die ganze wahnsinnige Szene, die nun folgte, schildern, jedes Wort und jede Gebärde; diese Szene war nur kurz.

Zunächst bemerkte ich in seinem Gesichte nicht die geringste Veränderung, wenigstens nicht auf den ersten Blick. Gekleidet war er wie immer, das heißt beinahe stutzerhaft. In der Hand hatte er ein kleines, aber kostbares Bukett frischer Blumen. Er trat zu Mama und überreichte es ihr lächelnd; diese sah ihn mit ängstlicher Verwunderung an, nahm aber das Bukett hin, und auf einmal wurden ihre blassen Wangen von einer leichten Röte belebt, und in ihren Augen leuchtete die Freude.

„Ich wußte, daß du es so aufnehmen würdest, Sofja," sagte er.

Da wir alle bei seinem Eintritt aufgestanden waren, so nahm er, als er an den Tisch trat, Lisas Stuhl, der links neben Mama stand, und setzte sich darauf, ohne zu bemerken, daß er einen fremden Platz einnahm. Auf diese Weise befand er sich unmittelbar neben dem Tischchen, auf dem das Heiligenbild lag.

„Ich sage euch allen Guten Tag. Sofja, ich wollte dir heute unter allen Umständen dieses Bukett zu deinem Geburtstage bringen; und darum bin ich auch nicht zur Beerdigung gekommen, um nicht zu einem Toten mit einem Bukett zu gehen; und ich weiß, du hast mich auch selbst nicht zur Beerdigung erwartet. Der alte Mann wird über diese Blumen gewiß nicht böse sein, da er doch selbst uns die Freude vermacht hat, nicht wahr? Ich denke mir, er ist jetzt hier irgendwo im Zimmer."

Mama sah ihn befremdet an; Tatjana Pawlowna zuckte ordentlich zusammen.

„Wer soll hier im Zimmer sein?" fragte sie.

„Der Verstorbene. Aber reden wir nicht davon. Ihr wißt ja, daß jemand, der an all diese Wunder nicht so recht glaubt, immer ganz besonders zum Aberglauben neigt ... Aber ich will lieber von dem Bukett sprechen; wie ich es hergebracht habe, das ist mir unbegreiflich. Dreimal wandelte mich unterwegs die Lust an, es in den Schnee zu werfen und es mit dem Fuße zu zerstampfen."

Mama fing an zu zittern.

„Es war ein überaus heftiges Verlangen, das mich überkam. Habe mit mir und meinem armen Kopfe Mitleid, Sofja! Ich wollte es deswegen, weil das Bukett gar zu schön ist. Was ist von allen Dingen auf der Welt schöner als eine Blume? Ich trage sie in der Hand, und rings umher ist Schnee und Kälte. Unsere Kälte und Blumen – welch ein Gegensatz! Aber das wollte ich eigentlich nicht sagen, sondern dies: ich wollte das Bukett einfach zertreten, weil es so schön ist. Sofja, wenn ich jetzt auch wieder verschwinde, so werde ich doch sehr bald wieder zurückkehren; denn ich glaube, ich werde Angst bekommen. Und wenn ich Angst bekomme, wer wird mich dann von meiner Furcht heilen, wo werde ich einen guten Engel wie Sofja hernehmen? ... Was habt ihr da für ein Heiligenbild? Ah, ich erinnere mich, es hat dem Verstorbenen gehört. Es war ein Erbstück in seiner Familie, schon von seinem Großvater her; er hat sich sein lebelang nicht von ihm getrennt; ich weiß, ich erinnere mich, er hat es mir vermacht; ich erinnere mich ganz genau ... ich glaube, es rührt von Altgläubigen her ... laßt es mich doch einmal besehen!"

Er nahm das Heiligenbild in die Hand, hielt es nahe an die Kerze und blickte es starr an; aber nachdem er es nur einige Sekunden lang so gehalten hatte, legte er es vor sich hin auf den Tisch. Ich war erstaunt; aber all diese sonderbaren Reden, die er führte, kamen mir so überraschend, daß ich noch nicht darüber ins klare kommen konnte. Ich erinnere mich nur, daß ein krankhaftes Angstgefühl sich meines Herzens bemächtigte. Mamas Schrecken ging in zweifelndes Staunen und in Mitleid über; sie sah in ihm vor allen Dingen den Unglücklichen: es war auch früher schon manchmal vorgekommen, daß er beinahe ebenso seltsam geredet hatte wie jetzt. Lisa wurde auf einmal aus irgendwelchem Grunde sehr blaß und machte mir in sonderbarer Art ein Zeichen mit dem Kopfe nach ihm hin. Aber am meisten von allen war Tatjana Pawlowna erschrocken.

„Aber was ist denn nur mit Ihnen, lieber Andrei Petrowitsch?" fragte sie vorsichtig.

„Wirklich, ich weiß selbst nicht, was mit mir ist, liebe Tatjana Pawlowna. Beunruhigen Sie sich nicht; ich erinnere mich noch, daß Sie Tatjana Pawlowna und ein liebes, gutes Wesen sind. Ich bin aber nur auf einen Augenblick herangekommen; ich wollte Sofja gern etwas Freundliches sagen und suche nun nach einem solchen Worte, obwohl mein Herz voll von Worten ist, die ich nur nicht auszusprechen imstande bin; allerdings sind es ja recht sonderbare Worte. Wißt ihr, ich habe die Empfindung, als ob mein ganzer Mensch gleichsam in zwei Teile gespalten würde," fuhr er fort, indem er uns alle ringsherum mit furchtbar ernstem Gesichte und durchaus unverstellter Mitteilsamkeit anblickte. „Wirklich, ich spalte mich geistig in zwei Teile und fürchte mich davor entsetzlich. Es ist, als ob ein Doppelgänger neben einem stände; man

ist selbst klug und verständig, aber der andere will durchaus neben einem irgendeinen sinnlosen Streich begehen, manchmal auch etwas sehr Lustiges; und auf einmal bemerkt man, daß man selbst derjenige ist, der diesen lustigen Streich begehen will. Gott weiß, warum man es will, das heißt, man will es gewissermaßen ungern, man will es, obwohl man sich dagegen mit aller Kraft sträubt. Ich habe einmal einen Arzt gekannt, der bei dem Begräbnisse seines Vaters in der Kirche auf einmal anfing zu pfeifen. Wahrhaftig, ich habe mich heute gefürchtet, zu dem Begräbnisse zu kommen, weil sich, ich weiß nicht warum, in meinem Kopfe die feste Vorstellung gebildet hatte, ich würde auf einmal lospfeifen oder loslachen wie dieser unglückliche Arzt, der ein recht schlimmes Ende genommen hat ... Und wirklich, ich weiß nicht, warum ich heute immer an diesen Arzt denken muß, und zwar dermaßen, daß ich von dem Gedanken gar nicht loskommen kann. Siehst du, Sofja, da habe ich nun das Heiligenbild wieder in die Hand genommen" (er hatte es vom Tische genommen und drehte es in den Händen hin und her), „und weißt du, ich habe die größte Lust, es jetzt, in dieser Sekunde, an den Ofen zu schmettern, gleich an diese Ecke da. Ich glaube bestimmt, daß es gleich in zwei Stücke zerspaltet, nicht in mehr und nicht in weniger Stücke."

Das Schlimmste dabei war, daß er das alles ohne jeden Schein von Verstellung und ohne alles herausfordernde Wesen vorbrachte; er sagte es ganz einfach und schlicht, aber um so schrecklicher wirkte es; und er schien sich tatsächlich gewaltig vor etwas zu fürchten, denn ich bemerkte plötzlich, daß seine Hände leise zitterten.

„Andrei Petrowitsch!" rief Mama und schlug die Hände zusammen.

„Laß das Bild, laß das Bild, Andrei Petrowitsch, laß es, leg es hin!“ rief Tatjana Pawlowna aufspringend. „Zieh dich aus und leg dich ins Bett! Arkadi, hol den Arzt!“

„Aber . . . aber, warum regt ihr euch so auf?“ sagte er ruhig und ließ einen starren Blick bei uns allen herumgehen.

Dann setzte er plötzlich beide Ellbogen auf den Tisch und stützte den Kopf mit den Händen.

„Ich habe euch erschreckt; aber wißt ihr was, meine Freunde: macht mir eine kleine Freude, indem ihr euch wieder hinsetzt und euch alle wieder beruhigt, – wenn auch nur auf eine Minute! Sofja, ich bin keineswegs hergekommen, um davon zu reden; ich bin hergekommen, um dir etwas mitzuteilen, aber etwas ganz anderes. Lebewohl, Sofja; ich begebe mich wieder auf die Wanderschaft, wie ich schon mehrmals von dir weggegangen bin . . . Nun, natürlich werde ich einmal wieder zu dir kommen – in diesem Sinne bist du für mich unentrinnbar. Zu wem könnte ich denn auch kommen, wenn alles aus ist? Glaub mir, Sofja, daß ich jetzt zu dir als meinem guten Engel gekommen bin und durchaus nicht als zu einem Feinde: wie könntest du denn auch mein Feind sein, wie könntest du mein Feind sein? Denke nicht, daß ich hergekommen bin, um dieses Heiligenbild zu zerschlagen; denn, weißt du was, Sofja, ich habe doch große Lust, es zu zerschlagen . . .“

Als Tatjana Pawlowna kurz zuvor gerufen hatte: „Laß das Bild!“ da hatte sie ihm das Bild aus den Händen genommen und hielt es nun in ihrer eigenen Hand. Auf einmal sprang er bei dem letzten Worte, das er sprach, hastig auf, riß Tatjana Pawlowna das Bild blitzschnell aus der Hand, holte wütend aus und schmetterte es aus

aller Kraft gegen die Ecke des Kachelofens. Das Heiligenbild zersprang genau in zwei Teile ... Er wandte sich plötzlich nach uns um, und sein blasses Gesicht wurde auf einmal rot, beinahe purpurrot, und jeder Muskel in seinem Gesichte zitterte und zuckte.

„Fasse es nicht als sinnbildliche Handlung auf, Sofja! Ich habe es nicht zerschlagen, weil es ein Stück aus Makars Erbschaft war, sondern nur einfach so, um es zu zerschlagen ... Aber ich werde doch zu dir zurückkehren, zu meinem letzten guten Engel! Indessen, meinetwegen kannst du es auch als sinnbildliche Handlung auffassen; denn eine solche ist es ja doch unbedingt! ..."

Nach diesen Worten verließ er eilends das Zimmer, wieder durch die Küche, wo er seinen Pelz und seine Mütze gelassen hatte. Ich will nicht eingehend schildern, was mit Mama vorging: zu Tode erschrocken stand sie da, hob die Arme in die Höhe, faltete die Hände und rief ihm nach:

„Lieber Andrei Petrowitsch, komm doch wenigstens noch einmal zurück, um Abschied zu nehmen!"

„Er wird schon zurückkommen, Sofja, er wird schon zurückkommen! Sei unbesorgt!" schrie Tatjana Pawlowna; sie zitterte am ganzen Leibe in einem furchtbaren Anfall von geradezu tierischer Wut. „Du hast ja gehört, er hat selbst versprochen, zurückzukommen! Laß den tollen Menschen sich nur noch zum letzten Male herumtreiben! Wenn er alt geworden sein wird und nicht mehr wird laufen können, wer wird ihn dann pflegen, wer anders als du, seine alte Wärterin? Das hat er ja selbst geradezu ausgesprochen; er schämt sich nicht ..."

Was uns andere anlangt, so lag Lisa in Ohnmacht. Ich wollte ihm schon nachlaufen, stürzte dann aber zu Mama

hin. Ich schlang die Arme um sie und hielt sie so. Lukerja kam mit einem Glase Wasser für Lisa herbeigelaufen. Aber Mama kam bald wieder zu sich; sie ließ sich auf das Sofa sinken, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in Tränen aus.

„Aber, aber ... aber, so lauf ihm doch nach!" schrie Tatjana Pawlowna, wie wenn sie auf einmal zur Besinnung käme, aus voller Kehle. „Lauf ... lauf ... hol ihn ein, bleib auf Schritt und Tritt bei ihm, lauf, lauf!" rief sie und suchte mich mit aller Kraft von Mama loszuzerren. „Ach, da laufe ich schon lieber selbst!"

„Lieber Arkadi, ach, lauf ihm doch recht schnell nach!" rief plötzlich auch Mama.

Ich rannte Hals über Kopf hinaus, ebenfalls durch die Küche und über den Hof; aber er war nirgends mehr zu sehen. In der Ferne bewegten sich in der Dunkelheit auf dem Trottoir die schwarzen Gestalten von Passanten; ich machte mich daran, ihnen nachzulaufen, und wenn ich einen eingeholt hatte, blickte ich ihm im Vorbeilaufen ins Gesicht. So lief ich bis zur nächsten Straßenkreuzung.

„Irrsinnigen zürnt man nicht," fuhr es mir durch den Kopf; „Tatjana Pawlowna war ja aber ganz grimmig vor Wut auf ihn; also kann er doch gar nicht irrsinnig sein ..."

Oh, ich habe immer die Empfindung gehabt, daß das doch eine sinnbildliche Handlung war, und daß er beabsichtigte, mit etwas unter allen Umständen ein Ende zu machen wie mit diesem Heiligenbilde, und uns, Mama und allen, das zu zeigen. Aber auch der „Doppelgänger" hatte sicherlich neben ihm gestanden; daran war kein Zweifel ...

III

Indes, er war nirgends zu erblicken, und nach seiner Wohnung zu laufen, schien auch zwecklos; es war schwer zu glauben, daß er so einfach nach Hause gegangen sein sollte. Auf einmal blitzte ein Gedanke in meinem Kopfe auf, und ich rannte spornstreichs zu Anna Andrejewna.

Anna Andrejewna war schon zurückgekehrt, und ich wurde sofort vorgelassen. Ich ging zu ihr hinein und suchte mich nach Möglichkeit zu beherrschen. Ohne mich hinzusetzen, erzählte ich ihr geradezu die Szene, die sich soeben abgespielt hatte, das heißt namentlich das von dem „Doppelgänger". Niemals werde ich die gespannte, aber mitleidslos ruhige, selbstbewußte Neugier vergessen und verzeihen, mit der sie, ebenfalls ohne sich hinzusetzen, mich anhörte.

„Wo ist er? Sie wissen es vielleicht?" schloß ich in energischem Tone. „Tatjana Pawlowna wollte mich gestern zu Ihnen schicken . . ."

„Ich habe Sie schon gestern bitten lassen, zu mir zu kommen. Gestern war er in Zarskoje Selo und kam dabei auch zu mir. Jetzt aber" (sie blickte nach der Uhr), „jetzt ist es sieben . . . Also wird er wahrscheinlich bei sich zu Hause sein."

„Ich sehe, daß Sie alles wissen – also reden Sie doch, reden Sie!" rief ich.

„Ich weiß manches; alles weiß ich nicht. Natürlich hat es keinen Zweck, Ihnen etwas zu verbergen . . ." (sie maß mich lächelnd und wie überlegend mit einem seltsamen Blicke). „Gestern morgen hat er Katerina Nikolajewna, als Antwort auf ihren Brief, einen formellen Heiratsantrag gemacht."

„Das ist nicht wahr!“ rief ich und riß die Augen weit auf.

„Der Brief ist durch meine Hände gegangen; ich selbst habe ihn ihr unerbrochen überbracht. Diesmal ist er ‚ritterlich‘ verfahren und hat mir nichts verheimlicht.“

„Anna Andrejewna, ich verstehe das nicht!“

„Es ist allerdings schwer zu verstehen; aber es ist in der Art eines Spielers gehandelt, der sein letztes Goldstück auf den Tisch wirft und dabei schon den Revolver in der Tasche in Bereitschaft hält – das ist der Sinn seines Antrages. Von zehn Chancen sind neun dafür, daß sie seinen Antrag nicht annimmt; aber doch hat er auf diese eine zehnte Chance gerechnet, und ich muß gestehen, das ist sehr interessant; übrigens, meiner Ansicht nach ... meiner Ansicht nach kann das eine geistige Störung gewesen sein, eben jener ‚Doppelgänger‘, wie Sie es soeben so gut bezeichnet haben.“

„Und Sie lachen noch? Und kann ich etwa glauben, daß Sie den Brief übergeben haben? Sie sind ja doch die Braut ihres Vaters? Ich bitte Sie um alles in der Welt, Anna Andrejewna!“

„Er bat mich, ich möchte meine eigene Zukunft seinem Lebensglücke zum Opfer bringen. Übrigens, eigentlich gebeten hat er mich nicht: das wurde alles in schweigsamer Weise erledigt; ich habe alles nur in seinen Augen gelesen. Ach, mein Gott, was ist denn da groß zu verwundern: er ist ja doch nach Königsberg zu Ihrer lieben Mutter gefahren, um ihre Einwilligung zu seiner Verheiratung mit Frau Achmakowas Stieftochter zu erbitten; das hat ja doch die größte Ähnlichkeit damit, daß er mich gestern zu seiner Bevollmächtigten und Vertrauten erwählte.“

Sie war ein wenig blaß. Aber ihre Ruhe war nichts

anderes als forcierter Sarkasmus. Oh, ich verzieh ihr vieles in diesem Augenblicke, wo ich die Sache allmählich begriff. Ungefähr eine Minute lang dachte ich nach; sie schwieg und wartete.

„Wissen Sie," sagte ich dann lächelnd, „Sie haben den Brief deswegen übergeben, weil für Sie keinerlei Gefahr damit verbunden war, da die Ehe ja doch nicht zustande kommt; aber was wird aus ihm? Und schließlich auch aus ihr? Selbstverständlich wird sie seinen Antrag ablehnen, und dann... was kann sich dann ereignen? Wo ist er jetzt, Anna Andrejewna?" rief ich. „Jetzt ist jede Minute kostbar; jeden Augenblick kann ein Unglück geschehen!"

„Er ist bei sich zu Hause, wie ich Ihnen schon gesagt habe. In seinem gestrigen Briefe an Katerina Nikolajewna, den ich ihr übergeben habe, hat er sie ‚in jedem Falle' um eine Zusammenkunft bei sich in seiner Wohnung gebeten, heute, Punkt sieben Uhr abends. Und sie hat es ihm versprochen."

„Sie soll zu ihm in seine Wohnung kommen? Wie ist das möglich?"

„Warum nicht? Die Wohnung gehört Darja Onisimowna; sie können sich beide sehr wohl da als deren Gäste treffen..."

„Aber sie fürchtet sich vor ihm... er kann sie töten!"

Anna Andrejewna lächelte nur.

„Katerina Nikolajewna hegt trotz all ihrer Furcht, die ich selbst an ihr bemerkt habe, dennoch von früher her immer noch eine gewisse Verehrung und Bewunderung für Andrei Petrowitschs vornehme Denkweise und ideale Geistesrichtung. Diesmal will sie ihm Vertrauen schenken, um mit ihm für immer zu einem Abschluß zu kommen. In seinem Briefe hat er ihr in feierlichster, ritterlichster Weise

sein Wort darauf gegeben, daß sie nichts zu befürchten habe ... Kurz, ich kann mich zwar auf die einzelnen Ausdrücke nicht besinnen, aber sie schenkte den Versicherungen Glauben ... sozusagen zum letzten Male ... und sozusagen, indem sie diese Versicherungen selbst mit den heldenhaftesten Gefühlen erwiderte. Es kann da zu einem Kampfe kommen, der von beiden Seiten in ritterlicher Weise geführt wird."

„Aber der Doppelgänger, der Doppelgänger!" rief ich. „Er hat ja doch den Verstand verloren."

„Als Katerina Nikolajewna gestern ihr Wort darauf gab, daß sie zu der Zusammenkunft erscheinen werde, da hat sie einen solchen Fall nicht als möglich in Rechnung gestellt."

Ich drehte mich plötzlich um und lief weg ... Selbstverständlich zu ihm, zu ihm! Aber aus dem nächsten Zimmer kehrte ich noch einmal für eine Sekunde zurück.

„Ihnen ist es vielleicht ganz erwünscht, wenn er sie tötet!" rief ich und rannte aus dem Hause.

Trotzdem ich am ganzen Leibe wie bei einem Fieberanfall zitterte, ging ich ganz leise in die Wohnung hinein, durch die Küche, und bat die Köchin flüsternd, Darja Onisimowna zu mir herauszurufen; aber sie kam in diesem Augenblicke schon von selbst heraus und sah mich, ohne ein Wort zu sagen, mit einem festen, fragenden Blicke an.

„Er ... er ist nicht zu Hause."

Aber ich setzte ihr, hastig flüsternd, kurz und bestimmt auseinander, daß ich von Anna Andrejewna alles erfahren hätte und selbst soeben von ihr herkäme.

„Darja Onisimowna, wo sind sie?"

„Sie sind in seinem Zimmer, in demselben, wo Sie vorgestern gesessen haben; sie sitzen am Tische ..."

„Darja Onisimowna, lassen Sie mich dorthin!"

„Wie wäre das möglich!"

„Nicht dorthin, sondern in das Zimmer nebenan. Darja Onisimowna, vielleicht wünscht das Anna Andrejewna selbst. Wenn sie das nicht wünschte, würde sie mir nicht gesagt haben, daß sie hier sind. Sie werden mich nicht hören ... sie selbst wünscht es ..."

„Aber wenn sie es nun nicht wünscht?" versetzte Darja Onisimowna, ohne ihren festen Blick von mir abzuwenden.

„Darja Onisimowna, ich denke an Ihre Olga ... lassen Sie mich hinein!"

Lippen und Kinn fingen ihr auf einmal an zu zittern.

„Lieber Freund, um Olgas willen ... um Ihrer Teilnahme willen ... Aber lassen Sie Anna Andrejewna nicht im Stich, lieber Freund! Lassen Sie sie nicht im Stich, nein? Sie werden sie nicht im Stich lassen?"

„Nein, ich werde sie nicht im Stich lassen."

„Geben Sie mir Ihr heiliges Ehrenwort, daß Sie nicht zu ihnen hereinlaufen und nicht aufschreien werden, wenn ich Sie da hinstelle!"

„Ich schwöre es bei meiner Ehre, Darja Onisimowna!"

Sie faßte mich am Rock, führte mich in ein dunkles Zimmer neben dem, wo sie saßen, führte mich kaum hörbar über den weichen Teppich an die Tür, stellte mich unmittelbar neben die zugezogene Portiere und zeigte mir die beiden, indem sie ein ganz kleines Eckchen der Portiere aufhob.

Ich blieb stehen, und sie ging weg. Natürlich blieb ich stehen. Ich war mir dessen bewußt, daß ich horchte, ein fremdes Geheimnis erhorchte; aber ich blieb stehen. Wie hätte ich denn auch nicht stehen bleiben sollen; ich dachte an den Doppelgänger. Hatte er doch schon vor meinen Augen ein Heiligenbild zerschlagen!

IV

Sie saßen einander an demselben Tische gegenüber, an welchem ich mit ihm zwei Tage vorher auf seine „Wiedergeburt" getrunken hatte; ich konnte ihre Gesichter vollständig sehen. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid und war schön und anscheinend ruhig wie immer. Er redete, und sie hörte ihm mit außerordentlicher, zuvorkommender Aufmerksamkeit zu. Vielleicht war ihr eine gewisse Ängstlichkeit anzumerken. Er seinerseits befand sich in furchtbarer Aufregung. Bei meiner Ankunft war das Gespräch schon im Gange, und daher konnte ich eine Zeitlang nicht daraus klug werden Ich erinnere mich, daß sie plötzlich fragte:

„Und ich war die Ursache?"

„Nein, die Ursache war ich," antwortete er; „Sie waren nur ohne Ihre Schuld daran schuld. Sie wissen, daß man ohne seine Schuld an etwas schuld sein kann? Das sind die unverzeihlichsten Verschuldungen, und sie finden fast immer ihre Strafe," fügte er mit einem seltsamen Auflachen hinzu. „Und ich habe wirklich einen Augenblick lang gedacht, ich hätte Sie ganz vergessen, und lachte tüchtig über meine dumme Leidenschaft . . . aber das wissen Sie. Indessen: was geht mich der Mensch an, den Sie heiraten wollen? Ich habe Ihnen gestern einen Antrag gemacht; verzeihen Sie diese . . . diese Torheit; aber doch konnte ich sie schlechterdings nicht vermeiden; was hätte ich anders machen können als diese Torheit? Ich weiß es nicht . . ."

Hier lachte er verlegen und hob auf einmal die Augen zu ihr auf; denn bis dahin hatte er beim Reden zur Seite gesehen. Wenn ich an Katerina Nikolajewnas Stelle gewesen wäre, ich hätte über dieses Lachen einen Schreck

bekommen, das fühlte ich. Er stand plötzlich von seinem Stuhle auf.

„Sagen Sie, wie konnten Sie einwilligen, hierher zu kommen?" fragte er, als ob ihm jetzt erst die Hauptsache einfiele. „Meine Aufforderung und mein ganzer Brief waren töricht ... Oder warten Sie einmal: ich könnte es noch verstehen, wie es zuging, daß Sie einwilligten herzukommen; aber warum Sie wirklich gekommen sind, diese Frage kann ich mir nicht recht beantworten. Sind Sie wirklich nur aus Furcht hergekommen?"

„Ich bin hergekommen, um Sie wiederzusehen," erwiderte sie und sah ihn mit einem Blicke voll ängstlicher Vorsicht an.

Beide schwiegen etwa eine halbe Minute lang. Wersilow ließ sich wieder auf den Stuhl sinken und begann mit sanfter, ergriffener, fast zitternder Stimme:

„Ich habe Sie sehr lange nicht gesehen, Katerina Nikolajewna, so lange, daß ich es beinahe nicht mehr für möglich gehalten hätte, jemals wieder, wie jetzt, neben Ihnen zu sitzen, Ihr Gesicht zu betrachten und Ihre Stimme zu hören ... Zwei Jahre lang haben wir uns nicht gesehen, zwei Jahre lang nicht miteinander gesprochen. Ich hätte nicht gedacht, daß ich jemals wieder mit Ihnen sprechen würde. Nun, mag es sein: was vergangen ist, ist vergangen, und was ist, das wird morgen verschwinden wie Rauch, – mag es! Ich habe nichts dagegen, weil ich auch hier wieder nichts daran ändern kann; aber lassen Sie unsere jetzige Zusammenkunft nicht ganz fruchtlos sein," fügte er in beinahe flehendem Tone hinzu. „Wenn Sie mir schon durch Ihr Kommen ein Almosen gespendet haben, so lassen Sie unsere Zusammenkunft nicht ganz fruchtlos sein, sondern beantworten Sie mir eine Frage!"

„Was für eine Frage?"

„Wir werden einander ja nie wiedersehen; was verschlägt es Ihnen also, diese Frage zu beantworten? Sagen Sie einmal in Ihrem ganzen Leben die Wahrheit, auf eine Frage, wie sie verständige Menschen niemals stellen würden: haben Sie mich jemals geliebt, oder ... oder habe ich mich getäuscht?"

Sie wurde rot.

„Ja, ich habe Sie geliebt," antwortete sie.

Das hatte ich erwartet, daß sie das sagen würde: oh, die Wahrheitsliebende, oh, die Aufrichtige, oh, die Ehrenhafte!

„Und jetzt?" fuhr er fort.

„Jetzt liebe ich Sie nicht mehr."

„Und Sie lachen über mich?"

„Nein, ich lächelte soeben unwillkürlich, weil ich vorher wußte, daß Sie fragen würden: ‚Und jetzt?' Und darum lächelte ich; denn man lächelt ja immer, wenn man eine richtige Ahnung gehabt hat ..."

Mir war ganz seltsam zumute; ich hatte sie noch nie so behutsam, ja beinahe schüchtern und verlegen gesehen. Er verschlang sie förmlich mit den Augen.

„Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben ... und ... lieben Sie mich gar nicht?"

„Vielleicht liebe ich Sie gar nicht. Ich liebe Sie nicht," fügte sie mit fester Stimme, und jetzt ohne zu lächeln und zu erröten, hinzu. „Ja, ich habe Sie geliebt, aber nicht lange. Ich habe damals sehr bald aufgehört, Sie zu lieben."

„Ich weiß, ich weiß, Sie sahen, daß ich nicht die Eigenschaften besaß, die Sie wünschten; aber ... was für Eigenschaften wünschen Sie denn an einem Manne? Geben Sie mir das noch einmal an ..."

„Habe ich Ihnen denn das schon jemals angegeben? Was für Eigenschaften ich an einem Manne wünsche? Ich bin eine ganz gewöhnliche Frau; ich bin eine ruhige Frau; ich liebe ... ich liebe heitere Menschen."

„Heitere Menschen?"

„Sie sehen, daß ich nicht einmal verstehe, mit Ihnen zu reden. Ich glaube, wenn Sie es fertiggebracht hätten, mich weniger zu lieben, so würde ich Sie damals liebgewonnen haben," sagte sie, wieder mit einem zaghaften Lächeln.

Die vollste Aufrichtigkeit leuchtete aus ihrer Antwort hervor, und sie verstand zweifellos, daß ihre Antwort die endgültige, alles erklärende und entscheidende Formel zur Bezeichnung ihrer beiderseitigen Beziehungen war. Oh, das hätte doch auch er verstehen müssen! Aber er sah sie mit einem sonderbaren Lächeln an.

„Ist Bjoring ein heiterer Mensch?" fragte er weiter.

„Um den brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen," versetzte sie mit einer gewissen Hast. „Ich heirate ihn nur, weil ich als seine Frau am ehesten ein ruhiges Leben haben werde. Meine ganze Seele behalte ich für mich."

„Man sagt, Sie hätten wieder an der vornehmen Gesellschaft und am geselligen Verkehr Geschmack gefunden?"

„Nicht an der vornehmen Gesellschaft. Ich weiß, daß in unserer Gesellschaft dieselbe Ordnungslosigkeit herrscht wie überall; aber die äußeren Formen sind noch gefällig; wenn man daher lediglich leben will, um das Leben hinzubringen, so kann man das dort eher als sonstwo."

„Ich höre jetzt häufig das Wort ‚Ordnungslosigkeit'; Sie haben wohl damals auch über meine Ordnungslosigkeit, meine Büßerketten, meine Ideen und Dummheiten einen Schreck bekommen?"

„Nein, so war das doch nicht ganz . . ."

„Wie war es denn? Um Gottes willen, sagen Sie mir alles offen und ehrlich!"

„Nun, dann will ich es Ihnen offen und ehrlich sagen, weil ich Sie für einen großen Geist halte . . . Es ist mir an Ihnen immer etwas lächerlich vorgekommen."

Als sie das gesagt hatte, wurde sie auf einmal dunkelrot, wie wenn sie sich bewußt würde, daß sie eine große Unvorsichtigkeit begangen hätte.

„Sehen Sie, für das, was Sie mir da gesagt haben, kann ich Ihnen vieles verzeihen," war seine seltsame Erwiderung.

„Ich habe nicht zu Ende gesprochen," fuhr sie, von Röte übergossen, eilig fort. „Ich bin es vielmehr, die lächerlich ist . . . schon deswegen, weil ich mit Ihnen wie eine Närrin spreche."

„Nein, Sie sind nicht lächerlich; Sie sind nur eine verderbte Weltdame!" sagte er und wurde dabei erschreckend blaß. „Ich habe vorhin ebenfalls nicht zu Ende gesprochen, als ich Sie fragte, warum Sie hergekommen seien. Wollen Sie, daß ich zu Ende spreche? Es existiert da ein Brief, ein Schriftstück, und vor dem haben Sie eine gewaltige Angst, weil Ihr Vater, wenn er diesen Brief in die Hand bekommt, Sie möglicherweise bei seinen Lebzeiten verfluchen wird und Sie für den Fall seines Todes gesetzlich enterben kann. Sie haben Angst vor diesem Briefe und sind um seinetwillen hergekommen," sagte er; er zitterte am ganzen Leibe und klapperte beinahe mit den Zähnen.

Sie hatte ihn mit kummervoller, schmerzlicher Miene angehört.

„Ich weiß, daß Sie mir eine Menge Unannehmlichkeiten bereiten können," sagte sie, wie wenn sie seine Worte von

sich abwehrte; „aber ich bin nicht sowohl hergekommen, um Sie zu bitten, mich nicht zu befehden, sondern vielmehr, um Sie selbst wiederzusehen. Ich habe sogar selbst schon seit langer Zeit sehr gewünscht, mit Ihnen zusammenzukommen. Aber ich finde jetzt, daß Sie derselbe geblieben sind, der Sie früher waren," fügte sie, wie von einem besonderen, bestimmten Gedanken und sogar von einem seltsamen, plötzlichen Gefühle hingerissen, auf einmal hinzu.

„Und Sie hatten gehofft, mich als einen andern wiederzusehen? Und das nach meinem Briefe über Ihre Verderbtheit? Sagen Sie, sind Sie ohne alle Furcht hierhergekommen?"

„Ich bin hergekommen, weil ich Sie früher geliebt habe; aber hören Sie: ich bitte Sie, drohen Sie mir mit nichts, solange wir hier zusammen sind, und erinnern Sie mich nicht an meine törichten Gedanken und Empfindungen. Wenn Sie imstande wären, mit mir von etwas anderem zu sprechen, so würde mich das sehr freuen. Versparen Sie die Drohungen für ein andermal, und lassen Sie uns jetzt von etwas anderem reden... Ich bin wirklich hergekommen, um Sie einen Augenblick zu sehen und zu hören. Nun, und wenn Sie dazu nicht imstande sind, so töten Sie mich ohne weiteres; nur drohen Sie mir nicht, und martern Sie sich nicht selbst vor meinen Augen!" schloß sie und blickte ihn mit einem seltsamen, erwartungsvollen Ausdruck an, als hielte sie es wirklich für möglich, daß er sie tötete.

Er stand wieder vom Stuhle auf, richtete seinen brennenden Blick auf sie und sagte in festem Tone:

„Sie werden von hier weggehen, ohne die geringste Kränkung erlitten zu haben."

„Ach ja, Sie haben ja Ihr Ehrenwort gegeben!" erwiderte sie lächelnd.

„Nein, nicht nur deswegen, weil ich Ihnen in meinem Briefe mein Ehrenwort gegeben habe, sondern weil ich die ganze Nacht über an Sie denken will und denken werde ..."

„Sie wollen sich mit dem Gedanken peinigen?"

„Wenn ich allein bin, stelle ich mir immer Ihr Bild vor Augen. Ich tue weiter nichts als mit Ihnen reden. Ich gehe in Kneipen und Spelunken, und wie zum Kontrast erscheinen Sie sofort vor meinem geistigen Blicke. Aber Sie lachen immer über mich, wie Sie es auch jetzt tun ..."

Er schien, während er das sagte, ganz außer sich zu sein.

„Niemals, niemals habe ich über Sie gelacht!" rief sie tief ergriffen und von innigem Mitleide erfüllt, das sich auf ihrem Gesichte ausprägte. „Wenn ich hergekommen bin, so habe ich nach Kräften alles zu vermeiden gesucht, was Ihnen kränkend sein könnte," fügte sie plötzlich hinzu. „Ich bin hierher gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie beinahe liebe ... Verzeihen Sie, ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt," fügte sie hastig hinzu.

Er lachte auf.

„Warum verstehen Sie nicht, sich zu verstellen? Warum sind Sie so schlicht und einfach, warum sind Sie nicht so wie alle Frauen? ... Wie kann man zu jemandem, den man wegjagt, sagen: ‚Ich liebe Sie beinahe'?"

„Ich habe nur nicht verstanden, mich auszudrücken," sagte sie eilig. „Ich habe eine falsche Wendung gebraucht; das kommt daher, weil ich in Ihrer Gegenwart immer verlegen gewesen bin und nicht zu reden verstanden habe, schon von unserer ersten Begegnung an. Und wenn es auch mit Worten ungeschickt von mir gesagt war, daß ich Sie beinahe liebte, so habe ich es doch in Gedanken fast so gemeint; deshalb habe ich es ja auch gesagt, obwohl ich Sie nur mit so einer ... nun, mit so einer allgemeinen Liebe

liebe, mit der man alle Menschen liebt, und die zu bekennen man sich nicht zu schämen braucht . . ."

Er hörte schweigend zu, ohne seinen brennenden Blick von ihr abzuwenden.

„Ich beleidige Sie natürlich," sagte er wie außer sich. „In der Tat, das ist gewiß das, was man Leidenschaft nennt . . . Ich weiß nur das eine, daß es mit mir zu Ende ist, wenn ich mit Ihnen zusammen bin, und wenn Sie nicht da sind, ebenfalls. Ganz gleich, ob Sie da sind oder nicht da sind, wo Sie auch sein mögen, Sie sind immer bei mir. Ich weiß auch, daß ich imstande bin, Sie sehr zu hassen, noch mehr als zu lieben. Übrigens, ich stelle schon seit langer Zeit über nichts mehr Erwägungen an – mir ist alles gleich. Es tut mir nur leid, daß ich eine solche Frau wie Sie liebgewonnen habe . . ."

Die Stimme versagte ihm; er fuhr, nur mühsam atmend, fort:

„Was ist Ihnen? Befremdet es Sie, daß ich so spreche?" fragte er mit einem matten Lächeln. „Ich glaube, wenn ich Sie dadurch gewinnen könnte, würde ich irgendwo dreißig Jahre lang als Säulenheiliger auf einem Beine stehen . . . Ich sehe, daß ich Ihnen leid tue; Ihr Gesicht sagt: ‚Ich würde dich lieben, wenn ich es könnte; aber ich kann es nicht.' Ja? Nun, das tut nichts; ich besitze keinen Stolz. Ich bin bereit, wie ein Bettler jedes Almosen von Ihnen anzunehmen – hören Sie wohl: jedes . . . Was kann ein Bettler für Stolz besitzen?"

Sie stand auf und trat zu ihm hin.

„Lieber Freund!" sagte sie, indem sie seine Schulter mit der Hand berührte; auf ihrem Gesichte malte sich eine unbeschreibliche Empfindung. „Ich kann solche Reden nicht anhören! Ich werde mein ganzes Leben lang an Sie denken,

als an einen wertvollen Menschen, als an ein großes, edles Herz, als an einen der heiligsten Gegenstände meiner Liebe und Verehrung. Andrei Petrowitsch, verstehen Sie doch, was ich sage: ich muß ja doch einen Grund gehabt haben, weswegen ich hierher gekommen bin, Sie lieber Mensch, mir sowohl einstmals als auch jetzt lieber Mensch! Ich werde es nie vergessen, welchen tiefen Eindruck Sie bei unseren ersten Begegnungen auf mich gemacht haben. Lassen Sie uns als Freunde scheiden, und Sie werden mein Leben lang mein teuerster, liebster Gedanke sein."

„‚Lassen Sie uns scheiden, dann werde ich Sie lieben; ich werde Sie lieben, nur lassen Sie uns scheiden!' Das ist der Sinn. Hören Sie," sagte er mit ganz blassem Gesichte, „geben Sie mir noch ein Almosen: Sie brauchen mich nicht zu lieben, Sie brauchen nicht mit mir zu leben; wir wollen einander nie sehen; ich werde Ihr Sklave sein, sobald Sie mich rufen, und werde sofort verschwinden, wenn Sie mich nicht mehr sehen und hören wollen: nur ... heiraten Sie niemand!"

Das Herz zog sich mir schmerzlich zusammen, als ich diese Worte hörte. Diese naive, entwürdigende Bitte war um so kläglicher und schnitt mir um so mehr ins Herz, da sie so unverhohlen geäußert wurde und so unerhört war. Ja gewiß, er bat um ein Almosen! Aber konnte er überhaupt glauben, daß sie einwilligen würde? Und doch hatte er sich zu einem Versuche erniedrigt, es mit einer Bitte versucht! Diesen letzten Grad des geistigen Verfalls anzusehen war geradezu unerträglich. Alle Züge ihres Gesichtes verzogen sich plötzlich vor Schmerz; aber ehe sie noch hatte ein Wort sagen können, war er schon wieder zur Besinnung gekommen.

„Ich werde Sie vernichten!" sagte er auf einmal mit seltsamer, entstellter, fremd klingender Stimme.

Aber sie antwortete ihm ebenfalls in seltsamer Art, ebenfalls mit einer Stimme, die mit ihrer gewöhnlichen gar keine Ähnlichkeit hatte.

„Wenn ich Ihnen ein solches Almosen gäbe," sagte sie in festem Tone, „so würden Sie sich an mir später noch schlimmer dafür rächen, als Sie es mir jetzt androhen; denn Sie werden es nie vergessen, daß Sie als ein solcher Bettler vor mir gestanden haben . . . Ich kann keine Drohungen von Ihnen hören!" schloß sie beinahe entrüstet und sah ihn fast herausfordernd an.

„‚Drohungen von Ihnen', das heißt von einem solchen Bettler! Ich habe nur gescherzt," sagte er leise mit einem Lächeln. „Ich werde Ihnen nichts tun, seien Sie unbesorgt; gehen Sie ruhig . . . und jenes Schriftstück werde ich mich eifrig bemühen Ihnen zurückzuverschaffen – nur gehen Sie jetzt, gehen Sie! Ich habe Ihnen einen dummen Brief geschrieben, und Sie haben auf den dummen Brief geantwortet und sind hergekommen – wir sind quitt. Bitte, hier!" sagte er und zeigte auf die Tür (sie hatte schon durch dasjenige Zimmer gehen wollen, in dem ich hinter der Portiere stand).

„Verzeihen Sie mir, wenn Sie können!" bat sie, in der Tür noch einmal stehen bleibend.

„Und wie ist's? Wenn wir uns später einmal als die besten Freunde begegnen, werden wir uns dann auch dieser Szene mit herzlichem Lachen erinnern?" sagte er auf einmal; aber alle Muskeln seines Gesichtes zuckten, wie bei einem Menschen, der einen heftigen Krampfanfall durchmacht.

„Oh, das gebe Gott!" rief sie und faltete dabei die Hände vor der Brust; aber sie sah ihm dabei ängstlich ins Gesicht und schien enträtseln zu wollen, was er eigentlich gemeint hatte.

„Gehen Sie nun! Wir haben alle beide viel Verstand; aber Sie ... Oh, Sie sind ganz von meinem Schlage! Ich habe Ihnen einen wahnsinnigen Brief geschrieben, und Sie haben eingewilligt herzukommen, um mir zu sagen, daß Sie ‚mich beinahe lieben'. Nein, Sie und ich, wir sind Patienten desselben Irrsinns! Bleiben Sie immer so irrsinnig, ändern Sie sich nicht, und wir werden noch als Freunde zusammenkommen; das prophezeie ich Ihnen, das schwöre ich Ihnen!"

„Und dann werde ich Sie ganz bestimmt lieben, das fühle ich jetzt schon!" Die Frau in ihr konnte sich nicht enthalten, ihm von der Schwelle her noch diese letzten Worte zuzurufen.

Sie ging hinaus. Eilig und unhörbar ging ich in die Küche; ich blickte Darja Onisimowna, die auf mich wartete, kaum an und lief die Hintertreppe hinunter und über den Hof auf die Straße. Aber ich sah nur noch, wie sie in die Droschke stieg, die an der Haustür auf sie wartete. Ich lief die Straße entlang.

Elftes Kapitel

I

Ich lief zu Lambert. Oh, wie gern ich auch meinen Handlungen an diesem Abend und in dieser ganzen Nacht einen logischen Anstrich geben und auch nur den geringsten vernünftigen Sinn in ihnen finden möchte, so bin ich doch selbst jetzt, wo ich alles schon überdenken kann, völlig außerstande, die Sache in ordentlichem, klarem Zusammenhange darzustellen. Es war da ein Gefühl oder, richtiger gesagt, ein ganzes Chaos von Gefühlen, in denen ich mich naturgemäß verirren mußte. Allerdings war da ein oberstes

Gefühl, das mich in seinem Banne hielt und alle andern Gefühle beherrschte; aber ... soll ich dieses Gefühl bekennen? Ich möchte das um so weniger, da ich nicht überzeugt bin ...

Ich lief, selbstverständlich in größter Aufregung, zu Lambert und jagte ihm und Alfonsina einen gehörigen Schrecken ein. Ich habe immer beobachtet, daß selbst ganz verkommene, moralisch tiefstehende Franzosen in ihrem Hauswesen den größten Wert auf eine gewisse spießbürgerliche Ordnung, auf eine Art von höchst prosaischer, ein für allemal eingeführter Lebensweise legen. Indes begriff Lambert sehr schnell, daß etwas vorgefallen war, und geriet in Entzücken, als er mich endlich bei sich sah und mich endlich in seiner Macht hatte. Das, das allein war es gewesen, woran er diese ganzen Tage über, Tag und Nacht, gedacht hatte! Oh, wie sehr hatte er mich nötig! Und siehe da, als er schon alle Hoffnung verloren hatte, da erschien ich auf einmal ganz von selbst, und noch dazu in einem solchen Zustande von Verrücktheit – gerade in dem Zustande, in dem er mich nötig hatte.

„Lambert, Wein her!" schrie ich. „Wir wollen trinken und Lärm machen! Alfonsina, wo haben Sie Ihre Gitarre?"

Die nun folgende Szene will ich nicht beschreiben, das ist nicht erforderlich. Wir tranken, und ich erzählte ihm alles, alles. Er hörte gespannt zu. Ich schlug ihm geradezu und aus eigener Initiative vor, eine Verschwörung, ein Komplott zu machen. Erstens müßten wir Katerina Nikolajewna durch einen Brief irgendwohin zu uns bestellen ...

„Das läßt sich machen," stimmte mir Lambert bei, der an jedes meiner Worte eine Bemerkung knüpfte.

Zweitens müsse man ihr, um sie von der Richtigkeit der

Sache zu überzeugen, in dem Briefe eine vollständige Abschrift jenes „Schriftstücks" mitschicken, damit sie ohne weiteres sehen könne, daß man sie nicht betrügen wolle.

„Ja, das ist erforderlich, das ist notwendig!" bemerkte Lambert beifällig; mit Alfonsina wechselte er beständig Blicke.

Drittens müsse Lambert selbst sie hinbestellen, von sich aus, als sei er ein Unbekannter, der aus Moskau eingetroffen sei, und ich müsse Wersilow mitbringen.

„Wir können auch Wersilow mit hinzuziehen," sagte Lambert billigend.

„Wir können nicht, wir müssen!" rief ich. „Das ist unumgänglich notwendig. Um seinetwillen wird ja alles in Szene gesetzt!" fügte ich erläuternd hinzu und trank aus meinem Glase einen Schluck nach dem andern. (Wir tranken alle drei; aber ich glaube, ich habe allein die ganze Flasche Champagner ausgetrunken, und sie haben nur so getan). „Ich und Wersilow werden in einem Nebenzimmer sitzen (Lambert, du mußt dafür sorgen, daß auch ein Nebenzimmer dabei ist!), und wenn sie dann auf alles eingeht, sowohl auf den Kaufpreis in Geld als auch auf den andern Kaufpreis (denn gemein sind die Weiber sämtlich), dann komme ich mit Wersilow herein, und wir überführen sie, was für ein gemeines Frauenzimmer sie ist, und wenn dann Wersilow ihre ganze Schändlichkeit erkennt, wird er auf einmal von seiner Leidenschaft kuriert sein, und sie, sie jagen wir mit Fußtritten weg. Aber Bjoring müssen wir auch dabei haben, damit auch der sie kennen lernt!" fügte ich in meiner Raserei hinzu.

„Nein, Bjoring können wir nicht gebrauchen," wollte Lambert einwenden.

„Doch! Der muß dabei sein, der muß dabei sein!" brüllte

ich wieder. „Du begreifst nichts, Lambert, weil du dumm bist! Es soll gerade einen Skandal in den vornehmen Kreisen geben; dadurch rächen wir uns sowohl an der vornehmen Gesellschaft als auch an ihr; mag sie ihre Strafe erhalten! Lambert, sie wird dir einen Wechsel geben ... Mir liegt nichts am Gelde, ich werde auf das Geld spucken; aber du wirst dich danach bücken und es mitsamt meinem Speichel in die Tasche stecken. Aber dafür werde ich sie vernichten!"

„Gewiß, gewiß!" stimmte mir Lambert immer bei. „Da hast du recht ..."

Er wechselte mit Alfonsina fortwährend Blicke.

„Lambert! Sie hegt eine große Verehrung für Werstlow; ich habe mich soeben davon überzeugt," stammelte ich.

„Das ist gut, daß du alles heimlich mit angesehen hast; ich hatte nie gedacht, daß du ein solcher Spion wärest, und daß du so viel Verstand besäßest!"

Er sagte das, um mir zu schmeicheln.

„Du redest Unsinn, Franzose; ich bin kein Spion, aber viel Verstand besitze ich! Aber weißt du, Lambert, sie liebt ihn ja!" fuhr ich, in dem heißen Verlangen mich auszusprechen, fort. „Aber sie heiratet ihn nicht, weil Bjoring ein Gardeoffizier ist und Werstlow nur ein hochherziger Mensch und ein Freund der Menschheit, nach der Meinung dieser Leute eine komische Person und weiter nichts! Oh, sie erkennt diese Leidenschaft und hat ihre Freude daran und kokettiert mit ihm und lockt ihn an; aber heiraten tut sie ihn nicht! Sie ist ein Weib, sie ist eine Schlange! Jedes Weib ist eine Schlange, und jede Schlange ist ein Weib! Ihn müssen wir kurieren; ihm müssen wir die Binde von den Augen reißen: er soll sehen, was sie für eine ist; dann wird er kuriert sein. Ich werde ihn zu dir bringen, Lambert!"

„Das ist das Richtige!“ sagte Lambert, der mir immer Beifall zollte und mir fortwährend zugoß.

Er vermied es ängstlich, mir zu widersprechen und mich dadurch aufzubringen, aus Furcht, ich könnte dann aufhören zu trinken. Sein Verfahren war so plump und augenfällig, daß ich auch damals nicht umhin konnte, es zu bemerken. Aber ich hätte es auch selbst um keinen Preis fertiggebracht, wegzugehen: ich trank und trank und redete und redete und verspürte das größte Verlangen, mich vollständig auszusprechen. Als Lambert hinausgegangen war, um eine zweite Flasche zu holen, spielte Alfonsina auf der Gitarre eine spanische Melodie, und ich fing beinahe an zu weinen.

„Lambert, weißt du denn auch alles?“ rief ich mit tiefer Empfindung. „Diesen Mann müssen wir unbedingt retten, weil er ringsum . . . von Zauberei umgeben ist. Wenn sie ihn heiratete, so würde er sie am Morgen nach der ersten Nacht mit Fußtritten wegjagen . . . denn so etwas kommt vor. So eine gewaltsame, wilde Liebe wirkt wie ein Anfall, wie eine Mordschlinge, wie eine Krankheit, und kaum hat sie ihre Befriedigung erlangt, so fällt einem auch sogleich die Binde von den Augen, und es stellt sich das entgegengesetzte Gefühl ein: Abneigung und Haß und der Wunsch zu zertreten, zu vernichten. Kennst du die Geschichte von Abisag, Lambert? Hast du sie gelesen?“

„Nein, ich erinnere mich nicht; ist es ein Roman?“ murmelte Lambert.

„Oh, du weißt aber auch gar nichts, Lambert! Du bist furchtbar, furchtbar ungebildet . . . aber ich schere mich nicht darum. Ganz egal. Oh, er liebt Mama; er hat ihr Bild geküßt; er wird jene am andern Morgen wegjagen und von selbst wieder zu Mama kommen; aber

dann wird es zu spät sein, und darum müssen wir ihn jetzt retten ..."

Zuletzt fing ich an bitterlich zu weinen, redete aber immer weiter und trank furchtbar viel. Ein charakteristischer Zug bestand darin, daß Lambert den ganzen Abend über auch nicht ein einziges Mal nach dem „Schriftstück" fragte, das heißt, wo es denn sei, und mich nicht ersuchte, es zu zeigen und auf den Tisch zu legen. Man sollte meinen, nichts wäre natürlicher gewesen, als danach zu fragen, da wir doch unsere Operationen verabredeten. Noch ein anderer Zug: wir sprachen nur davon, daß wir „das" tun müßten, und daß wir es unbedingt tun würden; aber davon, wo und wie und wann es geschehen solle, davon sprachen wir ebenfalls kein Sterbenswort! Er pflichtete mir immer nur bei und wechselte Blicke mit Alfonsina, weiter nichts! Allerdings konnte ich damals keine rechten Überlegungen anstellen; aber ich habe das doch im Gedächtnis behalten.

Die Sache endete damit, daß ich bei ihm auf dem Sofa einschlief, ohne mich ausgezogen zu haben! Ich schlief sehr lange und wachte erst sehr spät wieder auf. Ich erinnere mich, daß ich nach dem Erwachen noch eine Zeitlang wie betäubt auf dem Sofa liegen blieb, meine Gedanken zu sammeln und mich zu erinnern suchte und so tat, als ob ich immer noch schliefe. Aber Lambert war nicht mehr im Zimmer anwesend: er war schon ausgegangen. Es war schon zwischen neun und zehn Uhr; in dem geheizten Ofen knisterte das Feuer, genau so wie damals, als ich nach jener Nacht zum erstenmal bei Lambert war. Aber hinter dem Bettschirm bewachte mich Alfonsina: ich bemerkte das sofort, da sie ein paarmal hervorblickte und nach mir hinsah; aber ich machte jedesmal die Augen zu und stellte mich, als ob ich noch schliefe. Ich tat das deshalb, weil ich mich

ganz matt fühlte und über meine Lage nachdenken wollte. Ich erkannte mit Schrecken die ganze Torheit und Schändlichkeit meiner nächtlichen Beichte vor Lambert, meiner Verabredung mit ihm, meines Fehlers, daß ich zu ihm hingelaufen war! Aber Gott sei Dank, das Schriftstück befand sich noch in meinem Gewahrsam, es war immer noch ebenso in meiner Seitentasche eingenäht; ich fühlte mit der Hand hin: es war da! Also brauchte ich nur sofort aufzuspringen und davonzulaufen; mich aber nachher vor Lambert zu schämen, dazu war kein Grund vorhanden: das war Lambert nicht wert.

Aber ich schämte mich vor mir selbst! Ich war mein eigener Richter, und – o Gott, wie sah es in meiner Seele aus! Aber ich will dieses höllische, unerträgliche Gefühl und dieses Bewußtsein meiner Gemeinheit und Schändlichkeit nicht schildern. Bekennen aber muß ich es, denn es ist, wie ich glaube, der richtige Zeitpunkt dafür gekommen. In meinen Aufzeichnungen muß das vermerkt werden. Und so mag es denn jedermann wissen, daß ich nicht darum beabsichtigte, sie mit Schmutz zu bewerfen und beinahe Zeuge zu werden, wie sie Lambert den Kaufpreis entrichtete (o über die Gemeinheit!), nicht darum, um den irrsinnigen Werssilow zu retten und ihn Mama wiederzugeben, sondern weil ... weil ich vielleicht selbst verliebt und eifersüchtig war! Auf wen war ich eifersüchtig: auf Bjoring, auf Werssilow? Auf alle die Herren, denen sie auf dem Balle einen Blick zuwenden und mit denen sie reden würde, während ich in der Ecke stände und mich vor mir selbst schämte? ... O wie unwürdig!

Kurz, ich weiß nicht, auf wen ich eifersüchtig war; aber ich hatte es am vorhergehenden Abend gefühlt und mich so sicher, wie zweimal zwei vier ist, davon überzeugt, daß sie

für mich verloren war, daß diese Frau mich zurückstoßen und mich wegen meiner Heimtücke und Torheit auslachen werde! Sie war wahrheitsliebend und ehrenhaft, und ich – ich war ein Spion und operierte mit Schriftstücken!

Alles dies habe ich seitdem in meinem Herzen verborgen gehalten; aber jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen, und ich ziehe die Summe. Aber ich sage es noch einmal und zum letztenmal: vielleicht habe ich mich zur vollen Hälfte oder gar zu fünfundsiebzig Prozent verleumdet! In jener Nacht haßte ich sie wie ein Wütender und dann wie ein tobender Betrunkener. Ich habe schon gesagt, daß in meinem Kopfe ein Chaos von Gefühlen und Empfindungen vorhanden war, in dem ich mich selbst absolut nicht zurechtfinden konnte. Aber ganz gleich, ich mußte sie hier aussprechen, weil wenigstens ein Teil dieser Gefühle sicherlich nicht bloß eingebildet war.

Mit einem unwiderstehlichen Gefühle des Ekels und mit der festen Absicht, alles wieder in Ordnung zu bringen, sprang ich plötzlich vom Sofa auf; aber kaum hatte ich das getan, als Alfonsina augenblicklich hinter dem Bettschirm hervorsprang. Ich griff nach meinem Pelze und nach meiner Mütze und befahl ihr, Lambert zu bestellen, ich hätte gestern dummes Zeug geredet, eine Dame verleumdet, absichtlich Spaß gemacht; Lambert solle nie wieder wagen, mir nahe zu kommen ... Alles dies brachte ich nur notdürftig und ungeschickt heraus, hastig und auf Französisch und selbstverständlich furchtbar unklar; aber zu meinem Erstaunen verstand Alfonsina alles vortrefflich; was aber dabei das Verwunderlichste war: sie schien sich sogar über etwas zu freuen.

„Oui, oui," stimmte sie mir bei, „c'est une honte! Une

dame . . . Oh, vous êtes généreux, vous! Soyez tranquille, je ferai voir raison à Lambert . . .“

Ich hätte, sogar in jenem Augenblicke, angesichts einer so unerwarteten Wandlung in ihren Gefühlen und somit aller Wahrscheinlichkeit nach auch in denen Lamberts, erstaunt stehen bleiben müssen. Indessen ging ich schweigend hinaus; in meiner Seele war alles trübe und unklar, und meine Denkkraft funktionierte nur mangelhaft. Oh, später habe ich mir alles zurechtgelegt; aber da war es schon zu spät! Oh, was für eine teuflische Machination kam da zutage! Ich will hier haltmachen und sie im voraus klarlegen, da es dem Leser sonst nicht möglich sein würde, sie zu verstehen.

Die Sache war die, daß ich schon bei meinem ersten Zusammensein mit Lambert, damals, als ich in seiner Wohnung auftaute, ihm dummerweise hingestammelt hatte, daß das Schriftstück in meiner Tasche eingenäht sei. Damals war ich bei ihm für eine Weile in der Sofaecke eingeschlafen, und Lambert hatte unverzüglich meine Tasche befühlt und sich überzeugt, daß das Papier tatsächlich darin eingenäht war. Später hatte er mehrere Male festgestellt, daß das Papier noch da war: so zum Beispiel erinnere ich mich, daß er während unseres Diners bei den Tataren mich expreß mehrere Male um die Taille faßte. Als er endlich erkannt hatte, welche Wichtigkeit dieses Papier besaß, da hatte er einen Plan entworfen, den ich ihm überhaupt nicht zugetraut hätte. Ich Dummkopf hatte mir die ganze Zeit über vorgestellt, daß er mich einzig deswegen so hartnäckig zu sich einlüde, um mich zu überreden, mit ihm in Kompagnie zu treten und mit ihm gemeinschaftlich zu operieren. Aber o weh, o weh! Er lud mich zu einem ganz anderen Zwecke zu sich! Er lud mich ein, um mich stierartig be-

trunken zu machen und, wenn ich dann besinnungslos daläge und schnarchte, meine Tasche aufzutrennen und sich des Schriftstücks zu bemächtigen. Genau so verfuhren denn auch er und Alfonsina in jener Nacht; Alfonsina besorgte das Auftrennen der Tasche. Nachdem sie den Brief, Katerina Nikolajewnas Brief, mein Moskauer Schriftstück, herausgenommen hatten, nahmen sie einen leeren Bogen Briefpapier von derselben Größe, steckten ihn in die aufgetrennte Tasche und nähten sie wieder zu, wie wenn nichts geschehen wäre, so daß ich nichts davon merken konnte. Wieder war es Alfonsina, die das Zunähen besorgte. Ich aber, ich dachte immer noch, fast bis zum letzten Augenblick, noch volle anderthalb Tage lang, ich sei im Besitze des geheimen Gegenstandes und hätte Katerina Nikolajewnas Schicksal immer noch in meinen Händen.

Ein letztes Wort: dieser Diebstahl des Schriftstücks war die Ursache alles dessen, was nun folgte, all dieser traurigen Ereignisse!

II

Es beginnen nun die letzten vierundzwanzig Stunden meiner Aufzeichnungen, und ich stehe am Ende!

Es war, glaube ich, etwa halb elf, als ich in großer Aufregung und, soviel ich mich erinnere, in einer sonderbaren Zerstreutheit, aber mit einem endgültigen Entschluß im Herzen, mich zu meiner Wohnung hingeschleppt hatte. Ich hatte mich nicht beeilt; ich wußte schon, wie ich handeln würde. Aber kaum hatte ich unsern Flur betreten, als ich auch sofort merkte, daß ein neues Unglück hereingebrochen und eine außerordentliche Komplikation der Sache eingetreten war: der alte Fürst, der soeben aus Zarskoje Selo herübergebracht worden war, befand sich in unserer Wohnung, und bei ihm war Anna Andrejewna!

Er war nicht in meinem Zimmer einquartiert worden, sondern in den beiden daneben gelegenen Zimmern der Wirtsleute. Schon tags zuvor waren, wie sich herausstellte, in diesen Zimmern einige Veränderungen und Verschönerungen vorgenommen worden, übrigens nur von ganz geringfügiger Art. Der Wirt war mit seiner Frau in das Kämmerchen des launenhaften, pockennarbigen Mieters übergesiedelt, dessen ich schon früher Erwähnung getan habe; der pockennarbige Mieter war für diese Zeit ausquartiert worden, wohin, weiß ich nicht.

Der Wirt kam mir entgegen und schlüpfte sogleich mit in mein Zimmer. Er machte nicht eine so energische Miene wie tags zuvor, sondern befand sich in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung, sozusagen auf der Höhe der Situation. Ich sagte nichts zu ihm, sondern trat in eine Ecke, griff mit beiden Händen nach meinem Kopfe und blieb so etwa eine Minute lang stehen. Er mochte anfangs denken, ich „stellte mich nur so an"; schließlich aber konnte er sich nicht enthalten, ängstlich zu fragen:

„Fehlt Ihnen etwas? Ich habe auf Sie gewartet, um Sie zu fragen," fügte er hinzu, als er sah, daß ich nicht antwortete, „ob Sie nicht befehlen, daß wir diese Tür hier öffnen, damit Sie eine direkte Kommunikation mit den fürstlichen Gemächern haben und nicht erst über den Flur zu gehen brauchen." Er zeigte auf eine bisher stets verschlossen gehaltene Zwischentür, die nach den Zimmern der Wirtsleute, also nach dem jetzigen Logis des Fürsten, führte.

„Hören Sie, Peter Ippolitowitsch," wandte ich mich mit strenger Miene an ihn, „ich bitte Sie ganz ergebenst, hinzugehen und Anna Andrejewna sofort zum Zwecke einer Unterredung zu mir zu bitten. Sind die Herrschaften schon lange hier?"

„Es wird schon fast eine Stunde sein."

„Also gehen Sie hin!"

Er ging hin und brachte die eigentümliche Antwort, Anna Andrejewna und Fürst Nikolai Iwanowitsch erwarteten mich bei sich mit Ungeduld; Anna Andrejewna wollte also nicht zu mir kommen. Ich brachte meinen in der Nacht arg zerdrückten Rock in Ordnung und bürstete ihn, wusch und kämmte mich, alles ohne Eile; dann begab ich mich in der vollen Erkenntnis, daß ich vorsichtig sein müsse, zu dem alten Herrn.

Der Fürst saß auf dem Sofa an einem runden Tische; Anna Andrejewna aber war in einer andern Ecke an einem andern, mit einer Serviette bedeckten Tische, auf dem der so rein wie sonst noch nie gescheuerte Samowar der Wirtsleute brodelte, damit beschäftigt, Tee für ihn zu machen. Ich trat mit derselben ernsten Miene ein, und der Alte, der dies augenblicklich bemerkte, fuhr heftig zusammen, und das Lächeln auf seinem Gesichte wurde schnell durch einen entschiedenen Ausdruck von Angst abgelöst; aber da konnte ich mich auch schon nicht mehr beherrschen, brach in ein Gelächter aus und streckte ihm die Hände entgegen; der Ärmste warf sich nur so in meine Arme.

Natürlich sah ich auf den ersten Blick, mit wem ich es zu tun hatte. Erstens wurde es mir so klar, wie zweimal zwei ist vier, daß man aus dem alten Manne, der vorher beinahe noch eine gewisse Frische und immerhin wenigstens etwas Verstand und ein wenig Charakterfestigkeit besessen hatte, in der Zeit, wo ich mit ihm nicht in Berührung gekommen war, eine Art von Mumie, eine Art von ängstlichem, mißtrauischem Kinde gemacht hatte. Ich füge hinzu: er wußte vollkommen, weshalb er dorthin gebracht worden war, und alles hatte sich genau so abgespielt, wie ich es

vorgreifend oben dargelegt habe. Man hatte ihn ohne alle Umstände durch die Nachricht von der Verräterei seiner Tochter und dem ihm drohenden Irrenhause überrascht, betäubt, niedergeschmettert. Er hatte sich wegbringen lassen, ohne vor Angst recht zu wissen, was er tat. Es war ihm gesagt worden, ich sei im Besitze eines geheimen Schriftstücks und hätte den Schlüssel zur definitiven Lösung. Ich will gleich im voraus sagen: gerade diese definitive Lösung und diesen Schlüssel fürchtete er über alles. Er hatte erwartet, daß ich mit einer Art von Todesurteil auf der Stirn und mit einem Blatt Papier in der Hand zu ihm hereinkommen würde, und freute sich gewaltig, daß ich einstweilen noch Lust hatte, zu lachen und von ganz anderen Dingen zu plaudern. Als wir uns umarmten, brach er in Tränen aus. Ich muß bekennen, daß auch ich ein klein bißchen weinte; er tat mir auf einmal sehr leid ... Alfonsinas kleines Hündchen schlug ein Gebell auf, das hell wie ein Glöckchen klang, sprang vom Sofa herunter und stürzte gegen mich los. Von diesem winzigen Tierchen wollte der alte Fürst, seit er es erworben hatte, sich gar nicht mehr trennen und nahm es sogar mit ins Bett.

„Oh, je disais, qu'il a du cœur!" rief er, auf mich weisend, Anna Andrejewna zu.

„Aber wie Sie sich erholt haben, Fürst, wie nett und frisch und gesund Sie aussehen!" bemerkte ich. Ach, leider war ganz das Gegenteil der Fall: er war eine Mumie, und ich redete nur so, um ihn zu ermutigen.

„N'est-ce pas, n'est-ce pas?" erwiderte er erfreut. „Oh, mein Befinden hat sich ganz erstaunlich gebessert."

„Aber trinken Sie doch Ihren Tee, und wenn Sie mir ein Täßchen abgeben, so trinke ich mit Ihnen zusammen."

„Wundervoll! ‚Trinken wollen wir, ihr Freunde, und

des Lebens uns erfreun', oder wie es da heißt, es gibt so ein Gedicht. Anna Andrejewna, geben Sie ihm Tee; il prend toujours par les sentiments ... geben Sie uns Tee, meine Liebe!"

Anna Andrejewna reichte uns Tee; aber auf einmal wandte sie sich zu mir und begann mit großartiger Feierlichkeit:

„Arkadi Makarowitsch, wir beide, ich und mein Wohltäter, Fürst Nikolai Iwanowitsch, haben uns zu Ihnen geflüchtet. Nach meiner Überzeugung sind Sie der einzige Mensch, zu dem wir kommen konnten, und nun bitten wir beide Sie um ein Asyl. Bedenken Sie, daß das ganze Schicksal dieses tugendhaften, edlen, tief gekränkten Mannes in Ihren Händen liegt. Wir erwarten die Entscheidung von Ihrem rechtschaffenen Herzen!"

Aber sie konnte nicht zu Ende sprechen; der Fürst hatte einen furchtbaren Schreck bekommen und zitterte ordentlich vor Angst:

„Après, après, n'est-ce pas? Chère amie!" bat er und hob die Hände zu ihr auf.

Ich kann es gar nicht schildern, wie unangenehm Anna Andrejewnas Benehmen auf mich wirkte. Ich gab ihr keine Antwort und begnügte mich mit einer kühlen, würdevollen Verbeugung; dann setzte ich mich an den Tisch und begann absichtlich von etwas anderem, von irgendwelchem dummen Zeuge, zu sprechen, zu lachen und Witze zu machen. Der alte Herr war mir augenscheinlich dafür dankbar und überließ sich einer entzückten Lustigkeit. Aber auf diese Lustigkeit war trotz alles Entzückens offenbar kein Verlaß, und sie konnte jeden Augenblick in vollständigen Kleinmut umschlagen; das war auf den ersten Blick deutlich.

„Cher enfant, ich habe gehört, daß du krank gewesen

bist ... Ach, pardon! Du hast dich, wie ich gehört habe, die ganze Zeit über mit Spiritismus beschäftigt?"

„Ist mir gar nicht eingefallen!" erwiderte ich lächelnd.

„Nein? Aber wer hat mir denn etwas von Spi-ri-tis-mus gesagt?"

„Das war der Wirt hier, ein Beamter, Peter Ippolitowitsch; der hat vorhin mit Ihnen davon gesprochen," belehrte ihn Anna Andrejewna. „Das ist ein sehr lustiger Mann, und er weiß eine Menge Anekdoten; ist es Ihnen recht, daß ich ihn herrufe?"

„Oui, oui, il est charmant ... er weiß viele Anekdoten; aber wir wollen ihn lieber erst später herrufen. Wir wollen ihn herrufen, und er kann uns dann allerlei erzählen, mais après. Denk dir nur, vorhin wurde der Tisch gedeckt, und da sagte er: ‚Seien Sie unbesorgt, er wird nicht davonfliegen; wir sind keine Spiritisten.' Fliegen denn wirklich bei den Spiritisten die Tische?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht; man sagt, sie hoben sich mit allen Beinen in die Höhe."

„Mais c'est terrible ce que tu dis!" rief er, mich erschrocken ansehend.

„Oh, seien Sie unbesorgt; das ist nur dummes Gerede."

„Das sage ich auch. Nastasja Stepanowna Solomejewa ... Du kennst sie ja ... ach nein, du kennst sie nicht ... stell dir das vor, die glaubt ebenfalls an den Spiritismus, und stellen Sie sich das vor, cher enfant," fuhr er, sich zu Anna Andrejewna wendend, fort, „ich sagte zu ihr: ‚In den Ministerien stehen ja auch Tische, und auf jedem von ihnen liegen acht Paar Beamtenhände und schreiben immer Akten; warum tanzen nun da die Tische nicht?' Stell dir das bloß vor, wenn die auf einmal an-

fingen zu tanzen! Ein Aufstand der Tische im Finanz- und Kultusministerium – das fehlte gerade noch!"

„Was Sie für allerliebste Dinge vorbringen, Fürst; ganz wie früher!" rief ich und gab mir Mühe, herzlich zu lachen.

„N'est-ce pas? Je ne parle pas trop, mais je dis bien."

„Ich werde Peter Ippolitowitsch herholen," sagte Anna Andrejewna und stand auf.

Ihr Gesicht strahlte nur so vor Befriedigung: sie freute sich, zu sehen, daß ich gegen den alten Herrn so freundlich war. Aber kaum war sie hinausgegangen, als sich dessen ganzer Gesichtsausdruck plötzlich veränderte. Er blickte hastig nach der Tür, dann um sich herum, bog sich vom Sofa zu mir herüber und flüsterte mir ängstlich zu:

„Cher ami! O wenn ich sie beide hier zusammen sehen könnte! O cher enfant!"

„Fürst, beruhigen Sie sich ..."

„Ja, ja, aber ... wir wollen sie versöhnen, n'est-ce pas? Es ist da ein grundloser, kleinlicher Streit zwischen zwei prächtigen weiblichen Wesen, n'est-ce pas? Auf dich setze ich dabei meine ganze Hoffnung ... Wir wollen das hier alles in Ordnung bringen. Und was ist das hier für eine sonderbare Wohnung," fuhr er, ängstlich um sich blickend, fort. „Und weißt du, dieser Wirt ... er hat so ein Gesicht ... Sag mal: ist er auch nicht gefährlich?"

„Der Wirt? O nein, wodurch könnte der gefährlich sein?"

„C'est ça. Um so besser. Il semble qu'il est bête, ce gentilhomme. Cher enfant, um Gottes willen, sag nicht zu Anna Andrejewna, daß ich mich hier vor allem fürchte. Ich habe hier vom ersten Augenblick an alles gelobt; auch den Wirt habe ich gelobt. Hör mal, kennst du die Ge-

schichte von einem gewissen Herrn v. Sohn – erinnerst du dich?"

„Nun, was ist denn damit?"

„Rien, rien du tout ... Mais je suis libre ici, n'est-ce pas? Was meinst du, hier kann mir doch nichts begegnen ... so in der Art?"

„Aber ich versichere Sie, liebster Fürst ... erbarmen Sie sich!"

„Mon ami! Mon enfant!" rief er auf einmal, indem er die Hände vor der Brust faltete und seine Angst gar nicht mehr zu verbergen suchte. „Wenn du wirklich etwas hast ... Schriftstücke ... kurz, wenn du mir etwas mitzuteilen hast, so sage mir nichts; um Gottes willen, sage mir gar nichts ... schweig davon so lange wie möglich ..."

Er wollte mir um den Hals fallen; die Tränen liefen ihm über das Gesicht; ich kann gar nicht beschreiben, wie schmerzhaft sich mir das Herz zusammenzog: der arme alte Mann hatte die größte Ähnlichkeit mit einem hilflosen, schwachen, verängstigten kleinen Kinde, das Zigeuner aus dem Elternhause gestohlen und zu fremden Leuten gebracht haben. Aber wir kamen nicht mehr dazu, uns zu umarmen; die Tür öffnete sich, und Anna Andrejewna trat herein, aber nicht mit dem Wirte, sondern mit ihrem Bruder, dem Kammerjunker. Bei diesem unerwarteten Anblick fühlte ich mich wie vor den Kopf geschlagen; ich stand auf und ging nach der Tür.

„Arkadi Makarowitsch, gestatten Sie, daß ich Sie bekannt mache!" sagte Anna Andrejewna laut, so daß ich unwillkürlich stehen bleiben mußte.

„Ich kenne Ihren Bruder bereits nur zu gut," sagte ich nachdrücklich und mit besonderer Betonung der Worte „nur zu gut".

„Ach, das war ein schrecklicher Irrtum! Und ich bitte vielmals um Entschuldigung, lieber And ... Andre Makarowitsch," sagte der junge Mensch langsam mit Kaubewegungen, trat mit höchst ungezwungener Miene auf mich zu und ergriff meine Hand, die ich nicht imstande war ihm zu entziehen. „An allem ist mein Stepan schuld; er hat Sie mir damals so dumm gemeldet, daß ich Sie für einen andern nahm, – das war in Moskau," fügte er als Erklärung für seine Schwester hinzu. „Nachher habe ich mir die größte Mühe gegeben, Sie ausfindig zu machen, um die Sache klarzustellen; aber ich wurde krank; Sie können meine Schwester fragen. Cher prince, nous devons être amis même par droit de naissance ..."

Und der dreiste junge Mensch erkühnte sich sogar, den einen Arm um meine Schulter zu legen, was denn doch der Gipfel zudringlicher Familiarität war. Ich machte mich los, zog es aber in meiner Verlegenheit vor, schnellstens, ohne ein Wort zu sagen, hinauszugehen. Als ich in mein Zimmer gekommen war, setzte ich mich voll aufgeregter Gedanken auf mein Bett. Diese Intrige flößte mir Abscheu ein; aber doch konnte ich Anna Andrejewna nicht so geradezu zurückstoßen und mich von ihr lossagen. Ich fühlte auf einmal, daß auch sie meinem Herzen teuer war, und daß sie sich in einer schrecklichen Lage befand.

III

Wie ich es erwartet hatte, kam sie selbst in mein Zimmer und ließ den Fürsten in der Gesellschaft ihres Bruders, der dem Fürsten allerlei ganz neue, eben erst in Umlauf gekommene Klatschgeschichten aus der vornehmen Gesellschaft zu erzählen begann und dadurch sofort das Interesse des leicht umstimmbaren alten Mannes erregte und ihn

erheiterte. Ich erhob mich schweigend und mit fragender Miene vom Bette.

„Ich habe Ihnen alles gesagt, Arkadi Makarowitsch," begann sie ohne Umschweife; „unser Schicksal liegt in Ihren Händen."

„Aber ich habe Ihnen doch bereits gesagt, daß ich außerstande bin ... Die heiligsten Verpflichtungen hindern mich, das zu tun, worauf Sie rechnen ..."

„Wirklich? Das ist Ihre Antwort? Nun, mag ich denn meinetwegen zugrunde gehen; aber der alte Mann? Wie stellen Sie sich den weiteren Verlauf vor: er wird ja noch heute abend den Verstand verlieren!"

„Nein, er wird den Verstand verlieren, wenn ich ihm den Brief seiner Tochter zeige, in welchem diese einen Rechtsanwalt um Rat fragt, wie sie ihren Vater für irrsinnig erklären lassen könne!" rief ich aufgeregt. „Das ist es, was er nicht würde ertragen können. Ich kann Ihnen sagen, daß er an diesen Brief nicht glaubt; er hat sich mir gegenüber schon in diesem Sinne ausgesprochen."

Ich log das hinzu, daß er mir so etwas gesagt hätte; aber das war zweckdienlich.

„Hat er Ihnen das schon gesagt? Das hatte ich mir doch gedacht! Dann bin ich verloren; er hat auch schon geweint und nach Hause verlangt."

„Teilen Sie mir doch mit, worin denn eigentlich Ihr Plan besteht?" fragte ich nachdrücklich. Sie errötete, sozusagen aus verwundetem Hochmute; aber sie nahm sich zusammen und antwortete:

„Mit diesem Briefe seiner Tochter in der Hand stehen wir in den Augen der Welt gerechtfertigt da. Ich werde sogleich zum Fürsten W*** und zu Boris Michailowitsch Pelischtschew, seinen Jugendfreunden, schicken; beide sind

in der guten Gesellschaft angesehene, einflußreiche Persönlichkeiten, und ich weiß, daß sie schon vor zwei Jahren über gewisse Handlungen seiner erbarmungslosen, habgierigen Tochter entrüstet waren. Sie werden ihn natürlich mit seiner Tochter versöhnen, auf meine eigene Bitte, darauf werde ich selbst bestehen; aber dennoch wird die Lage der Dinge vollständig geändert sein. Außerdem werden dann auch meine Verwandten, die Fanariotows (darauf rechne ich mit Bestimmtheit), sich entschließen, mich in meinen gerechten Ansprüchen zu unterstützen. Aber die Hauptsache ist für mich sein Glück; möge er endlich einsehen und richtig würdigen, wer ihm in Wirklichkeit ergeben ist. Natürlich rechne ich ganz besonders auf Ihren Einfluß, Arkadi Makarowitsch. Sie sind ihm so zugetan ... Und wer ist ihm denn auch wahrhaft zugetan außer Ihnen und mir? Er hat in den letzten Tagen fortwährend von Ihnen gesprochen und sich nach Ihnen gesehnt; Sie sind sein ‚junger Freund' ... Selbstverständlich wird nachher mein ganzes Leben lang meine Dankbarkeit keine Grenzen kennen ..."

Da stellte sie mir also schon eine Belohnung in Aussicht, vielleicht Geld.

Ich unterbrach sie in scharfem Tone.

„Sie mögen reden, was Sie wollen, ich bin außerstande," sagte ich mit der Miene unbeugsamer Entschlossenheit. „Alles, was ich kann, ist, Ihre Offenherzigkeit in gleicher Weise zu erwidern und Ihnen meinen definitiven Entschluß mitzuteilen: ich werde diesen verhängnisvollen Brief in allernächster Zeit Katerina Nikolajewna einhändigen, aber unter der Bedingung, daß sie von dem, was jetzt geschehen ist, nichts dazu benutzt, einen Skandal hervorzurufen, und daß sie mir vorher ihr Wort darauf gibt, Ihrem

Glücke nicht hinderlich zu sein. Das ist alles, was ich tun kann."

„So darf es unter keinen Umständen werden!" sagte sie, über das ganze Gesicht errötend.

Schon der bloße Gedanke, daß Katerina Nikolajewna sie „schonen" würde, versetzte sie in Entrüstung.

„Ich ändere meinen Entschluß nicht, Anna Andrejewna."

„Vielleicht werden Sie ihn doch ändern."

„Wenden Sie sich an Lambert!"

„Arkadi Makarowitsch, Sie wissen nicht, welches Unglück aus Ihrem Eigensinn entstehen wird," sagte sie finster und ingrimmig.

„Unglück wird sich ereignen, das ist sicher ... der Kopf ist mir ganz schwindlig. Ich habe nun mit Ihnen genug geredet: ich habe meinen Entschluß gefaßt, und damit ist die Sache erledigt. Ich bitte Sie nur dringend: bringen Sie Ihren Bruder nicht zu mir!"

„Aber er möchte doch gerade die Sache wieder gutmachen ..."

„Er braucht nichts wieder gutzumachen! Ich habe kein Verlangen danach; ich will es nicht, ich will es nicht!" rief ich und griff dabei nach meinem Kopfe. (Oh, vielleicht behandelte ich sie damals gar zu sehr von oben herab!) „Aber sagen Sie mal: wo wird der Fürst denn heute die Nacht zubringen? Etwa hier?"

„Er wird die Nacht hier zubringen, bei Ihnen, mit Ihnen zusammen."

„Noch heute abend ziehe ich in eine andere Wohnung."

Und nach diesen schonungslosen Worten ergriff ich meine Mütze und begann mir den Pelz anzuziehen. Anna Andrejewna beobachtete mich in finsterem Schweigen. Sie tat mir leid, oh, sie tat mir leid, dieses stolze Mädchen! Aber

ich lief aus der Wohnung, ohne ihr ein hoffnunggebendes Wort zu hinterlassen.

IV

Ich will mich bemühen, kurz zu sein. Der Entschluß, den ich gefaßt hatte, war unabänderlich, und ich begab mich geradeswegs zu Tatjana Pawlowna. Ach, viel Unglück würde ungeschehen geblieben sein, wenn ich sie damals zu Hause getroffen hätte; aber als wenn eine Absicht dahintersteckte, verfolgte mich an diesem Tage ein besonderes Mißgeschick. Ich ging natürlich auch zu Mama heran, erstens um mich nach dem Befinden der Armen zu erkundigen, und zweitens weil ich fast mit Sicherheit darauf rechnete, Tatjana Pawlowna dort zu finden: aber auch dort war sie nicht; sie war soeben weggegangen, ungewiß wohin; Mama aber war krank, und es war nur Lisa bei ihr geblieben. Lisa bat mich, nicht hineinzugehen und Mama nicht zu wecken: „Sie hat die ganze Nacht nicht geschlafen", sagte sie, „und sich mit traurigen Gedanken gequält; Gott sei Dank, daß sie wenigstens jetzt eingeschlafen ist." Ich umarmte Lisa und sagte ihr nur mit wenigen Worten, ich hätte einen gewaltigen, verhängnisvollen Entschluß gefaßt und würde ihn alsbald ausführen. Sie hörte das ohne besondere Verwunderung an, wie wenn es die alltäglichste Mitteilung wäre. Oh, sie alle waren damals an meine fortwährenden „definitiven Entschlüsse" und an deren nachfolgende kleinmütige Aufhebung gewöhnt. Aber jetzt, jetzt war das eine andere Sache! Ich ging nach dem Restaurant am Kanal und saß dort eine Weile, um Zeit vergehen zu lassen und dann Tatjana Pawlowna mit Sicherheit zu Hause zu treffen. Ich will übrigens erklären, warum ich diese auf einmal so nötig hatte. Die Sache war die, daß ich sie sogleich zu Katerina Nikolajewna schicken wollte,

um diese in ihre (Tatjana Pawlownas) Wohnung zu bitten und ihr in Tatjana Pawlownas Gegenwart das Schriftstück zurückzugeben, nachdem ich ihr alles ein für allemal erklärt haben würde ... Kurz, ich wollte nur, was meine Pflicht war; ich wollte mich ein für allemal rechtfertigen. Wenn ich diesen Punkt erledigt haben würde, beabsichtigte ich unbedingt, gleich dort ein paar energische Worte zugunsten Anna Andrejewnas zu sagen und womöglich Katerina Nikolajewna und Tatjana Pawlowna (letztere als Zeugin) mitzunehmen und nach meiner Wohnung zu bringen, das heißt zum Fürsten; dort die beiden feindlichen Frauen miteinander zu versöhnen, den Fürsten zu einem neuen Leben zu erwecken und ... und ... kurz, wenigstens hier, in dieser kleinen Gruppe von Menschen, gleich heute alle glücklich zu machen, so daß nur Werssilow und Mama noch übrigblieben. An dem Erfolge konnte ich nicht zweifeln: Katerina Nikolajewna mußte mir für die Rückgabe des Briefes, für die ich von ihr keinen Lohn verlangte, dankbar sein und konnte mir diese Bitte nicht abschlagen. Ach, ich bildete mir immer noch ein, ich sei im Besitze des Schriftstücks! Oh, in was für einer dummen, unwürdigen Lage befand ich mich, ohne es selbst zu wissen!

Es dunkelte schon stark und war schon gegen vier Uhr, als ich wieder bei Tatjana Pawlowna nachfragte, ob sie zu Hause sei. Marja antwortete mir grob, sie sei noch nicht zurückgekommen. Jetzt erinnere ich mich wieder an Marjas sonderbaren, mürrischen Blick; aber damals konnte ich mir selbstverständlich noch keine Gedanken darüber machen. Vielmehr war es ein anderer Gedanke, der mich damals quälte: als ich ärgerlich und einigermaßen niedergeschlagen die Treppe von Tatjana Pawlowna herunterstieg, fiel mir der arme Fürst ein, der kurz vorher die Arme nach mir aus-

gestreckt hatte, – und ich machte mir auf einmal bittere Vorwürfe, daß ich ihn, vielleicht sogar aus persönlichem Ärger, im Stich gelassen hatte. Voller Unruhe malte ich mir aus, daß in meiner Abwesenheit bei ihnen sogar irgend etwas recht Schlimmes vorgefallen sein könne, und begab mich eilig nach Hause. Zu Hause hatte sich jedoch nur folgendes zugetragen.

Als Anna Andrejewna vorher im Zorn mein Zimmer verlassen hatte, hatte sie den Mut noch nicht sinken lassen. Ich muß bemerken, daß sie schon am Morgen zu Lambert geschickt hatte; darauf hatte sie noch einmal zu ihm geschickt, und da Lambert immer nicht zu Hause war, so hatte sie schließlich ihren Bruder auf die Suche nach ihm ausgesandt. Die Ärmste setzte, da sie meinen Widerstand sah, auf Lambert und den Einfluß, den dieser auf mich ausübte, ihre letzte Hoffnung. Sie wartete auf Lambert mit Ungeduld und wunderte sich nur darüber, daß er, der bis zu diesem Tage ihr nicht von der Seite gegangen war und immer um sie herum scherwenzelt hatte, sich auf einmal gar nicht mehr um sie kümmerte und selbst verschwunden war. Ach, sie konnte ja nicht auf den Gedanken kommen, daß Lambert, da er sich jetzt im Besitze des Schriftstücks befand, bereits ganz andere Entschlüsse gefaßt hatte und sich daher natürlich von ihr fernhielt und sich sogar absichtlich vor ihr versteckte.

So war denn Anna Andrejewna in ihrer Aufregung und wachsenden Seelenangst kaum mehr imstande, den alten Herrn zu zerstreuen; und dabei steigerte sich dessen Unruhe in bedrohlichem Maße. Er stellte sonderbare, ängstliche Fragen, begann sogar Anna Andrejewna mißtrauisch anzusehen und fing mehrmals an zu weinen. Der junge Wersilow hatte nicht lange bei ihm gesessen. Nach diesem

brachte Anna Andrejewna schließlich Peter Ippolitowitsch hin, auf den sie so große Hoffnungen setzte; aber dieser gefiel dem Fürsten ganz und gar nicht und erregte bei ihm sogar Widerwillen. Überhaupt sah der Fürst aus nicht recht verständlichem Grunde Peter Ippolitowitsch mit immer wachsendem Mißtrauen und Argwohn an. Und unglücklicherweise begann der Wirt wieder von Spiritismus und von gewissen Zauberkunststücken zu schwatzen, die er selbst in einer Vorstellung gesehen habe, namentlich wie ein umherreisender Scharlatan vor den Augen des ganzen Publikums einigen Menschen die Köpfe abgeschnitten habe, so daß das Blut nur so geflossen sei und alle es gesehen hätten; und dann habe er die Köpfe wieder auf die Hälse gesetzt, und sie seien, ebenfalls vor den Augen des ganzen Publikums, wieder angewachsen, und das alles habe sich im Jahre neunundfünfzig begeben. Der Fürst erschrak dermaßen und geriet zugleich ohne rechten Anlaß in eine solche Empörung, daß sich Anna Andrejewna genötigt sah, den Erzähler unverzüglich zu entfernen. Zum Glücke kam dann das Mittagessen, das expreß tags zuvor durch Lambert und Alfonsina irgendwo in der Nähe bei einem renommierten französischen Koche bestellt worden war, der zur Zeit keine Stelle hatte und eine Anstellung in einem aristokratischen Hause oder in einem Klub suchte. Das Mittagessen mit Champagner heiterte den alten Mann sehr auf: er aß tüchtig und machte viele Späßchen. Nach dem Mittagessen war ihm natürlich der Kopf schwer, und die Müdigkeit überkam ihn; und da er nach Tische stets zu schlafen pflegte, so machte ihm Anna Andrejewna das Bett zurecht. Bevor er einschlief, küßte er ihr immerzu die Hände und sagte, sie sei sein Paradies, seine Hoffnung, seine Huri, seine „goldene Blume"; kurz, er erging sich in den orienta-

lischsten Ausdrücken. Endlich schlief er ein; und gerade um diese Zeit kam ich zurück.

Anna Andrejewna kam eilig in mein Zimmer, trat mit gefalteten Händen vor mich hin und sagte, sie bäte mich, nicht um ihretwillen, sondern um des Fürsten willen, flehentlich, nicht wegzugehen und, sobald er aufwache, zu ihm zu gehen. „Ohne Sie geht er zugrunde; er bekommt einen Nervenschlag; ich fürchte, daß er es nicht einmal mehr bis zur Nacht aushält ..." Sie fügte hinzu, sie selbst habe einen notwendigen Gang und werde vielleicht sogar zwei Stunden fortbleiben müssen; sie übergebe also die Sorge für den Fürsten mir allein. Ich gab ihr bereitwilligst mein Wort darauf, bis zum Abend dazubleiben und, wenn der Fürst aufwache, alles zu tun, was in meinen Kräften stände, um ihn zu zerstreuen.

„Ich aber werde meine Pflicht erfüllen!" schloß sie in energischem Tone.

Sie ging weg. Ich füge vorgreifend hinzu: sie machte sich selbst auf, um Lambert aufzusuchen; das war ihre letzte Hoffnung; außerdem begab sie sich noch zu ihrem Bruder und zu ihren Verwandten, den Fanariotows; man kann sich denken, in welcher Gemütsverfassung sie zurückkehren mußte.

Der Fürst erwachte ungefähr eine Stunde nach ihrem Weggange. Ich hörte durch die Wand sein Stöhnen und lief sogleich zu ihm; ich fand ihn auf dem Bette sitzend, im Schlafrock; aber er befand sich in einer solchen ängstlichen Aufregung über die Einsamkeit, das schwache Licht der einzigen Lampe und das fremde Zimmer, daß er bei meinem Eintritt zusammenfuhr, in die Höhe sprang und aufschrie. Ich stürzte zu ihm hin, und als er erkannte, daß ich es war, umarmte er mich mit Tränen der Freude.

„Und mir war gesagt worden, du wärest in eine andere Wohnung gezogen, du hättest einen Schreck bekommen und wärest davongelaufen."

„Wer hat Ihnen denn das sagen können?"

„Wer es mir gesagt hat? Siehst du, vielleicht habe ich es mir nur selbst ausgedacht; vielleicht hat es mir aber auch jemand gesagt. Denk dir nur, ich habe soeben geträumt: ein alter, bärtiger Mann mit einem in zwei Stücke zerbrochenen Heiligenbilde kam herein und sagte auf einmal: ‚So wird auch dein Leben zerbrochen werden!'"

„Ach, mein Gott, Sie haben gewiß schon von jemandem gehört, daß Werssilow gestern ein Heiligenbild zerbrochen hat?"

„N'est-ce pas? Ich habe es gehört, ich habe es gehört! Ich habe es schon heute morgen von Darja Onissimowna gehört. Sie brachte meinen Koffer und das Hündchen her."

„Na, sehen Sie, und da haben Sie es nun geträumt."

„Nun, ganz gleich; und denk dir nur, dieser Alte drohte mir immer mit dem Finger. Wo ist denn Anna Andrejewna?"

„Sie wird gleich wieder nach Hause kommen."

„Wo ist sie denn hingegangen? Hat sie sich auch davongemacht?" rief er voll Schmerz.

„Nein, nein, sie wird gleich wieder hier sein und hat mich gebeten, Ihnen Gesellschaft zu leisten."

„Oui, sie soll wiederkommen. Also unser Andrei Petrowitsch hat den Verstand verloren, ‚so plötzlich und so unversehens'! Ich habe es ihm immer prophezeit, daß es mit ihm gerade ein solches Ende nehmen werde. Mein Freund, höre mal . . ."

Er faßte mich mit der Hand am Rocke und zog mich näher an sich heran.

„Der Wirt," flüsterte er mir zu, „der Wirt hat mir

vorhin Photographien hergebracht, garstige Photographien von Weibern, von lauter nackten Weibern in allerlei orientalischen Situationen, und fing an, sie mir in einem Stereoskop zu zeigen ... Ich habe mir Zwang angetan, siehst du, und habe sie gelobt; aber ebenso garstige Weiber haben sie doch auch zu jenem Unglücklichen gebracht, um ihn dann um so bequemer zu vergiften ..."

„Da meinen Sie wieder diesen Herrn v. Sohn; aber hören Sie doch damit auf, Fürst! Der Wirt ist ein Schafskopf und weiter nichts!"

„Ein Schafskopf und weiter nichts! C'est mon opinion! Mein Freund, wenn du kannst, so rette mich von hier!" bat er mich mit gefalteten Händen.

„Fürst, ich werde alles tun, was ich nur irgend kann! Ich bin Ihnen treu ergeben ... Lieber Fürst, gedulden Sie sich nur noch ein Weilchen; vielleicht gelingt es mir, alles in Ordnung zu bringen!"

„N'est-ce pas? Wir wollen uns aufmachen und entfliehen; den Koffer aber wollen wir hierlassen, zum Schein, damit er glaubt, wir würden wiederkommen."

„Wohin sollen wir fliehen? Und Anna Andrejewna?"

„Nein, nein, mit Anna Andrejewna zusammen ... Oh, mon cher, in meinem Kopfe herrscht eine solche Unordnung ... Warte mal: da in der Reisetasche, rechts, ist ein Bild von Katerina; ich habe es vorhin heimlich hineingesteckt, damit Anna Andrejewna und besonders Darja Onisimowna es nicht bemerkten; nimm es heraus, um Gottes willen, recht schnell, recht vorsichtig; gib acht, daß man uns nicht dabei betrifft ... Kann man nicht einen Haken vor die Tür legen?"

In der Tat fand ich in der Reisetasche eine Photographie von Katerina Nikolajewna in ovalem Rahmen. Er nahm

das Bild in die Hand, hielt es ans Licht, und auf einmal rannen die Tränen über seine gelben, mageren Wangen.

„C'est un ange, c'est un ange du ciel!“ rief er. „Mein ganzes Leben lang habe ich ihr unrecht getan ... und nun gar erst jetzt! Cher enfant, ich glaube nichts, gar nichts glaube ich! Mein Freund, sage mir: kann man sich das vorstellen, daß man mich ins Irrenhaus bringen will? Je dis des choses charmantes et tout le monde rit ... und einen solchen Menschen wollen sie auf einmal ins Irrenhaus bringen!“

„Das hat nie jemand gewollt!“ rief ich. „Das ist ein Irrtum. Ich weiß, wie sie denkt.“

„Du weißt ebenfalls, wie sie denkt? Nun, das ist ja prächtig! Mein Freund, du hast mir das Leben wiedergeschenkt. Was haben sie mir denn Übles von dir erzählt? Rufe doch Katerina her, mein Freund; dann sollen sie sich beide vor meinen Augen küssen, und ich nehme sie mit nach Hause, und den Wirt jagen wir fort!“

Er stand auf, faltete die Hände und fiel plötzlich vor mir auf die Knie.

„Cher,“ flüsterte er in einer geradezu wahnsinnig zu nennenden Angst und zitterte dabei am ganzen Leibe wie Espenlaub, „mein Freund, sage mir die volle Wahrheit: wohin soll ich jetzt geschafft werden?“

„Mein Gott!“ rief ich, hob ihn auf und setzte ihn auf das Bett. „Sie glauben ja nicht einmal mir mehr; Sie denken, daß auch ich im Komplott bin? Ich werde niemandem hier gestatten, Sie auch nur mit einem Finger zu berühren!“

„C'est ça, gestatte es nicht!“ stammelte er, indem er mit beiden Händen mich fest an den Ellbogen faßte; er zitterte immer noch. „Gestatte es niemandem! Und lüge du mir

auch selbst nichts vor ... Wird man mich denn wirklich von hier fortbringen? Hör mal, dieser Wirt, Ippolit, oder wie er heißt, ist er ... nicht ein Arzt?"

„Was für ein Arzt?"

„Ist das ... ist das hier nicht ein Irrenhaus, hier dieses Zimmer?"

Aber in diesem Augenblicke öffnete sich auf einmal die Tür, und Anna Andrejewna trat ein. Wahrscheinlich hatte sie an der Tür gehorcht und sich nicht mehr halten können und sie gar zu plötzlich geöffnet – und der Fürst, der bei jedem Knarren einer Tür zusammenfuhr, schrie auf und warf sich mit dem Gesichte auf das Kissen. Er bekam nun schließlich eine Art von Anfall, der in heftigem Schluchzen zum Ausbruch kam.

„Da – das ist das Resultat Ihrer Handlungsweise," sagte ich, indem ich auf den alten Mann wies.

„Nein, das ist das Resultat Ihrer Handlungsweise!" erwiderte sie in scharfem Tone mit erhobener Stimme. „Zum letzten Male wende ich mich an Sie, Arkadi Makarowitsch: wollen Sie die teuflische Intrige gegen den schutzlosen alten Mann enthüllen und Ihre sinnlosen, kindischen Liebesgedanken zum Opfer bringen, um Ihre leibliche Schwester zu retten?"

„Ich werde Sie alle retten, aber nur so, wie ich es Ihnen vorhin gesagt habe! Ich laufe wieder fort, und vielleicht wird in einer Stunde Katerina Nikolajewna selbst hier sein! Ich werde alle versöhnen, und alle werden glücklich sein!" rief ich fast in Begeisterung.

„Bring sie hierher, bring sie hierher!" rief der Fürst, der plötzlich auffuhr. „Führt mich zu ihr! Ich will Katerina sehen und sie segnen," rief er, die Hände erhebend und sich vom Bette aufraffend.

„Sehen Sie," sagte ich, auf ihn weisend, zu Anna Andrejewna, „hören Sie, was er sagt! Jetzt hilft Ihnen jedenfalls kein Schriftstück mehr."

„Das sehe ich; aber durch dieses Schriftstück könnte immer noch meine Handlungsweise vor dem Richterstuhl der Welt gerechtfertigt werden, während ich jetzt entehrt dastehe! Aber reden wir nicht mehr davon; mein Gewissen ist rein. Alle haben mich verlassen, sogar mein leiblicher Bruder, der vor einem Mißlingen bangt ... Aber ich werde meine Pflicht erfüllen und bei diesem Unglücklichen ausharren, als seine Pflegerin und Wärterin!"

Aber es war keine Zeit zu verlieren; ich lief aus dem Zimmer.

„In einer Stunde bin ich wieder hier, und ich komme nicht allein!" rief ich noch von der Schwelle aus zurück.

Zwölftes Kapitel

I

Endlich traf ich Tatjana Pawlowna zu Hause! Ich setzte ihr sofort alles auseinander, alles, was das Schriftstück betraf, und alles, was sich jetzt bei uns in der Wohnung zugetragen hatte, bis auf die geringste Kleinigkeit. Obgleich sie selbst diese Ereignisse sehr wohl verstand und aus wenigen Worten die Sache hätte begreifen können, so nahm meine Auseinandersetzung doch, wie ich glaube, etwa zehn Minuten in Anspruch. Ich sprach allein; ich sagte die ganze Wahrheit und schämte mich nicht. Sie saß schweigend und ohne sich zu rühren, steif und gerade wie eine Stricknadel auf ihrem Stuhl; die Lippen hielt sie zusammengepreßt, verwendete von mir keinen Blick und hörte gespannt zu. Aber als ich geendet hatte, sprang sie plötzlich

vom Stuhle auf, und zwar so heftig, daß ich gleichfalls aufsprang.

„Ach, du Gelbschnabel! Also ist dir dieser Brief wirklich in die Tasche eingenäht worden, und das hat die dumme Marja Iwanowna getan! Ach, ihr schändliches Rackerzeug! Also bist du hierher gefahren, um Herzen zu erobern und die höheren Gesellschaftskreise zu besiegen. Du wolltest dich wohl an weiß der Teufel wem dafür rächen, daß du ein illegitimer Sohn bist?"

„Tatjana Pawlowna," rief ich, „schelten Sie nicht immer! Vielleicht sind gerade Sie mit Ihrem Schelten gleich von Anfang an die Ursache meiner hiesigen Verbitterung gewesen. Ja, ich bin ein illegitimer Sohn und wollte mich vielleicht tatsächlich dafür, daß ich ein illegitimer Sohn bin, rächen und vielleicht tatsächlich an weiß der Teufel wem; denn der Teufel selbst wird hierbei den eigentlich Schuldigen nicht herausfinden können; aber vergessen Sie auch nicht, daß ich eine Abmachung mit dem Schurken zurückgewiesen und meine Leidenschaften besiegt habe. Ich werde das Schriftstück schweigend vor sie hinlegen und weggehen, ohne auf ein Wort von ihr zu warten; Sie werden selbst Zeugin sein!"

„Gib her, gib den Brief sofort her, leg den Brief sofort hier auf den Tisch! Aber du lügst vielleicht?"

„Er ist in meine Tasche eingenäht; Marja Iwanowna hat ihn selbst eingenäht, und als ich mir hier einen neuen Rock machen ließ, habe ich ihn aus dem alten herausgenommen und selbst in diesen neuen eingenäht; da ist er jetzt, fühlen Sie her, ich lüge nicht!"

„Gib ihn her, nimm ihn heraus!" rief Tatjana Pawlowna.

„Um keinen Preis, sage ich Ihnen noch einmal; ich

werde ihn in Ihrer Gegenwart vor sie hinlegen und weggehen, ohne auf ein Wort von ihr gewartet zu haben; aber sie muß erfahren und mit eigenen Augen sehen, daß ich, ich selbst ihn ihr übergebe, aus freien Stücken, ohne Nötigung und ohne Belohnung."

„Willst du wieder dick tun? Bist du verliebt, du Milchbart?"

„Sagen Sie mir so viele Grobheiten, wie Sie wollen: meinetwegen, ich habe es verdient; aber ich fühle mich nicht beleidigt. Oh, mag ich ihr auch als ein unreifer Bursche erscheinen, der ihr nachgestellt und eine Verschwörung gegen sie ausgeheckt hat; aber sie soll einsehen, daß ich mich selbst überwunden habe und ihr Glück mir über alles geht! Meinetwegen, Tatjana Pawlowna, meinetwegen! Ich rufe mir zu: Mut und Hoffnung! Wenn dies auch mein erster Schritt auf der Lebensbahn gewesen ist, so ist er doch gut ausgegangen, ist zu einem wohlanständigen Ende gelangt! Und was ist dabei, daß ich sie liebe," fuhr ich verzückt mit leuchtenden Augen fort; „ich schäme mich dessen nicht: Mama ist ein Engel des Himmels, und sie ist die Königin der Erde! Werssilow wird zu Mama zurückkehren, und vor ihr brauche ich mich nicht zu schämen; ich habe ja mit angehört, was sie und Werssilow dort miteinander geredet haben; ich stand hinter der Portiere ... Oh, wir sind alle drei ‚Patienten desselben Irrsinns'! Wissen Sie wohl, von wem dieser Ausdruck ‚Patienten desselben Irrsinns' herrührt? Er rührt von ihm her, von Andrei Petrowitsch! Und wissen Sie auch, daß wir hier vielleicht noch mehr als drei Patienten desselben Irrsinns sind? Ich möchte darauf wetten, daß Sie als die vierte an demselben Irrsinn leiden! Mit Ihrer Erlaubnis sage ich es geradeheraus: ich möchte darauf wetten,

daß Sie selbst Ihr ganzes Leben lang in Andrei Petrowitsch verliebt waren und es vielleicht auch jetzt noch sind . . ."

Ich wiederhole es, ich befand mich in einer Art von Verzückung, in einem Glückseligkeitsrausche; aber ich konnte nicht zu Ende sprechen: auf einmal fuhr sie mir mit unnatürlicher Geschwindigkeit mit der Hand in die Haare und duckte mich ein paarmal mit aller Kraft herunter . . . dann ließ sie mich plötzlich los, ging in eine Ecke, stellte sich mit dem Gesichte nach der Wand zu und bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche.

„Du Gelbschnabel! Untersteh dich nicht, das noch einmal zu sagen!" rief sie weinend.

Alles das kam mir so überraschend, daß ich natürlich ganz betäubt war. Ich stand da, sah sie an und wußte noch nicht, was ich tun sollte.

„Ach, du Dummkopf! Komm her und gib mir dummem Frauenzimmer einen Kuß!" sagte sie auf einmal, weinend und lachend. „Und untersteh dich nicht, untersteh dich nicht, das je wieder zu mir zu sagen . . . Und ich habe dich lieb und habe dich mein ganzes Leben lang lieb gehabt . . . du Dummkopf!"

Ich küßte sie. Ich bemerke dabei in Parenthese: von der Zeit an war ich Tatjana Pawlownas Freund.

„Ach ja! Was mache ich denn da?" rief sie auf einmal und schlug sich vor die Stirn. „Sagtest du nicht, der alte Fürst sei bei dir in deiner Wohnung? Ist das auch wahr?"

„Mein Wort darauf."

„Ach mein Gott! Ach, mir wird ganz übel!" rief sie und fuhr wie ein Kreisel im Zimmer umher. „Und sie stellen dort mit ihm alles mögliche auf! Ach, schlägt denn kein Donnerwetter in diese Schafsköpfe hinein? Und schon seit heute früh? Nein, diese Anna Andrejewna! Nein,

diese Nonne! Und sie, die holde Schöne, weiß noch gar nichts davon!"

„Welche holde Schöne?"

„Nun, die Königin der Erde, das hohe Ideal! Ach herrje, was soll man nun machen?"

„Tatjana Pawlowna!" rief ich, zur Besinnung kommend. „Wir haben hier Dummheiten geredet und die Hauptsache vergessen: ich bin ja gerade hergelaufen, um Katerina Nikolajewna zu holen, und sie warten dort alle auf meine Rückkehr."

Und ich setzte ihr auseinander, daß ich Katerina Nikolajewna das Schriftstück nur unter der Bedingung aushändigen würde, daß sie mir ihr Wort darauf gäbe, sich unverzüglich mit Anna Andrejewna zu versöhnen und sogar in deren Verheiratung mit dem alten Fürsten zu willigen . . .

„Wunderschön!" unterbrach mich Tatjana Pawlowna. „Ganz dasselbe habe ich ihr hundertmal wiederholt. Er stirbt ja doch vor der Hochzeit; heiraten wird er sie also sowieso nicht; und wenn er ihr, der Anna, in seinem Testament Geld vermacht hat, so ist das ohnehin schon da eingetragen und fällt ihr mit Sicherheit zu."

„Tut es denn Katerina Nikolajewna nur um das Geld leid?"

„Nein, sie hat immer gefürchtet, das Schriftstück befände sich in ihrem, Annas, Besitze, und ich ebenfalls! Wir haben sie deshalb auch überwacht. Die Tochter wollte nicht, daß das Gemüt des alten Mannes eine so schwere Erschütterung erlitte; aber diesem deutschen Patron, dem Bjoring, war es allerdings auch um das Geld zu tun."

„Und unter solchen Umständen gewinnt sie es über sich, Bjoring zu heiraten?"

„Was soll man mit so einem dummen Frauenzimmer anfangen? Ist eine einmal dumm, dann bleibt sie es ihr lebelang. Siehst du wohl, er soll ihr zur Ruhe verhelfen: sie sagt, irgendeinen müsse sie doch heiraten; da schien er ihr noch der Passendste; aber wir werden ja sehen, ob er für sie wirklich der Passendste sein wird. Nachher wird sie sich mit den Händen an den Kopf greifen; aber dann wird es zu spät sein."

„Aber Sie, warum lassen Sie es denn zu? Sie haben sie ja doch lieb; Sie haben ihr ja doch ins Gesicht gesagt, daß Sie in sie verliebt seien!"

„Das bin ich auch; ich habe sie lieber als euch alle zusammen; aber trotzdem ist sie eine sinnlose Närrin."

„Dann laufen Sie doch jetzt zu ihr hin, holen Sie sie her, und wir wollen alles erledigen und dann selbst mit ihr zu ihrem Vater gehen."

„Aber das ist unmöglich, du kleiner Dummkopf, unmöglich! Das ist es ja eben! Ach, was ist da zu machen? Ach, mir ist ganz übel!" Sie rannte wieder umher, griff aber doch nach ihrem Plaid. „O Gott, wenn du nur vier Stunden früher gekommen wärest; aber jetzt ist es bald acht, und sie ist vorhin zu Pelischtschews zum Diner gefahren und nachher mit ihnen in die Oper."

„Herr Gott, kann man denn nicht in die Oper laufen?... aber nein, das geht nicht! Was wird nun aus dem alten Manne werden? Er wird womöglich in der Nacht sterben!"

„Hör mal, geh nicht dahin; geh zu Mama und bleib da über Nacht; und morgen früh ..."

„Nein, um keinen Preis bleibe ich von dem alten Manne fort, mag da werden, was will!"

„Nun gut, bleib nicht von ihm fort; das ist ganz recht von dir. Ich aber, weißt du ... ich werde doch zu ihr

nach ihrer Wohnung laufen und ein Zettelchen für sie hinterlassen ... weißt du, ich werde ihr in Ausdrücken, die nur ihr verständlich sind, schreiben, daß das Schriftstück da ist und sie morgen Punkt zehn Uhr vormittags bei mir sein soll, ganz pünktlich! Sei unbesorgt, sie wird kommen, mir wird sie schon folgen; und dann bringen wir alles mit einem Male in Ordnung. Du aber lauf dorthin und erheitere den Alten aus Leibeskräften durch Witzchen und bringe ihn dazu, sich schlafen zu legen; vielleicht hält er sich noch bis morgen vormittag! Und verängstige auch Anna nicht, die habe ich ja auch lieb; du bist gegen sie ungerecht, weil du kein Verständnis dafür hast, daß sie schlecht behandelt worden ist, von Jugend auf; ach, und ihr alle habt mir eure Sorgen auf meine Schultern gepackt! Und vergiß nicht, bestelle ihr von mir, ich selbst hätte mich dieser Sache angenommen, ich selbst, und von ganzem Herzen, und sie solle unbesorgt sein, und ihr Stolz werde nicht verletzt werden ... Sie und ich, wir haben uns ja in den letzten Tagen ganz verzankt und uns gegenseitig geschimpft! Na, nun lauf ... Halt, zeig doch noch einmal deine Tasche ... ist es auch wahr, ist es auch wahr? O Gott, ist es auch wahr?! Gib mir den Brief doch wenigstens für diese Nacht; wozu brauchst du ihn? Laß ihn mir hier; ich fresse ihn nicht auf. Du läßt ihn sonst am Ende in der Nacht aus den Händen ... änderst am Ende deine Meinung!"

„Um keinen Preis!" rief ich. „Da, sehen Sie her, befühlen Sie es; aber ihn hierlassen, das tue ich auf keinen Fall!"

„Ich sehe, daß ein Papier da ist," sagte sie, indem sie die Tasche mit den Fingern betastete. „Na, gut also, dann gehe; ich aber werde vielleicht doch zu ihr ins Theater

laufen; du hattest recht, als du davon sprachst! So lauf doch, lauf!"

„Tatjana Pawlowna, warten Sie noch einen Augenblick: was macht Mama?"

„Die ist am Leben."

„Und Andrei Petrowitsch?"

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Der wird schon wieder zur Besinnung kommen!"

Ich lief davon, ermutigt und von Hoffnung erfüllt, obgleich es mir nicht so geglückt war, wie ich es mir in Gedanken zurechtgelegt hatte. Aber leider hatte das Schicksal anders bestimmt, und mich erwartete etwas anderes. Wahrlich, es gibt ein Fatum auf der Welt!

II

Schon als ich noch auf der Treppe war, hörte ich in unserer Wohnung Lärm, und die Entreetür fand ich offenstehend. Auf dem Flur stand ein mir unbekannter Diener in Livree. Peter Ippolitowitsch und seine Frau, beide durch irgend etwas in Angst versetzt, befanden sich ebenfalls auf dem Flur und warteten auf etwas. Die Tür zum Zimmer des Fürsten war geöffnet, und drinnen erscholl eine donnernde Stimme, die ich sofort als Bjorings Stimme erkannte. Ich hatte noch nicht zwei Schritte getan, als ich auf einmal sah, daß Bjoring und sein Begleiter, Baron R*** (derselbe, der zu Werssilow in der Duellangelegenheit gekommen war), den verweinten, zitternden Fürsten auf den Flur herausführten. Der Fürst schluchzte laut und umarmte und küßte Bjoring. Bjorings Geschrei richtete sich gegen Anna Andrejewna, die ebenfalls hinter dem Fürsten her auf den Flur herausgekommen war; er drohte ihr und stampfte, glaube ich, sogar mit den Füßen – kurz, er

zeigte sich als grober deutscher Soldat, trotzdem er ein Mitglied der höchsten Gesellschaftskreise war. Später stellte es sich heraus, daß er es sich damals aus irgendwelchem Grunde in den Kopf gesetzt gehabt hatte, Anna Andrejewna habe sich sogar kriminell strafbar gemacht und werde sich jetzt unfehlbar für ihre Handlungsweise vor Gericht verantworten müssen. Aus Unkenntnis der Sache stellte er sich diese viel größer vor, wie das eben viele so machen, und hielt sich daher für berechtigt, höchst ungeniert aufzutreten. Die Hauptsache war: er durchschaute die Lage nicht; er war, wie sich später ergab (ich werde das nachher noch erzählen), von allem durch eine anonyme Zuschrift in Kenntnis gesetzt worden und war sogleich in jenem Zustande der Raserei herbeigeeilt, in welchem sogar die klügsten Leute dieser Nation manchmal fähig sind, sich wie Schuster zu prügeln. Anna Andrejewna hatte sich diesem ganzen Überfall gegenüber höchst würdig benommen; aber da war ich noch nicht dagewesen. Ich sah nur, daß Bjoring, als er den alten Mann auf den Flur hinausführte, ihn auf einmal in den Händen des Barons R*** ließ, sich heftig zu Anna Andrejewna zurückwandte und ihr, wahrscheinlich als Antwort auf eine Bemerkung von ihrer Seite, zuschrie:

„Sie sind eine Intrigantin! Sie haben es auf sein Geld abgesehen! Von diesem Augenblicke an stehen Sie in der Gesellschaft als eine Ehrlose da und werden sich vor Gericht zu verantworten haben! . . ."

„Sie sind es, der den unglücklichen Kranken ausbeutet und ihn bis zum Irrsinn gebracht hat . . . mich schreien Sie an, weil ich eine Frau bin und niemanden habe, der mich beschützt . . ."

„Ach ja! Sie sind seine Braut, seine Braut!" rief Bjoring und schlug ein boshaftes, wütendes Gelächter auf.

„Baron, Baron ... cher enfant, je vous aime," jammerte der Fürst weinend und streckte die Arme nach Anna Andrejewna aus.

„Kommen Sie, Fürst, kommen Sie; es hat ein Komplott gegen Sie bestanden, vielleicht sogar gegen Ihr Leben!" schrie Bjoring.

„Oui, oui, je comprends, j'ai compris au commencement ..."

„Fürst," rief Anna Andrejewna mit erhobener Stimme, „Sie beleidigen mich und lassen es zu, daß man mich beleidigt!"

„Machen Sie, daß Sie wegkommen!" schrie Bjoring sie wieder an.

Das vermochte ich nicht mehr zu ertragen.

„Schurke!" brüllte ich ihn an. „Anna Andrejewna, ich beschütze Sie!"

Ich werde die nun folgenden Ereignisse nicht mit allen Einzelheiten schildern und bin auch gar nicht dazu imstande. Es spielte sich eine schauderhafte, gemeine Szene ab; es schien, als hätte ich auf einmal den Verstand verloren. Ich glaube, ich sprang auf Bjoring los und schlug ihn; wenigstens versetzte ich ihm einen starken Stoß. Er schlug mich ebenfalls mit aller Kraft über den Kopf, so daß ich zu Boden fiel. Sobald ich wieder zur Besinnung gekommen war, lief ich ihnen die Treppe hinunter nach; ich erinnere mich, daß mir Blut aus der Nase floß. An der Haustür wartete ein Wagen auf sie, und während sie dem Fürsten beim Einsteigen behilflich waren, kam ich zum Wagen herangelaufen und stürzte mich, obwohl mich der Diener zurückstieß, wieder auf Bjoring. Da erschien, ich weiß nicht, wie es zuging, die Polizei. Bjoring packte mich am Kragen und befahl dem Schutzmann in gebieterischem Tone,

mich nach der Wache zu bringen. Ich schrie, er müsse ebenfalls mitkommen, damit ein gemeinsames Protokoll über ihn und mich aufgenommen werde; der Schutzmann solle nicht wagen, mich beinahe aus meiner Wohnung weg zu arretieren. Aber da die Sache auf der Straße vorging und nicht in meiner Wohnung, und da ich schrie, schimpfte und um mich schlug wie ein Betrunkener, und da Bjoring seine Uniform anhatte, so arretierte der Schutzmann nur mich. Aber nun geriet ich in vollständige Raserei, widersetzte mich aus Leibeskräften und schlug, wie ich glaube, auch den Schutzmann. Ich erinnere mich, daß dann auf einmal ihrer zwei da waren und mich abführten. Ich kann mich kaum besinnen, wie sie mich in ein von Ofen- und Tabaksrauch erfülltes Zimmer brachten, zu einer Menge von allerlei Leuten, die da standen und saßen, warteten und schrieben; ich fuhr auch hier fort zu schreien und verlangte, es solle ein Protokoll aufgenommen werden. Aber es handelte sich nicht mehr bloß um Aufnahme eines Protokolls über mein Rencontre mit Bjoring, sondern die Sache hatte sich durch meine Widersetzlichkeit und Auflehnung gegen die Polizeigewalt kompliziert. Auch bot ich einen sehr häßlichen Anblick. Jemand schrie mich auf einmal in strengem Tone an. Der Schutzmann war dabei, mich wegen Prügelei zu verklagen, und erzählte von dem Oberst, den ich attackiert hätte ...

„Wie heißen Sie?" herrschte mich jemand an.

„Dolgoruki," brüllte ich.

„Fürst Dolgoruki?"

Außer mir vor Wut, antwortete ich mit einem sehr häßlichen Schimpfworte, und dann ... dann wurde ich, wie ich mich erinnere, in eine dunkle Kammer geschleppt: „zur Ernüchterung". Oh, ich erhebe keinen Protest gegen diese

Behandlung. Das ganze Publikum hat erst kürzlich in den Zeitungen die Beschwerden eines Herrn gelesen, der eine ganze Nacht im Arrestlokal hat gefesselt zubringen müssen, und zwar ebenfalls im Ernüchterungszimmer; aber der war, glaube ich, sogar unschuldig, und ich war schuldig. Ich warf mich auf die Pritsche zu zwei in totenähnlichem Schlafe liegenden Menschen. Der Kopf tat mir weh; es pochte in meinen Schläfen; das Herz schlug mir heftig. Ich verlor wahrscheinlich das Bewußtsein und habe wohl irre geredet. Ich erinnere mich nur, daß ich tief in der Nacht aufwachte und mich auf der Pritsche aufrichtete. Auf einmal kam mir alles ins Gedächtnis zurück und wurde mir klar und verständlich; ich setzte die Ellbogen auf die Knie, stützte den Kopf mit den Händen und versank in tiefes Sinnen.

Oh, ich will meine Gefühle nicht schildern und habe auch keine Zeit dazu; ich setze nur eine Bemerkung her: vielleicht habe ich niemals beseligendere Augenblicke in meiner Seele durchlebt als während jener Minuten des Sinnens in tiefer Nacht, auf der Pritsche, im Arrestlokal. Das mag dem Leser seltsam erscheinen, als eine Art von Wichtigtuerei, als ein Bestreben, durch Originalität zu glänzen – und doch war alles so, wie ich sage. Es war einer jener Augenblicke, die vielleicht bei jedem Menschen vorkommen, ihm aber nur ganz vereinzelt im Leben beschieden sind. In solchen Augenblicken entscheidet man über sein Schicksal; man bildet sich eine feste Weltanschauung und sagt sich für das ganze Leben: „Siehst du, da ist die Wahrheit, und diesen Weg mußt du gehen, um zu ihr zu gelangen." Ja, jene Augenblicke waren ein Licht für meine Seele. Ich, der ich von dem hochmütigen Bjoring beleidigt war und erwarten mußte, am nächsten Tage von jener vornehmen

Dame beleidigt zu werden, ich war mir sehr wohl bewußt, daß ich mich an ihnen furchtbar rächen konnte; aber ich beschloß, es nicht zu tun. Trotz der starken Versuchung beschloß ich, das Schriftstück nicht an die Öffentlichkeit zu bringen und es nicht der ganzen Welt bekanntzugeben (wie ich mir das auch schon hatte durch den Kopf gehen lassen); ich wiederholte mir nochmals meinen Vorsatz: gleich am nächsten Tage würde ich diesen Brief vor sie hinlegen und nötigenfalls statt eines Dankes sogar ein spöttisches Lächeln von ihr hinnehmen, aber dennoch kein Wort sagen und mich auf immer von ihr trennen ... Indessen ist es zwecklos, diese meine Gedanken hier ausführlich darzulegen. Über alles das aber, was mit mir dort auf der Wache am nächsten Tage vorgehen werde, wie man mich dem Reviervorsteher vorführen werde, und was sie mit mir anfangen würden – darüber nachzudenken kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Ich bekreuzte mich andächtig, streckte mich wieder auf die Pritsche und versank in einen festen Kinderschlaf.

Ich erwachte erst spät, als es schon hell geworden war. Die andern Insassen des Zimmers waren nicht mehr da, so daß ich allein war. Ich setzte mich hin und wartete schweigend lange Zeit, wohl eine Stunde; es mochte schon gegen neun sein, als ich gerufen wurde. Ich könnte nun auf die Einzelheiten näher eingehen; aber es ist nicht der Mühe wert, da das alles jetzt nebensächlich ist; meine Aufgabe ist es nur, die Hauptsache zu Ende zu erzählen. Ich will nur bemerken, daß man mich zu meinem größten Erstaunen mit einer ganz unerwarteten Höflichkeit behandelte: man fragte mich etwas, ich antwortete etwas und durfte sogleich weggehen. Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus und konnte in ihren Blicken mit einem Gefühl der Be-

friedigung sogar eine gewisse Verwunderung über einen Menschen lesen, der selbst in einer solchen Situation seine persönliche Würde zu wahren verstand. Wenn ich das nicht bemerkt hätte, würde ich es nicht herschreiben. An der Ausgangstür erwartete mich Tatjana Pawlowna. Ich will mit wenigen Worten klarlegen, warum ich damals so glimpflich davonkam.

Frühmorgens, vielleicht schon um acht Uhr, war Tatjana Pawlowna eilig nach meiner Wohnung, das heißt zu Peter Ippolitowitsch, gekommen, da sie den Fürsten immer noch dort zu finden erwartete, und hatte auf einmal all die schrecklichen Ereignisse des vorhergehenden Tages erfahren, darunter vor allem meine Verhaftung. Sofort war sie zu Katerina Nikolajewna hingestürzt (die schon tags zuvor bei ihrer Heimkehr vom Theater ihren zu ihr transportierten Vater wiedergesehen hatte), hatte sie geweckt, sie durch ihre Mitteilungen in Schrecken versetzt und von ihr verlangt, sie solle unverzüglich meine Freilassung erwirken. Mit ein paar Zeilen von ihr hatte sie sich schleunigst zu Bjoring begeben und sich von diesem ohne Verzug eine kurze Zuschrift an die betreffende Behörde geben lassen, worin Bjoring selbst dringend bat, mich unverzüglich freizulassen, da meine Verhaftung auf einem Mißverständnisse beruhe. Mit diesem Schreiben war sie dann nach der Revierwache gegangen, wo man ihrer Bitte Folge leistete.

III

Nun fahre ich in der Erzählung der Haupthandlung fort.

Nachdem Tatjana Pawlowna meiner habhaft geworden war, setzte sie mich in eine Droschke und brachte mich nach ihrer Wohnung, befahl der Köchin, sogleich den Samowar

zurechtzumachen, und wusch und säuberte mich eigenhändig bei sich in der Küche. In der Küche sagte sie laut zu mir, um halb zwölf werde Katerina Nikolajewna selbst zu ihr kommen (so hatten sie das kurz vorher miteinander verabredet), um mit mir die Zusammenkunft zu haben. Auf diese Weise hörte das dort auch Marja. Ein paar Minuten darauf brachte sie den Samowar herein; aber wiederum zwei Minuten darauf, als Tatjana Pawlowna sie rief, gab sie keine Antwort, und es stellte sich heraus, daß sie ausgegangen war. Ich bitte den Leser, dies sehr zu beachten; es war damals, wie ich annehme, dreiviertel auf zehn. Tatjana Pawlowna ärgerte sich zwar darüber, daß sie so ohne zu fragen verschwunden war, dachte aber, sie sei zum Kaufmann gegangen, und vergaß die Sache zunächst. Und wir hatten ja auch ganz andere Gedanken; wir redeten ununterbrochen, da wir ja auch genug Stoff dazu hatten, und infolgedessen schenkte zum Beispiel ich dem Verschwinden Marjas überhaupt so gut wie keine Beachtung; ich bitte den Leser, sich auch dies zu merken.

Selbstverständlich war ich ganz benommen; ich setzte ihr meine Empfindungen auseinander; das Wichtigste aber war: wir erwarteten Katerina Nikolajewna, und der Gedanke, daß ich in Zeit von einer Stunde ihr endlich gegenüberstehen würde, und noch dazu in einem so entscheidenden Augenblicke meines Lebens, machte mich zittern und beben. Endlich, als ich zwei Tassen Tee getrunken hatte, stand Tatjana Pawlowna plötzlich auf, nahm eine Schere vom Tische und sagte:

„Zeig deine Tasche her; wir müssen den Brief herausnehmen; wir können sie doch nicht in ihrer Gegenwart auftrennen."

„Richtig!" rief ich und knöpfte den Rock auf.

„Was ist denn das an der Tasche für eine Prudelei? Wer hat das zugenäht?"

„Ich selbst, ich selbst, Tatjana Pawlowna."

„Na, das sieht man, daß du das selbst gemacht hast! Na, da ist der Brief . . ."

Wir zogen den Brief heraus; das alte Kuvert war noch dasselbe, aber darin steckte ein leeres Blatt Papier.

„Was ist das?" rief Tatjana Pawlowna, es hin und her drehend. „Was ist denn mit dir?"

Aber ich stand sprachlos und blaß da . . . und sank auf einmal kraftlos auf einen Stuhl nieder; wahrhaftig, ich bekam beinahe einen Ohnmachtsanfall.

„Was hat denn das nun wieder zu bedeuten?" kreischte Tatjana Pawlowna. „Wo ist denn dein Schriftstück?"

„Lambert!" rief ich, plötzlich aufspringend und mir vor die Stirn schlagend; ich hatte den Zusammenhang erraten.

Eilig, nur mühsam atmend, setzte ich ihr alles auseinander: von der Nacht bei Lambert und von unserm damaligen Komplott; übrigens hatte ich ihr dieses Komplott schon tags zuvor eingestanden.

„Sie haben es gestohlen, gestohlen!" schrie ich, stampfte auf den Fußboden und griff mir in die Haare.

„Schlimm!" sagte Tatjana Pawlowna, als sie verstanden hatte, wie es stand. „Was ist die Uhr?"

Es war ungefähr elf.

„Ach, daß Marja nicht da ist! . . . Marja, Marja!"

„Was befehlen Sie, gnädiges Fräulein?" antwortete Marja auf einmal von der Küche aus.

„Bist du da? Aber was machen wir jetzt? Ich will schnell zu ihr hin . . . Ach, du Tölpel, du Tölpel!"

„Und ich will zu Lambert!" schrie ich. „Ich erwürge ihn, wenn es nötig ist!"

„Gnädiges Fräulein!“ schrie Marja plötzlich von der Küche her. „Da ist eine, die Sie dringend sprechen möchte . . .“

Aber sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als die „eine“ bereits hastig, mit Geschrei und Geheul, selbst aus der Küche hereingestürzt kam. Es war Alfonsina. Ich will die nun folgende Szene nicht mit allen Einzelheiten schildern; es war alles Betrug und Schauspielerei, aber ich muß bemerken, daß Alfonsina ihre Rolle großartig spielte. Mit Tränen der Reue und wütenden Gebärden schnatterte sie (natürlich auf Französisch) los: sie habe damals selbst die Tasche aufgetrennt und den Brief herausgenommen; jetzt befinde er sich in Lamberts Händen, und im Verein mit „diesem Räuber“, cet homme noir, wolle Lambert madame la générale zu sich einladen und erschießen, jetzt gleich, in einer Stunde . . . sie habe das alles von ihnen erfahren und auf einmal einen furchtbaren Schreck bekommen, weil sie bei ihnen eine Pistole, un pistolet, gesehen habe, und sei jetzt schnell zu uns gestürzt, damit wir hinkämen, die Generalin retteten, das Verbrechen verhinderten . . . Cet homme noir . . .

Kurz, all das war sehr wahrscheinlich, und sogar der Umstand, daß einige Angaben Alfonsinas recht dumm waren, erhöhte die Wahrscheinlichkeit noch.

„Was für ein homme noir?“ schrie Tatjana Pawlowna.

„Tiens, j'ai oublié son nom . . . Un homme affreux . . . Tiens, Versiloff.“

„Wersilow, das ist nicht möglich!“ rief ich.

„Ach, doch, möglich ist es schon!“ schrie Tatjana Pawlowna. „Aber so rede doch, liebes Kind; spring nicht herum und fuhrwerke nicht mit den Armen umher; was wollen sie denn eigentlich da tun? Setz uns das vernünftig

auseinander; ich kann doch nicht glauben, daß sie sie erschießen wollen!"

Das „liebe Kind" setzte die Sache folgendermaßen auseinander (NB. es war alles Lüge, sage ich noch einmal im voraus): Versiloff werde hinter der Tür sitzen; Lambert aber werde ihr, sobald sie eintrete, cette lettre zeigen; dann werde Versiloff hervorspringen, und sie würden sie ... „Oh, ils feront leur vengeance!" Sie, Alfonsina, fürchte ein Unglück, da sie selbst an der Sache beteiligt sei; cette dame aber, la générale, werde bestimmt kommen, „sofort, sofort," weil sie ihr eine Abschrift des Briefes zugeschickt hätten und diese sich sogleich überzeugt habe, daß sie den Brief wirklich besäßen; darum werde sie zu ihnen kommen. Geschrieben habe den Brief an sie Lambert allein, und von Wersilow wisse die Generalin nichts; Lambert aber habe sich ihr vorgestellt als einer, der soeben aus Moskau angekommen sei, von einer Moskauer Dame, une dame de Moscou (NB. Marja Iwanowna!).

„Ach, mir ist ganz übel! Ach, mir ist ganz übel!" rief Tatjana Pawlowna.

„Sauvez-la! sauvez-la!" schrie Alfonsina.

Natürlich lag in dieser verrückten Darstellung schon auf den ersten Blick etwas Ungeheuerliches; aber zum Nachdenken nahmen wir uns keine Zeit, weil die Sache in ihrem Kerne sehr glaublich aussah. Man konnte ja zwar annehmen, und mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Katerina Nikolajewna nach Empfang von Lamberts Einladung zuerst zu uns, zu Tatjana Pawlowna, herankommen werde, um über die Sache Klarheit zu erhalten; aber möglich war doch auch, daß sie es anders machte und direkt zu ihnen hinfuhr; und dann war sie verloren! Auch war schwer zu glauben, daß sie so ohne weiteres zu dem ihr unbekannten

Lambert auf die erste Aufforderung hineilen werde; aber dagegen ließ sich wieder sagen, daß sie möglicherweise auch dies tun werde, vielleicht deswegen, weil sie durch den Anblick der Abschrift zu der Überzeugung gelangt war, daß jene Leute ihren Brief wirklich in Händen hatten; und dann war ebendasselbe Unglück sicher! Vor allen Dingen hatten wir gar keine Zeit, um die Sache ordentlich zu überlegen.

„Und Wersilow wird sie ermorden! Wenn er sich so weit erniedrigt hat, mit Lambert gemeinsame Sache zu machen, so wird er sie auch ermorden! Da kommt der Doppelgänger zutage!" rief ich.

„Ach, dieser Doppelgänger!" stöhnte Tatjana Pawlowna händeringend. „Na, da ist dann weiter nichts zu machen," entschied sie kurz; „nimm deine Mütze und deinen Pelz, und dann alle zusammen vorwärts marsch! Bring uns geradeswegs zu ihnen, liebes Kind! Ach, das ist ja ein weiter Weg! Marja, Marja, wenn Katerina Nikolajewna kommen sollte, so sage ihr, ich würde gleich wieder zurück sein; sie möchte sich hinsetzen und auf mich warten; und wenn sie nicht warten will, so schließ die Tür zu und halte sie mit Gewalt zurück! Sag ihr, ich hätte es so befohlen! Hundert Rubel bekommst du, Marja, wenn du mir diesen Dienst erweisest."

Wir liefen auf die Treppe hinaus. Zweifellos war dies das Beste, was man sich nur aussinnen konnte, denn jedenfalls war die schlimmste Gefahr in Lamberts Wohnung zu befürchten; wenn aber Katerina Nikolajewna wirklich vorher zu Tatjana Pawlowna kam, so konnte Marja sie noch zurückhalten. Und doch änderte Tatjana Pawlowna, als wir schon eine Droschke gerufen hatten, auf einmal ihren Entschluß wieder.

„Fahr du mit ihr hin!" befahl sie mir, indem sie mich

mit Alfonsina allein ließ. „Und dort stirb für sie, wenn's nötig sein sollte; verstehst du? Ich komme gleich nach; ich will nur vorher noch schnell zu ihr, vielleicht treffe ich sie noch, denn die Geschichte kommt mir immerhin verdächtig vor!"

Sie schlug schleunigst die Richtung nach Katerina Nikolajewnas Wohnung ein. Ich aber machte mich mit Alfonsina auf die Fahrt zu Lambert. Ich trieb den Kutscher zur Eile an und versuchte während der Fahrt, Alfonsina weiter auszufragen; aber diese antwortete größtenteils nur mit Ausrufen und zuletzt mit Tränen. Aber Gott schützte und bewahrte uns alle, als alles schon nur an einem dünnen Faden hing. Wir hatten noch nicht den vierten Teil des Weges zurückgelegt, als ich plötzlich hinter mir schreien hörte: es wurde mein Name gerufen. Ich sah mich um: Trischatow suchte uns in einer Droschke einzuholen.

„Wo wollen Sie hin?" rief er erschrocken. „Und mit ihr, mit Alfonsina!"

„Trischatow!" rief ich ihm zu. „Sie haben die Wahrheit gesagt; es droht ein großes Unglück! Ich fahre zu dem schurkischen Lambert! Fahren Sie mit mir mit; das vergrößert unsere Stärke!"

„Kehren Sie um, kehren Sie sofort um!" schrie Trischatow. „Lambert täuscht Sie, und Alfonsina täuscht Sie ebenfalls. Mich schickt der Pockennarbige; sie sind nicht zu Hause: ich bin soeben Werssilow und Lambert begegnet, sie fuhren zu Tatjana Pawlowna ... sie sind jetzt dort ..."

Ich ließ den Kutscher halten und sprang zu Trischatow in seine Droschke hinüber. Bis auf den heutigen Tag ist es mir unbegreiflich, wie ich es fertigbrachte, mich so schnell zu entschließen; aber ich glaubte ihm sofort und entschloß mich. Alfonsina erhob ein gewaltiges Geschrei;

aber wir kümmerten uns nicht weiter um sie, und ich weiß tatsächlich nicht, ob sie umkehrte und uns nachfuhr, oder ob sie sich nach Hause begab; jedenfalls habe ich sie nicht mehr gesehen.

In der Droschke teilte mir Trischatow, vor Aufregung keuchend, mit Mühe und Not mit, es bestehe ein heimlicher Operationsplan; Lambert sei mit dem Pockennarbigen schon so gut wie einverstanden gewesen; aber im letzten Augenblicke sei der Pockennarbige ihm untreu geworden und habe ihn, Trischatow, soeben selbst zu Tatjana Pawlowna geschickt, um ihr zu sagen, sie solle Lambert und Alfonsina nicht trauen. Trischatow fügte noch hinzu, weiter wisse er nichts, da ihm der Pockennarbige weiter nichts mitgeteilt habe; denn dieser habe keine Zeit mehr gehabt, er habe selbst eilig irgendwohin gemußt, und es sei alles sehr hastig zugegangen. „Ich sah Sie abfahren", fuhr Trischatow fort, „und jagte Ihnen nach." Es war natürlich klar, daß auch dieser Pockennarbige vollständig orientiert war, da er Trischatow direkt zu Tatjana Pawlowna geschickt hatte; aber dies war wieder ein neues Rätsel.

Aber damit kein Wirrwarr entsteht, will ich, bevor ich die Katastrophe schildere, alles der Wahrheit gemäß klarlegen und zum letzten Male vorgreifen.

IV

Als Lambert damals den Brief gestohlen hatte, war er unverzüglich mit Werssilow in Verbindung getreten. Darüber, wie Werssilow mit einem Lambert hatte gemeinsame Sache machen können, will ich vorläufig nicht reden, davon später; das war vor allem ein Werk des Doppelgängers! Nachdem aber Lambert sich mit Werssilow ins Einvernehmen gesetzt hatte, entstand für ihn die Aufgabe, auf möglichst

schlaue Weise Katerina Nikolajewna zu einer Zusammenkunft zu locken. Werssilow versicherte ihm auf das bestimmteste, daß sie nicht kommen werde. Aber Lambert hatte schon seit der Zeit, wo ich damals, vor zwei Tagen am Abend, ihm auf der Straße begegnet war und ihm prahlerisch erklärt hatte, ich würde ihr den Brief in Tatjana Pawlownas Wohnung und in Tatjana Pawlownas Gegenwart zurückgeben – Lambert hatte gleich von diesem Augenblicke an eine Spionage eingerichtet, um über alles, was in Tatjana Pawlownas Wohnung vorging, orientiert zu sein; nämlich er hatte Marja bestochen. Er hatte ihr zwanzig Rubel geschenkt, sie am folgenden Tage, nachdem er den Diebstahl des Schriftstücks ausgeführt hatte, zum zweiten Male besucht, endgültig alles mit ihr abgeredet und ihr für den zu leistenden Dienst zweihundert Rubel versprochen.

Dies war der Grund, weshalb Marja, als sie kurz vorher gehört hatte, daß Katerina Nikolajewna um halb zwölf zu Tatjana Pawlowna kommen und auch ich anwesend sein würde, sogleich aus dem Hause gelaufen und in einer Droschke eilends mit dieser Nachricht zu Lambert gefahren war. Gerade das war es, was sie Lambert hatte mitteilen sollen; darin bestand der Dienst, den er von ihr verlangt hatte. Und nun hatte es sich zufällig getroffen, daß in diesem Augenblicke sich auch Werssilow bei Lambert befand. Und da hatte Werssilow im Nu diesen teuflischen Operationsplan ersonnen. Man sagt ja, daß Irrsinnige zu manchen Zeiten außerordentlich schlau sind.

Der Operationsplan bestand darin, uns beide, Tatjana Pawlowna und mich, vor Katerina Nikolajewnas Ankunft um jeden Preis, wenn auch nur für eine Viertelstunde, aus der Wohnung zu locken. Sie selbst wollten auf der Straße

warten und, sowie Tatjana Pawlowna und ich aus dem Hause wären, nach der Wohnung hinauflaufen, die ihnen Marja öffnen sollte, und auf Katerina Nikolajewna warten. Alfonsina aber hatte die Aufgabe, uns unterdessen mit allen Mitteln aufzuhalten, wo und wie sie wollte. Katerina Nikolajewna aber mußte, wie sie versprochen hatte, um halb zwölf ankommen, – also jedenfalls lange vor der Zeit, wo wir zurück sein konnten. (Selbstverständlich hatte Katerina Nikolajewna überhaupt keine Einladung von Lambert erhalten, und Alfonsina hatte uns angelogen; das war eben die List, die Werssilow ersonnen hatte, und Alfonsina hatte uns nur die Rolle der ängstlichen Verräterin vorgespielt.) Natürlich war das Ganze ein gewagtes Spiel; aber sie sagten sich ganz richtig: „Gelingt es, so ist es gut; gelingt es nicht, so ist noch nichts verloren, da wir ja das Schriftstück doch noch in Händen haben." Aber es gelang, und es konnte auch gar nicht mißlingen, da schon allein der Gedanke: „Wenn es nun alles wahr ist!" uns zwingen mußte, mit Alfonsina davonzulaufen. Ich wiederhole es noch einmal: zum Nachdenken hatten wir keine Zeit.

V

Ich lief mit Trischatow in die Küche und traf Marja in der größten Angst an. Sie hatte einen Schreck bekommen, als sie Lambert und Werssilow eingelassen und plötzlich in Lamberts Händen einen Revolver bemerkt hatte. Wenn sie auch das Geld von ihm angenommen hatte, so paßte doch der Revolver durchaus nicht in ihre Rechnung hinein. Sie wußte nicht, was sie tun sollte, und kaum erblickte sie mich, als sie auch auf mich losstürzte:

„Die Generalin ist gekommen, und sie haben eine Pistole!"

„Trischatow, warten Sie hier in der Küche," ordnete

ich an, „und wenn ich rufe, so kommen Sie mir schleunigst zu Hilfe!“

Marja öffnete mir die Tür zu Tatjana Pawlownas Schlafzimmer, und ich schlüpfte hinein, in jenes selbe Kämmerchen, in dem nur Tatjana Pawlownas Bett hatte Platz finden können, und in dem ich schon einmal zufällig gelauscht hatte. Ich setzte mich auf das Bett und suchte mir eine Spalte in der Portiere.

Aber im Zimmer war bereits Lärm, und es wurde laut geredet; ich merke an, daß Katerina Nikolajewna genau eine Minute nach ihnen die Wohnung betreten hatte. Den Lärm und das Reden hatte ich schon von der Küche aus gehört: der Schreiende war Lambert. Sie saß auf dem Sofa, und er stand vor ihr und schrie wie ein Narr. Jetzt weiß ich, warum er damals in so dummer Weise alle Haltung verloren hatte; er hatte es eilig und fürchtete überfallen zu werden; später werde ich darlegen, was es mit seiner Furcht eigentlich für eine Bewandtnis hatte. Den Brief hielt er in der Hand. Aber Werssilow befand sich nicht im Zimmer: ich machte mich bereit, bei der ersten Andeutung einer Gefahr hineinzustürzen. Ich gebe hier nur den Sinn des Gespräches wieder, vielleicht habe ich auch vieles nicht richtig im Gedächtnis; aber ich war damals zu aufgeregt, als daß ich mich an alles genau erinnern könnte.

„Dieser Brief ist dreißigtausend Rubel wert, und Sie wundern sich noch! Er ist hunderttausend wert, und ich verlange nur dreißigtausend!“ rief Lambert laut und sehr heftig.

Katerina Nikolajewna war zwar augenscheinlich erschrocken, blickte ihn aber mit verächtlicher Verwunderung an.

„Ich sehe," sagte sie, „daß mir hier eine Art von Falle gestellt worden ist, und verstehe nicht, wie die Sache zusammenhängt. Aber wenn dieser Brief sich wirklich in Ihrem Besitze befindet . . ."

„Aber da ist er ja; sehen Sie selbst! Ist er es etwa nicht? Einen Wechsel über dreißigtausend Rubel und keine Kopeke weniger!" unterbrach Lambert sie.

„Ich habe kein Geld."

„Schreiben Sie einen Wechsel; hier ist Papier. Und dann gehen Sie hin und beschaffen Sie das Geld; ich werde warten, aber nur eine Woche, nicht länger . . . Wenn Sie das Geld bringen, gebe ich Ihnen den Wechsel zurück, und desgleichen dann auch den Brief."

„Sie reden in einem so sonderbaren Tone mit mir. Sie irren sich. Wenn ich hingehe und über Sie Klage führe, wird Ihnen dieses Schriftstück noch heute abgenommen werden."

„Bei wem wollen Sie denn Klage führen? Hahaha! Es wird ein großartiger Skandal entstehen, und den Brief werde ich dem Fürsten zeigen! Und wo wird man ihn mir abnehmen? Ich bewahre Schriftstücke nicht in meiner Wohnung auf. Ich werde dem Fürsten den Brief durch eine dritte Person zeigen lassen. Seien Sie nicht störrisch, gnädige Frau, seien Sie mir vielmehr dankbar dafür, daß ich so wenig fordere; ein anderer würde außerdem noch eine Gefälligkeit verlangen . . . Sie können sich wohl denken, was für eine . . . eine Gefälligkeit, wie sie keine schöne Frau einem abschlägt, wenn sie in der Klemme sitzt, so eine . . . hehehe! Vous êtes belle, vous!"

Katerina Nikolajewna stand hastig von ihrem Platze auf, wurde dunkelrot und – spie ihm ins Gesicht. Dann ging sie schnell auf die Tür zu. Aber da zog dieser dumme

Mensch, der Lambert, den Revolver heraus. Ein beschränkter Dummkopf, wie er war, hatte er blind an die Wirkung des Schriftstücks geglaubt gehabt; namentlich hatte er nicht beachtet, mit wem er zu tun hatte, weil er eben, wie ich schon früher gesagt habe, bei allen Menschen eine ebenso gemeine Denkweise voraussetzte, wie er sie selbst besaß. Er hatte Katerina Nikolajewna gleich beim ersten Worte durch seine Pöbelhaftigkeit aufgebracht, während sie sonst vielleicht einem gütlichen Vergleich auf Grund einer Geldzahlung nicht abgeneigt gewesen wäre.

„Nicht von der Stelle!" brüllte er, wütend darüber, daß sie ihn angespien hatte, ergriff sie bei der Schulter und zeigte ihr den Revolver – natürlich nur als Drohung.

Sie schrie auf und sank auf das Sofa. Ich stürmte ins Zimmer; aber in demselben Augenblicke kam durch die nach dem Flur führende Tür auch Wersilow hereingestürzt. (Er hatte dort gestanden und gewartet.) Ehe ich ihn noch recht hatte sehen können, hatte er Lambert den Revolver entrissen und ihn damit aus aller Kraft auf den Kopf geschlagen. Lambert taumelte und fiel bewußtlos zu Boden; das Blut strömte aus seinem Kopfe auf den Teppich.

Sie aber wurde bei Wersilows Anblick auf einmal leichenblaß; ein paar Sekunden lang sah sie ihn in unbeschreiblicher Angst starr an und fiel dann auf einmal in Ohnmacht. Er stürzte zu ihr hin. Diese ganze Szene habe ich jetzt nur wie ein vorüberhuschendes Nebelbild in der Erinnerung. Ich erinnere mich, mit welchem Schrecken ich damals sein rotes, beinahe purpurfarbnes Gesicht und die blutunterlaufenen Augen sah. Ich glaube, daß er mich zwar im Zimmer bemerkte, mich aber wohl kaum erkannte. Er faßte die Bewußtlose, hob sie mit einer Kraft, wie sie ihm gar nicht zuzutrauen war, auf seine Arme, als wäre

sie federleicht, und trug sie wie ein kleines Kind sinnlos im Zimmer umher. Das Zimmer war nur von winziger Größe; aber er wanderte von einer Ecke nach der andern, offenbar ohne sich darüber klar zu sein, warum er es tat. In diesem einen Augenblick verlor er damals den Verstand. Er betrachtete fortwährend sie und ihr Gesicht. Ich lief hinter ihm her und hatte besonders meine Besorgnisse wegen des Revolvers, den er in seiner rechten Hand vergessen zu haben schien und dicht neben ihrem Kopfe hielt. Aber er stieß mich einmal mit dem Ellbogen, ein andres Mal mit dem Fuß weg. Ich wollte schon Trischatow herbeirufen, fürchtete aber, den Wahnsinnigen dadurch zu reizen. Endlich schlug ich schnell die Portiere auseinander und bat ihn inständig, sie auf das Bett zu legen. Er trat heran und legte sie darauf; er selbst stand, über sie gebeugt, daneben und sah ihr wohl eine Minute lang unverwandt ins Gesicht; dann bückte er sich plötzlich und küßte zweimal ihre blassen Lippen. Oh, da begriff ich endlich, daß dieser Mensch bereits vollständig unzurechnungsfähig war. Auf einmal holte er gegen sie mit dem Revolver aus; aber dann schien er sich eines andern zu besinnen, drehte den Revolver um und richtete ihn gegen ihr Gesicht. Ich packte ihn sofort mit Aufbietung all meiner Kraft am Arme und schrie nach Trischatow. Ich erinnere mich, daß wir beide mit ihm rangen; aber es gelang ihm, seinen Arm loszureißen und auf sich zu schießen. Er hatte sie und nach ihr sich selbst erschießen wollen; aber da wir ihn hinderten, auf sie zu schießen, so setzte er sich den Revolver gerade gegen das Herz; indes konnte ich ihm noch den Arm nach oben schlagen, und so traf ihn die Kugel in die Schulter. In diesem Augenblicke stürzte, laut aufschreiend, Tatjana Pawlowna herein; aber er lag schon bewußtlos neben Lambert auf dem Teppich.

Dreizehntes Kapitel

Schluß

I

Jetzt liegt diese Szene schon fast ein halbes Jahr zurück; viel Wasser ist seitdem ins Meer geflossen; vieles hat sich vollständig verändert, und für mich hat schon lange ein neues Leben begonnen ... Aber ich will das auch dem Leser auseinandersetzen.

Für mich wenigstens war sowohl damals als auch noch lange nachher die wichtigste Frage diese: wie konnte Wersilow mit einem solchen Menschen wie Lambert gemeinsame Sache machen, und welches Ziel hat er dabei eigentlich im Auge gehabt? Allmählich bin ich darüber einigermaßen ins klare gekommen: meiner Ansicht nach konnte Wersilow in jenen Augenblicken, das heißt an jenem ganzen letzten Tage und am vorhergehenden, gar kein festes Ziel im Auge haben; ja, ich glaube, er hat überhaupt keine Überlegungen angestellt, sondern unter der Einwirkung eines Wirbelsturmes von Gefühlen gehandelt. Daß er übrigens wirklich wahnsinnig gewesen wäre, halte ich nicht für richtig, um so weniger, da er auch jetzt keineswegs wahnsinnig ist. Aber das „Doppelgängertum" gebe ich unbedingt zu. Was ist das eigentlich, das Doppelgängertum? Das Doppelgängertum ist, wenigstens nach der Ansicht eines sachkundigen Mediziners, dessen Buch ich später expreß durchgelesen habe, nichts anderes als der erste Grad einer schon ernstlichen Geistesstörung, die zu einem recht üblen Ende führen kann. Auch Wersilow selbst hatte uns in jener Szene bei Mama diese damalige „Spaltung" seiner Gefühle und seines

Willens mit erschreckender Offenherzigkeit auseinandergesetzt. Aber ich wiederhole nochmals: jene Szene bei Mama, jene Zerschmetterung des Heiligenbildes, trug sich zwar unstreitig unter der Einwirkung eines echten Doppelgängertums zu; aber es ist mir seitdem immer so vorgekommen, als habe sich zum Teil auch eine Art von schadenfroher Sinnbildlichkeit mit eingemischt, eine Art von Haß auf die Erwartungen dieser Frauen, eine Art von Ingrimm gegen ihre Rechte und gegen ihre Stellung als seine Richterinnen, und als hätten sie beide, er und der Doppelgänger, gemeinschaftlich, jeder zur Hälfte, das Heiligenbild zerschlagen! Es war, als hätte er sagen wollen: „So werden auch eure Erwartungen zerschmettert werden!" Kurz, wenn dabei auch das Doppelgängertum mitwirkte, so war doch auch einfach Mutwille mit im Spiele ... Aber das alles ist nur eine Vermutung von mir; eine sichere Entscheidung dieser Frage ist schwierig.

Allerdings steckte, obwohl er Katerina Nikolajewna vergötterte, doch immer in ihm ein höchst aufrichtiger, tiefer Unglaube an ihre sittlichen Vorzüge. Ich glaube bestimmt, daß er damals hinter der Tür mit Spannung darauf gewartet hat, daß sie sich vor Lambert erniedrigen werde. Aber wollte er das, selbst wenn er darauf wartete? Ich wiederhole es noch einmal: ich bin des festen Glaubens, daß er damals nichts wollte und nicht einmal Überlegung hatte. Er wollte weiter nichts als da sein, dann hervorstürzen, ihr etwas sagen und vielleicht – vielleicht auch sie beleidigen, vielleicht auch sie töten ... Es konnte sich damals alles mögliche zutragen; nur wußte er, als er mit Lambert hinkam, nichts von dem, was geschehen werde. Ich füge hinzu, daß der Revolver Lambert gehörte, er selbst aber ohne eine Waffe gekommen war. Als er aber

ihr würdevolles, stolzes Benehmen sah und vor allem durch die Gemeinheit des sie bedrohenden Lambert in Empörung versetzt wurde, da stürzte er hervor – und darauf verlor er den Verstand. Ob er sie in jenem Augenblicke erschießen wollte? Meiner Ansicht nach wußte er das selbst nicht; aber er hätte sie sicherlich erschossen, wenn wir nicht seine Hand beiseite geschlagen hätten.

Seine Wunde erwies sich nicht als tödlich und heilte; aber er mußte recht lange daran liegen – natürlich in Mamas Wohnung. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, ist draußen Frühling, Mitte Mai, ein herrlicher Tag, und die Fenster sind bei uns geöffnet. Mama sitzt neben ihm; er streichelt mit der Hand ihre Wangen und Haare und blickt ihr voller Rührung in die Augen. Oh, das ist nur noch die Hälfte des früheren Wersilow; von Mama geht er jetzt nicht fort und wird er nie mehr fortgehen. Er hat sogar die „Gabe der Tränen" empfangen, wie sich der unvergeßliche Makar Iwanowitsch in seiner Geschichte von dem Kaufmann ausgedrückt hatte; übrigens scheint mir, daß Wersilow noch lange leben wird. Uns gegenüber benimmt er sich jetzt ganz harmlos und offenherzig wie ein Kind, ohne jedoch sein maßvolles Wesen und seine Selbstbeherrschung aufzugeben und ohne überflüssige Worte zu machen. Sein ganzer Geist und seine ganze moralische Anschauungsweise sind unverändert geblieben, wiewohl alles, was an idealer Auffassung in ihm lebte, noch stärker hervorgetreten ist. Ich sage geradeheraus, daß ich ihn niemals so liebgehabt habe wie jetzt, und es tut mir leid, daß ich weder Zeit noch Platz habe, um mehr über ihn zu sagen. Indessen will ich doch einen Vorfall erzählen, der sich neulich zugetragen hat (es haben sich viele ähnliche begeben): zu den Großen Fasten war er schon genesen und

erklärte in der sechsten Woche, er wolle sich durch Fasten und Kirchenbesuch zum Abendmahl vorbereiten. Das hatte er, glaube ich, seit dreißig Jahren oder noch länger nicht getan. Mama freute sich sehr; es wurden nun nur Fastenspeisen bereitet, indes ziemlich teure, feine. Ich hörte vom anstoßenden Zimmer aus, wie er am Montag und Dienstag vor sich hinsang: „Siehe, der Bräutigam kommt," und von der Melodie und dem Texte entzückt war. An diesen beiden Tagen sprach er mehrmals sehr schön über Religion; aber am Mittwoch stellte er diese fromme Vorbereitung plötzlich ein. Es hatte ihn auf einmal irgend etwas irritiert, irgendein „amüsanter Kontrast", wie er sich lachend ausdrückte. Irgend etwas hatte ihm in dem Äußern des Geistlichen, in dem kirchlichen Milieu mißfallen; aber er sagte nur, sobald er nach Hause zurückgekehrt war, mit einem stillen Lächeln: „Meine Freunde, ich liebe Gott sehr, aber ich bin dazu nicht geeignet." Gleich an demselben Tage gab es zu Mittag Roastbeef. Aber ich weiß, daß Mama sich auch jetzt häufig neben ihn setzt und mit leiser Stimme und einem stillen Lächeln mit ihm manchmal von ganz abstrakten Gegenständen zu reden anfängt; jetzt hat sie auf einmal ihm gegenüber Mut gefaßt; aber wie das so gekommen ist, das weiß ich nicht. Sie setzt sich neben ihn und spricht mit ihm, meist im Flüsterton. Er hört lächelnd zu, streichelt ihr Haar, küßt ihre Hände, und die vollste Glückseligkeit leuchtet auf seinem Gesichte. Manchmal kommen bei ihm auch Anfälle vor, die beinahe einen hysterischen Charakter tragen. Er nimmt dann ihre Photographie, eben jene, die er an jenem Abend geküßt hat, blickt sie unter Tränen an, küßt sie, überläßt sich seinen Erinnerungen und ruft uns alle zu sich; aber reden tut er in solchen Augenblicken nur wenig ... Katerina Nikola-

jewna scheint er vollständig vergessen zu haben und hat ihren Namen nicht ein einziges Mal mehr in den Mund genommen. Über seine Eheschließung mit Mama ist ebenfalls bei uns noch kein Wort gesprochen worden. Es war beabsichtigt, ihn zum Sommer ins Ausland zu bringen; aber Tatjana Pawlowna war entschieden dagegen, und er hatte auch selbst keine Lust. Sie werden statt dessen in einer Sommerfrische auf dem Lande leben, in der Umgegend von Petersburg. Beiläufig bemerkt: wir leben einstweilen sämtlich von Tatjana Pawlownas Vermögen. Ich füge noch eines hinzu: es tut mir schrecklich leid, daß ich mir im Laufe dieser Aufzeichnungen oft erlaubt habe, von diesem weiblichen Wesen respektlos und von oben herab zu reden. Aber beim Schreiben habe ich mich selbst so dargestellt, wie ich in jedem der Zeitpunkte war, die ich schilderte. Während ich nun diese Aufzeichnungen zum Abschluß bringe und die letzten Zeilen niederschreibe, ist es mir auf einmal zum Bewußtsein gekommen, daß ich gerade durch den Prozeß des ins Gedächtnis Zurückrufens und Niederschreibens an meiner eigenen Erziehung gearbeitet und mich umgebildet habe. Vieles, was ich geschrieben habe, kann ich jetzt nicht mehr vertreten, namentlich nicht den Ton mancher Sätze und Seiten; aber ich mag kein einziges Wort ausstreichen und umändern.

Ich habe bereits erwähnt, daß er von Katerina Nikolajewna kein Wort sagt; aber ich glaube sogar, daß er von seiner Leidenschaft vielleicht vollständig geheilt ist. Von Katerina Nikolajewna sprechen nur ich und Tatjana Pawlowna manchmal, und auch wir nur insgeheim. Jetzt befindet sich Katerina Nikolajewna im Auslande. Ich bin vor ihrer Abreise einige Male bei ihr gewesen und habe mit ihr gesprochen. Aus dem Auslande habe ich schon

zwei Briefe von ihr erhalten und sie beantwortet. Aber über den Inhalt unserer Briefe, sowie über das, worüber wir vor ihrer Abreise beim Abschiede gesprochen haben, schweige ich: das ist bereits eine andere Geschichte, eine ganz neue Geschichte, und sie gehört vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung noch der Zukunft an. Ich beobachte über gewisse Themata sogar Tatjana Pawlowna gegenüber Stillschweigen; aber nun genug hiervon. Ich füge nur noch hinzu, daß Katerina Nikolajewna nicht verheiratet ist und mit der Familie Pelischtschew zusammen reist. Ihr Vater ist gestorben, und sie ist nun eine der reichsten Witwen, die es gibt. Augenblicklich ist sie in Paris. Ihr Bruch mit Bjoring vollzog sich schnell und sozusagen von selbst, das heißt auf höchst natürliche Weise. Aber ich will das doch erzählen.

An dem Vormittage, an welchem sich jene furchtbare Szene abspielte, hatte der Pockennarbige, eben jener, zu dem Trischatow und sein Freund übergegangen waren, Zeit gefunden, Bjoring von dem beabsichtigten Attentat zu benachrichtigen. Das war so gekommen: Lambert hatte ihn trotz seines Sträubens doch zur Teilnahme überredet und, nachdem er sich damals des Schriftstücks bemächtigt hatte, ihm alle Einzelheiten und näheren Umstände des Unternehmens mitgeteilt und zuletzt auch das allerletzte Stück ihres Planes, das heißt die List, die Werssilow ersonnen hatte, um Tatjana Pawlowna zu täuschen. Aber im entscheidenden Augenblick hatte der Pockennarbige, der klüger als die andern alle war und vorhersah, daß ihre Projekte zu einem Kriminalverbrechen führen konnten, an Lambert Verrat begangen. Die Hauptsache war: er hielt Bjorings Dankbarkeit für sehr viel sicherer als den phantastischen Plan des ungeschickten, hitzigen Lambert

und des von seiner Leidenschaft fast verrückten Wersilow. Alles das habe ich später von Trischatow erfahren. Beiläufig bemerkt: ich weiß nicht und verstehe nicht, in welchem Verhältnis Lambert zu dem Pockennarbigen stand, und warum Lambert nicht ohne ihn zurechtkommen konnte. Aber weit mehr interessiert mich die Frage: warum bedurfte Lambert Wersilows, während Lambert doch, da er das Schriftstück in Händen hatte, die Sache gänzlich ohne dessen Beihilfe zu erledigen vermochte? Die Antwort ist mir jetzt klar: er bedurfte Wersilows erstens deshalb, weil dieser alle Verhältnisse genau kannte, und besonders bedurfte er seiner für den Fall, daß Lärm oder irgendein Malheur entstände, um die ganze Verantwortung auf ihn abzuwälzen. Und da Wersilow keine Geldforderung stellte, so hielt Lambert seine Beihilfe sogar für sehr willkommen. Aber Bjoring traf damals nicht zur rechten Zeit ein. Er kam erst eine Stunde nach dem Schusse, als Tatjana Pawlownas Wohnung bereits einen ganz andern Anblick bot. Nämlich: etwa fünf Minuten, nachdem Wersilow blutbedeckt auf den Teppich gefallen war, hatte Lambert, den wir alle für tot gehalten hatten, sich aufgerichtet und war aufgestanden. Er hatte erstaunt um sich geblickt, auf einmal schnell seine Gedanken gesammelt und war, ohne ein Wort zu sagen, in die Küche hinausgegangen; dort hatte er seinen Pelz angezogen und war für immer verschwunden. Das Schriftstück hatte er auf dem Tische liegen lassen. Ich habe gehört, daß er nicht einmal eigentlich krank, sondern nur ein bißchen unwohl gewesen ist: der Schlag mit dem Revolver hatte ihn betäubt und eine blutende Wunde verursacht, ohne ihm weiteren Schaden zu tun. Inzwischen war Trischatow schon weggelaufen, um einen Arzt zu holen; aber noch ehe dieser eintraf, war

auch Werſilow wieder zur Beſinnung gekommen, und noch bevor dies geſchehen war, hatte Tatjana Pawlowna Katerina Nikolajewna ins Bewußtſein zurückgerufen und nach Hauſe gebracht. So befanden ſich denn, als Bjoring zu uns hereingeſtürzt kam, in Tatjana Pawlownas Wohnung nur ich, der Arzt, der verwundete Werſilow und Mama, zu welcher Triſchatow ebenfalls hingelaufen war, und die trotz ihrer noch nicht behobenen Krankheit in größter Aufregung zu Werſilow geeilt war. Bjoring ſah ſich verſtändnislos um, und als er erfahren hatte, daß Katerina Nikolajewna ſchon weggefahren ſei, begab er ſich, ohne ein Wort zu uns zu ſagen, ſogleich zu ihr.

Er war ſehr beunruhigt; er glaubte mit Beſtimmtheit, daß jetzt ſkandalöſes Aufſehen und häßliches Gerede faſt unvermeidlich ſeien. Ein ſkandalöſes Aufſehen erregte der Vorfall jedoch nicht; es kamen nur Gerüchte in Umlauf. Daß da ein Schuß abgefeuert worden war, das zu verbergen gelang allerdings nicht; aber die Hauptſache an der Geſchichte, ihr eigentlicher Kern, blieb faſt unbekannt; Nachforſchungen Neugieriger ergaben nur, daß ein gewiſſer W***, obwohl Familienvater und faſt fünfzigjährig, in ſinnloſer Leidenſchaft einer höchſt achtenswerten Dame eine Liebeserklärung gemacht habe; die Dame habe jedoch ſeine Gefühle ganz und gar nicht geteilt, und da habe er in einem Anfall von Geiſtesſtörung auf ſich ſelbſt geſchoſſen. Weiter drang nichts in die Öffentlichkeit, und in dieſer Geſtalt gelangte die Nachricht durch dunkle Gerüchte auch in die Zeitungen, ohne Eigennamen, nur mit den Anfangsbuchſtaben der Familiennamen. Wenigſtens weiß ich, daß zum Beiſpiel Lambert in keiner Weiſe beläſtigt wurde. Nichtsdeſtoweniger bekam Bjoring, der die Wahrheit kannte, einen Schreck. Und da mußte es ſich auch

noch gerade damals treffen, daß er von jener Zusammenkunft erfuhr, die Katerina Nikolajewna mit dem in sie verliebten Werssilow zwei Tage vor jener Katastrophe unter vier Augen gehabt hatte. Das regte ihn sehr auf, und er erlaubte sich Katerina Nikolajewna gegenüber die recht unvorsichtige Bemerkung, wenn sie sich so benehme, so wundere er sich nicht mehr darüber, daß sich mit ihr so phantastische Geschichten begeben könnten. Katerina Nikolajewna löste sofort das Verhältnis zu ihm, ohne Zorn, aber auch ohne Schwanken. Ihre ganze wunderliche Ansicht von der Vernünftigkeit einer Ehe mit diesem Menschen verschwand wie Rauch. Vielleicht hatte sie ihn auch schon lange vorher durchschaut gehabt, und vielleicht hatten sich auch infolge der Gemütserschütterung, die sie durchgemacht hatte, manche ihrer Ansichten und Gefühle geändert. Aber bei diesem Punkte verstumme ich wieder. Ich füge nur noch hinzu, daß Lambert nach Moskau verschwand, und ich habe gehört, daß er dort bei irgend etwas abgefaßt worden ist. Trischatow aber habe ich schon lange, fast unmittelbar von jener Zeit an, aus den Augen verloren, trotz aller meiner bis jetzt fortgesetzten Bemühungen, seine Spur aufzufinden. Er ist nach dem Tode seines Freundes, „le grand dadais", verschwunden: dieser hat sich erschossen.

II

Den Tod des alten Fürsten Nikolai Iwanowitsch habe ich bereits erwähnt. Dieser herzensgute, sympathische alte Herr starb bald nach jenem Vorgange, übrigens doch erst einen ganzen Monat später; er starb in der Nacht, in seinem Bette, an einem Nervenschlage. Ich hatte ihn von dem Tage an, den er in meiner Wohnung zugebracht hatte, nicht mehr gesehen. Es wurde mir über ihn erzählt,

er sei in diesem Monat sehr viel vernünftiger, ja sogar fester geworden, sei nicht mehr so ängstlich gewesen, habe nicht mehr geweint und in dieser ganzen Zeit kein einziges Wort von Anna Andrejewna gesagt. Seine ganze Liebe hatte sich seiner Tochter zugewandt. Katerina Nikolajewna hatte ihm einmal, eine Woche vor seinem Tode, vorgeschlagen, mich zu seiner Unterhaltung holen zu lassen; aber er hatte sogar ein finsteres Gesicht dazu gemacht: ich teile diese Tatsache ohne jeden Kommentar mit. Es stellte sich heraus, daß sich seine Güter in bester Ordnung befanden, und außerdem fand sich ein sehr bedeutendes Kapital vor. Ein Drittel dieses Kapitales mußte dem Testamente des Fürsten gemäß an seine zahllosen Patenkinder weiblichen Geschlechts verteilt werden; aber recht sonderbar erschien es allen, daß Anna Andrejewnas in diesem Testamente überhaupt nicht Erwähnung getan war: ihr Name kam darin gar nicht vor. Aber als zuverlässige Tatsache ist mir folgendes bekannt geworden: einige wenige Tage vor seinem Tode rief der Alte seine Tochter und seine Freunde, Pelischtschew und den Fürsten W***, zu sich und befahl Katerina Nikolajewna im Hinblick auf sein möglicherweise nahes Ende, aus seinem Kapitalvermögen an Anna Andrejewna unter allen Umständen die Summe von sechzigtausend Rubeln auszuzahlen. Er sprach diesen seinen Willen in bestimmter, klarer, kurzer Form aus, ohne sich eine Gefühlsäußerung dabei zu erlauben und ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen. Als er gestorben und die Hinterlassenschaft klargelegt war, benachrichtigte Katerina Nikolajewna durch ihren Anwalt Anna Andrejewna, daß diese die sechzigtausend Rubel, so bald sie wolle, in Empfang nehmen könne; aber Anna Andrejewna lehnte das Anerbieten trocken und ohne überflüssige Worte ab:

sie weigerte sich, das Geld anzunehmen, trotz aller Versicherungen, daß dies tatsächlich der Wille des Fürsten gewesen sei. Das Geld liegt auch jetzt noch da und wartet auf sie, und Katerina Nikolajewna hofft immer noch, daß sie ihren Entschluß ändern werde; aber das wird nicht geschehen, und ich weiß das sicher, da ich jetzt einer von Anna Andrejewnas nächsten Bekannten und Freunden bin. Ihre Weigerung hat ziemliches Aufsehen erregt, und es wurde viel darüber gesprochen. Ihre Tante, Frau Fanariotowa, die anfangs über ihre mißfällig besprochene Affäre mit dem alten Fürsten recht aufgebracht gewesen war, änderte auf einmal ihre Meinung und erklärte ihr nach der Ablehnung des Geldes feierlich ihre Hochachtung. Dafür entzweite sich ihr Bruder aus diesem Grunde mit ihr für alle Zeit. Aber obwohl ich Anna Andrejewna häufig besuche, kann ich doch nicht sagen, daß wir miteinander gerade sehr intim geworden wären; von der Vergangenheit reden wir überhaupt nicht; sie empfängt mich bei sich sehr gern, spricht aber mit mir in einer sozusagen abstrakten Art. Unter anderem hat sie mir bestimmt erklärt, sie werde jedenfalls ins Kloster gehen; das ist noch nicht lange her, aber ich glaube nicht daran und halte es nur für den Ausfluß einer traurigen Stimmung.

Aber eine traurige, wahrhaft traurige Mitteilung habe ich insonderheit noch über meine Schwester Lisa zu machen. Das ist ein wirkliches Unglück; was wollen gegen ihr trauriges Schicksal alle meine Mißerfolge bedeuten! Es begann damit, daß Fürst Sergei Petrowitsch nicht wieder gesund wurde, sondern noch vor dem Urteilsspruche im Lazarette starb. Er verschied noch vor dem Fürsten Nikolai Iwanowitsch. Lisa blieb mit ihrem erwarteten Kinde allein zurück. Sie weinte nicht und war anscheinend sogar ruhig;

sie wurde sanft und friedlich, aber die ganze frühere Glut ihres Herzens schien plötzlich irgendwo in ihrem Innern ihr Grab gefunden zu haben. Sie half Mama demütig in der Wirtschaft und pflegte den kranken Andrei Petrowitsch; aber sie wurde furchtbar schweigsam und sah niemanden und nichts an, als ob ihr alles gleich wäre und sie teilnahmlos daran vorüberginge. Als sich Wersilows Befinden gebessert hatte, begann sie sehr viel zu schlafen. Ich brachte ihr Bücher, aber sie las sie nicht; sie magerte in erschreckender Weise ab. Ich versuchte es nicht, sie zu trösten: ich wagte es nicht, obwohl ich oft speziell mit dieser Absicht zu ihr ging; aber wenn ich mit ihr zusammen war, so vermochte ich ihr seelisch nicht nahezukommen und fand auch nicht die richtigen Worte, mit denen ich einen Tröstungsversuch hätte beginnen können. So dauerte dieser Zustand fort, bis sich ein schrecklicher Unfall begab: sie fiel unsere Treppe hinunter, nicht hoch, nur drei Stufen; aber sie hatte infolgedessen eine Fehlgeburt, und ihre Krankheit zog sich fast den ganzen Winter hin. Jetzt ist sie schon vom Bette auf; aber ihre Gesundheit hat für lange Zeit einen bösen Stoß bekommen. Sie ist, wie früher, uns gegenüber schweigsam und in sich gekehrt; aber mit Mama hat sie ein bißchen zu sprechen angefangen. All diese letzten Tage über hat die Frühlingssonne hell vom hohen Himmel geschienen, und ich mußte immer im stillen an jenen sonnigen Vormittag denken, als ich im vorigen Herbst mit ihr auf der Straße ging und wir beide so froh und voll Hoffnung waren und einander so lieb hatten. Ach, was ist seitdem alles geschehen! Ich beklage mich nicht: für mich hat ein neues Leben begonnen – aber sie? Ihre Zukunft ist ein Rätsel, und ich kann meine Schwester jetzt gar nicht ansehen, ohne daß mir das Herz weh tut.

Vor ungefähr drei Wochen gelang es mir aber doch, durch eine Nachricht über Wasin ihr Interesse zu erregen. Seine Haft war endlich aufgehoben und er vollständig in Freiheit gesetzt worden. Dieser verständige Mensch hatte, wie man erzählte, die genauesten Aufklärungen gegeben und die interessantesten Mitteilungen gemacht, durch die in den Augen der Männer, von denen sein Schicksal abhing, seine Unschuld vollständig erwiesen wurde. Auch sein vielberufenes Manuskript hatte sich lediglich als Übersetzungen aus dem Französischen erwiesen, sozusagen als Material, das er einzig und allein für sich gesammelt hatte, in der Absicht, es später einmal zu einer soliden Abhandlung für ein Journal zu benutzen. Er hat sich jetzt nach dem Gouvernement G*** begeben; sein Stiefvater Stebelkow aber sitzt immer noch im Gefängnis wegen seines Prozesses, der, wie ich gehört habe, sich je länger je mehr auswächst und kompliziert. Lisa hörte diese Nachricht über Wasin mit einem eigentümlichen Lächeln an und äußerte sich sogar dahin, diesen Ausgang habe seine Sache auch unfehlbar nehmen müssen. Aber sie war sichtlich zufrieden, natürlich darüber, daß Wasin durch die Einmischung des Fürsten Sergei Petrowitsch nicht zu Schaden gekommen war. Von Dergatschew und den andern habe ich hier nichts mitzuteilen.

Ich bin zu Ende. Vielleicht möchte dieser oder jener Leser gern wissen, was eigentlich aus meiner „Idee" geworden sei, und was es mit dem neuen Leben auf sich habe, das für mich angeblich begonnen hat, und über das ich so rätselhafte Andeutungen mache. Aber dieses neue Leben, dieser neue Weg, der sich da vor mir aufgetan hat, ist eben meine „Idee", dieselbe wie früher, aber in völlig anderer Gestalt, so daß man sie kaum wiedererkennen kann. Aber

in meinen „Aufzeichnungen" kann das alles keinen Platz mehr finden, weil es schon etwas ganz anderes ist. Das alte Leben ist völlig abgetan; das neue aber beginnt kaum erst. Aber eines muß ich doch ganz notwendig noch hinzufügen: Tatjana Pawlowna, meine wahre, geliebte Freundin, setzt mir fast täglich mit ihren Ermahnungen zu, ich möchte doch unter allen Umständen und so bald wie irgend möglich auf der Universität eintreten. „Nachher, wenn du mit dem Studium fertig bist," sagte sie, „dann denk dir große Dinge aus; aber jetzt studiere!" Ich muß gestehen, ich überlege ihren Vorschlag reiflich, weiß aber noch gar nicht, wofür ich mich entscheiden werde. Unter anderem habe ich ihr eingewendet, ich hätte jetzt gar kein Recht zu studieren, da ich arbeiten müßte, um Mama und Lisa unterhalten zu können; aber sie bietet dazu ihr Geld an und versichert, es werde für die ganze Dauer meines Universitätsbesuches ausreichen. Ich habe zuletzt beschlossen, jemand um Rat zu fragen. Ich hielt Umschau und wählte mir diesen Berater auf Grund sorgfältigster Prüfung. Meine Wahl fiel auf Nikolai Semjonowitsch, meinen früheren Erzieher in Moskau, Marja Iwanownas Mann. Nicht daß ich jemandes Rat so nötig gehabt hätte; sondern es kam mich einfach ein unwiderstehliches Verlangen an, die Meinung dieses Mannes zu hören, der mir ganz fern steht und sogar ein ziemlich kühler Egoist ist, aber unstreitig einen guten Verstand besitzt. Ich schickte ihm also mein ganzes Manuskript hin und bat ihn um Verschwiegenheit, weil ich es noch niemandem, namentlich auch nicht Tatjana Pawlowna, gezeigt hätte. Das weggeschickte Manuskript gelangte zwei Wochen darauf wieder an mich zurück, begleitet von einem ziemlich langen Briefe. Aus diesem Briefe habe ich nur ein paar Stellen exzerpiert, weil ich in ihnen

eine gewisse allgemeine Anschauung, die zur Aufklärung im vorliegenden Falle beitragen kann, zu finden glaube. Hier sind diese Exzerpte.

III

„. . . Und Ihre einstweilige Muße konnten Sie, mein lieber, unvergessener Arkadi Makarowitsch, gar nicht vorteilhafter verwenden, als Sie es jetzt durch die Niederschrift Ihrer ‚Aufzeichnungen' getan haben! Sie haben sich sozusagen über Ihre ersten stürmischen, gewagten Schritte auf der Lebensbahn mit vollem Bewußtsein Rechenschaft gegeben. Ich glaube bestimmt, daß Sie durch diese Darlegung tatsächlich in vieler Hinsicht ‚an Ihrer eigenen Erziehung haben arbeiten und sich umbilden' können, wie Sie sich selbst ausgedrückt haben. Eigentlich kritische Bemerkungen erlaube ich mir selbstverständlich nicht die geringsten zu machen, obgleich jede Seite einem zum Nachdenken Anlaß gibt . . . zum Beispiel ist der Umstand, daß Sie das Schriftstück so lange und so hartnäckig in Ihrem Besitz behalten haben, im höchsten Grade charakteristisch . . . Aber das ist nur eine Bemerkung unter Hunderten, die ich so für mich gemacht habe. Sehr zu schätzen weiß ich es auch, daß Sie mir, und anscheinend mir allein, ‚das Geheimnis Ihrer Idee', nach ihrem eigenen Ausdruck, haben mitteilen mögen. Aber Ihre Bitte, Ihnen meine Meinung speziell über diese ‚Idee' kundzutun, muß ich entschieden abschlagen: erstens ist in einem Briefe kein Raum dafür, und zweitens bin ich selbst bei mir noch nicht mit der Antwort im reinen, sondern muß die Sache erst noch gründlich verdauen. Ich bemerke nur, daß Ihre ‚Idee' sich durch Originalität auszeichnet, während die jungen Leute der jetzigen Generation sich größtenteils auf Ideen werfen, die sie nicht selbst ersonnen, sondern fertig vorgefunden haben; und der Vorrat derselben

ist nur recht klein, und zudem sind sie häufig auch gefährlich. Durch Ihre ‚Idee' sind Sie zum Beispiel wenigstens für einige Zeit vor den Ideen der Herren Dergatschew u. Co. bewahrt geblieben, die ohne Zweifel nicht so originell sind wie die Ihrige. Und endlich bin ich höchst einverstanden mit der Meinung der hochverehrten Tatjana Pawlowna, einer Dame, die ich zwar bereits persönlich kannte, aber bisher nicht imstande war in dem Maße zu schätzen, wie sie es verdient. Daß Sie, worauf sie dringt, auf der Universität eintreten, wird für Sie im höchsten Grade segensreich sein. Die Wissenschaft und das Leben werden zweifellos in drei, vier Jahren den Horizont Ihrer Gedanken und Bestrebungen noch erweitern, und wenn Sie nach Beendigung des Universitätsstudiums den Wunsch haben sollten, sich von neuem Ihrer ‚Idee' zuzuwenden, so wird dem nichts im Wege stehen.

Gestatten Sie jetzt, daß ich selbst, sogar ohne von Ihnen darum gebeten zu sein, Ihnen offenherzig einige Gedanken und Empfindungen vortrage, die die Lektüre Ihrer so offenherzigen ‚Aufzeichnungen' in meinem Kopfe und in meiner Seele wachgerufen hat. Ja, ich stimme Andrei Petrowitsch darin bei, daß man tatsächlich für Sie wegen der Vereinsamung Ihrer Jugend Befürchtungen hegen konnte. Und es gibt solcher Jünglinge, wie Sie, nicht wenige, und ihre Fähigkeiten drohen wirklich immer sich nach der schlechten Seite hin zu entwickeln: entweder zu schweigender Kriecherei oder zu dem heimlichen Verlangen nach Unordnung. Aber dieses Verlangen nach Unordnung entspringt vielleicht (und zwar sogar in den allermeisten Fällen) aus einem heimlichen Durste nach Ordnung und ‚edler Schönheit' (ich gebrauche Ihren eigenen Ausdruck). Die Jugend ist schon deshalb rein, weil sie eben Jugend ist. Vielleicht steckt in

diesen so frühen Ausbrüchen von Unverstand gerade dieser Durst nach Ordnung und dieses Suchen nach Wahrheit, und wer ist denn schuld daran, daß manche jungen Leute der Gegenwart diese Wahrheit und diese Ordnung in so dummen, lächerlichen Dingen sehen, daß man gar nicht begreift, wie sie überhaupt daran haben glauben können! Ich bemerke beiläufig, daß man früher, in noch gar nicht weit zurückliegender Zeit, noch vor einem Menschenalter, diese interessanten Jünglinge nicht so besonders zu bedauern brauchte, weil die Sache damals bei ihnen fast immer damit endete, daß sie sich nachher erfolgreich unserer höchsten Kulturschicht anschlossen und mit ihr zu einem Ganzen verschmolzen. Und mochten sie sich auch zum Beispiel am Anfange des Weges ihrer ganzen Unordnung und ‚Zufälligkeit', des gänzlichen Mangels an Vornehmheit wenigstens in ihren Familienverhältnissen und des Mangels an einer Stammestradition und an schönen, vollendeten Formen bewußt sein, so war das doch gerade um so besser, da sie infolgedessen nachher aus eigenem Antriebe mit Bewußtsein danach trachteten und es eben dadurch schätzen lernten. Heutzutage liegen die Dinge schon wesentlich anders, eben deswegen, weil es so gut wie nichts gibt, woran sie sich anschließen könnten.

Ich will das durch einen Vergleich oder sozusagen durch den Hinweis auf etwas Ähnliches verdeutlichen. Wenn ich ein russischer Romanschriftsteller wäre und Talent besäße, so würde ich meine Helden unbedingt aus dem russischen Geschlechtsadel entnehmen, da nur bei diesem einen Typus von gebildeten Russen wenigstens ein Schein von schöner Ordnung und schönem Gefühlsleben zu finden ist, Dinge, die in einem Romane zu einer guten Wirkung auf den Leser unentbehrlich sind. Wenn ich das sage, so meine

ich es durchaus nicht scherzhaft, obgleich ich selbst ganz und gar kein Adliger bin, was Ihnen übrigens selbst bekannt ist. Schon Puschkin hat sich in den ‚Traditionen einer russischen Familie' Stoffe für seine künftigen Romane angemerkt, und Sie können mir glauben, daß dort tatsächlich alles zu finden ist, was es bei uns bisher Schönes gegeben hat. Wenigstens ist dort alles zu finden, was es bei uns auch nur einigermaßen Fertiges gegeben hat. Ich sage das nicht, weil ich so unbedingt von der Richtigkeit und Wahrheit dieser Schönheit überzeugt wäre; aber hier gab es zum Beispiel schon längst vollendete Formen des Ehr- und Pflichtbegriffs, von dem außerhalb des Adels in Rußland nichts Vollendetes, ja nicht einmal ein erster Anfang vorhanden ist. Ich rede als ruhiger, ruheliebender Mensch.

Ob der dort bestehende Ehr- und Pflichtbegriff gut und richtig ist, das ist eine andere Frage; aber das Wichtigste ist für mich gerade die Vollendung der Form und die wie auch immer beschaffene Ordnung, und zwar eine Ordnung, die ihnen nicht vorgeschrieben ist, sondern die sie sich vor allen Dingen selbst erworben haben. O Gott, das Allerwichtigste ist eben bei uns eine wie auch immer beschaffene, aber vor allen Dingen eigene Ordnung! Darin lag unsere Hoffnung und sozusagen unser Augentrost; endlich wenigstens etwas Aufgebautes, und nicht dieses ewige Einreißen, nicht die überall umherfliegenden Späne, nicht Schutt und Staub, aus denen nun schon seit zweihundert Jahren sich nichts entwickelt.

Beschuldigen Sie mich nicht, ein Slawophile zu sein; ich sage das nur so aus Misanthropie, weil mir schwer ums Herz ist! Jetzt, seit kurzem, geht bei uns etwas vor, was das volle Widerspiel zu dem oben Geschilderten ist. Der Schutt wächst nicht mehr an die höhere Menschen-

schicht an, sondern im Gegenteil lösen sich von dem schönen Typus mit vergnügter Eilfertigkeit Stückchen und Bröckelchen ab und bilden herabfallend mit den Freunden der Unordnung und den Neidern einen gemeinsamen Haufen. Und es kommt keineswegs nur in vereinzelten Fällen vor, daß die Väter, die Stammhalter alter zivilisierter Familien, selbst schon über das lachen, woran ihre Kinder vielleicht noch würden glauben wollen. Ja noch mehr: sie zeigen ihren Kindern mit Begeisterung ihre gierige Freude an dem plötzlich entdeckten Rechte auf Ehrlosigkeit, das ihrer viele auf einmal irgendworaus deduziert haben. Ich spreche nicht von den echten Fortschrittsmännern, liebster Arkadi Makarowitsch, sondern nur von jenem unzähligen Gesindel, auf das der Ausspruch zutrifft: Grattez le Russe et vous verrez le tartare. Und glauben Sie mir: echte Liberale, echte, hochherzige Freunde der Menschheit, gibt es bei uns überhaupt nicht so viele, wie wir auf einmal geglaubt hatten.

Aber das alles ist Philosophie: kehren wir zu dem Romanschriftsteller zurück, den wir uns vorstellten! Die Lage unseres Romanschriftstellers würde in einem solchen Falle eine eng umschränkte sein: er könnte in keinem andern Genre schreiben als im historischen; denn der schöne Typus existiert in unserer Zeit nicht mehr, und wenn ja Reste von ihm übrig sind, so sind sie nach der jetzt herrschenden Meinung nicht im Besitze der Schönheit verblieben. Oh, im historischen Genre kann man noch eine Menge höchst erfreulicher, wohltuender Einzelheiten schildern! Man kann den Leser sogar dermaßen mit sich fortreißen, daß er das historische Gemälde als etwas auch in der Gegenwart noch mögliches ansieht. Ein solches von einem hochbegabten Schriftsteller verfaßtes Werk würde nicht sowohl

der russischen Literatur als der russischen Geschichte angehören. Das wäre ein künstlerisch vollendetes Bild einer russischen Luftspiegelung, die aber für den Leser etwas tatsächlich Existierendes sein würde, bis er einsähe, daß es eben eine Luftspiegelung ist. Der Enkel jener Helden, die in dem Bilde dargestellt wären, welches uns eine russische Familie vom Durchschnitt der oberen Bildungsstufe im Laufe dreier aufeinander folgender Generationen und im Zusammenhang mit der russischen Geschichte vor Augen führte, dieser Sprößling seiner Ahnen könnte in seinem modernen Typus nur als ein etwas misanthropischer, vereinsamter und zweifellos trübsinniger Mensch dargestellt werden. Er müßte sogar als eine Art von Sonderling erscheinen, so daß der Leser ihn auf den ersten Blick als einen erkennte, der vom Schlachtfelde gewichen ist und nichts mehr zu hoffen hat. Und in noch späterer Zeit wird auch dieser misanthropische Enkel verschwinden; neue, noch unbekannte Persönlichkeiten und eine neue Luftspiegelung werden erscheinen; aber was für Persönlichkeiten werden das sein? Wenn sie unschön sind, so ist in Zukunft der russische Roman ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ach, wird dann nur der Roman ein Ding der Unmöglichkeit sein?

Statt mich in die Ferne zu verlieren, kehre ich zu Ihrem Manuskripte zurück. Betrachten Sie zum Beispiel die beiden Familien des Herrn Werssilow (Sie müssen mir diesmal schon erlauben, ganz offenherzig zu reden). Erstens: über Andrei Petrowitsch selbst will ich nicht weiter sprechen; aber immerhin ist er doch das Oberhaupt eines adligen Geschlechtes. Er ist ein Edelmann vom alten Schlage und gleichzeitig ein Pariser Kommunard. Er ist eine echte Dichternatur und liebt Rußland; aber dafür negiert er es

auch vollständig. Er ist ohne alle Religion; aber er ist beinahe imstande, für etwas Undefinierbares zu sterben, das er nicht einmal zu benennen weiß, aber an das er nach dem Vorgange vieler russisch-westeuropäischer Zivilisatoren der Petersburger Periode der russischen Geschichte leidenschaftlich glaubt. Aber genug von ihm selbst; sehen wir nun seine legitime Familie an: von seinem Sohne will ich gar nicht reden, er ist dieser Ehre nicht würdig. Wer Augen im Kopfe hat, der weiß im voraus, wohin solche Buben schließlich geraten und, nebenbei gesagt, auch manchen mit sich reißen. Aber da ist seine Tochter Anna Andrejewna – entschieden ein Mädchen mit festem Charakter. Eine Persönlichkeit von der energischen Art der Äbtissin Mitrofanija, – selbstverständlich traue ich ihr keine verbrecherische Handlung zu; das wäre von meiner Seite eine Ungerechtigkeit. Wenn Sie mir jetzt sagen könnten, Arkadi Makarowitsch, daß diese Familie eine ‚zufällige' Erscheinung sei, so würde ich mich von Herzen freuen. Aber sollte nicht im Gegenteil die Annahme richtiger sein, daß schon eine große Menge solcher unzweifelhaft altadliger russischer Familien mit unwiderstehlicher Gewalt in die Gattung der ‚zufälligen' Familien übergehen und mit ihnen in allgemeiner Unordnung und Verwirrung zusammenfließen? Den Typus dieser ‚zufälligen' Familie weisen zum Teil auch Sie selbst in Ihrem Manuskripte auf. Ja, Arkadi Makarowitsch, Sie sind ein Mitglied einer ‚zufälligen' Familie, im Gegensatze zu den noch vor nicht allzu langer Zeit bei uns bestehenden legitimen adligen Typen, die eine von der Ihrigen so verschiedene Kinder- und Knabenzeit gehabt haben.

Ich muß gestehen, ich möchte kein Romanschriftsteller sein, dessen Held zu einer ‚zufälligen' Familie gehört.

Das ist eine undankbare Arbeit, und sie ermangelt der schönen Form. Und ferner sind diese Typen jedenfalls etwas noch im Fließen Begriffenes und können darum nicht in künstlerisch vollendeter Weise dargestellt werden. Es besteht die Möglichkeit, daß man bedeutende Fehler begeht, dies und das übertreibt, dies und das übersieht. Jedenfalls erwüchse einem die Aufgabe, sehr vieles zu erraten. Aber was soll am Ende ein Schriftsteller tun, der keine Lust hat, nur im historischen Genre zu schreiben, und von Schmerz über die gegenwärtige Entwicklung erfüllt ist? Er muß zu erraten suchen und ... sich irren.

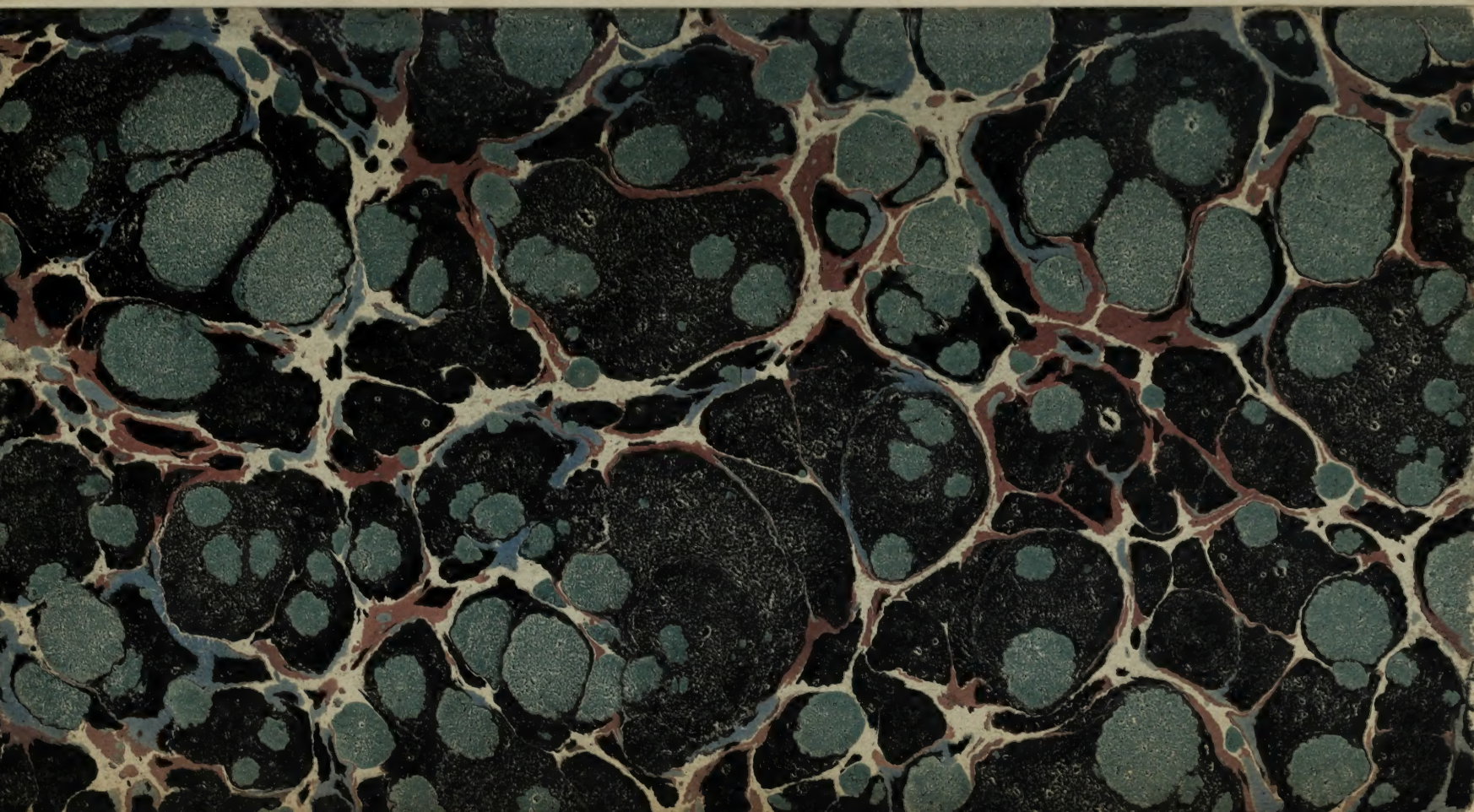
Aber solche ‚Aufzeichnungen' wie die Ihrigen könnten, glaube ich, als Material für ein künftiges, künstlerisches schriftstellerisches Produkt, für ein künftiges Bild einer unordentlichen, aber bereits vergangenen Periode dienen. Oh, wenn der Zorn des Tages vorbei ist und die Zukunft anbricht, dann wird ein zukünftiger Künstler sogar für die Darstellung der vergangenen Unordnung und Verwirrung schöne Formen finden. Dann, dann wird man solche ‚Aufzeichnungen' wie die Ihrigen nötig haben, und sie werden ein brauchbares Material liefern – trotz all ihrer Verwirrung und ‚Zufälligkeit', wenn sie nur aufrichtig sind. Es werden doch wenigstens ein paar richtige Züge darin stecken, so daß man aus ihnen erraten kann, was in der Seele manches jungen Menschen der damaligen trüben Zeit während seiner Werdejahre verborgen lag – eine Kenntnis, die nicht ganz wertlos ist; denn aus denen, die ihre Werdejahre durchgemacht haben, bilden sich die Generationen ..."

Gedruckt in der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

438097

LR
D7245
.Gr

Dostoevsky, Thedor Mikhailovich
Sämtliche Romane und Novellen; übertragen
von H.Röhl.
Vol.22.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET